



JULIE CLARK

DER TAUSCH

ZWEI FRAUEN. ZWEI TICKETS.
UND NUR EIN AUSWEG.

»SPANNUNG,
DIE DEN PULS IN
DIE HÖHE TREIBT.«
**PUBLISHERS
WEEKLY**

THRILLER

HEYNE <

Zum Buch

Ich weiß nur drei Dinge über sie: ihren Namen, wie sie aussieht und dass ihr Flug heute Morgen geht. Mein Vorteil – sie weiß nichts über mich. Ich bekämpfe die Panik, dass ich sie irgendwie verpasst haben könnte. Dass sie schon weg sein könnte und mit ihr meine Chance, dieses Leben hinter mir zu lassen und in ein anderes zu schlüpfen. Menschen verschwinden jeden Tag. Aber nur sehr wenige Menschen machen sich klar, wie schwierig es ist, wirklich zu verschwinden. Welche Sorgfalt notwendig ist, um auch die winzigste Spur zu beseitigen. Durch die beschlagene Glasscheibe sehe ich eine schwarze Limousine am Bordstein halten und weiß, dass sie es ist, bevor die Tür aufgeht und sie aussteigt. Sie ist hier. Ich kann anfangen.

Zur Autorin

Julie Clark wuchs in Santa Monica auf und las Bücher am Strand, während ihre Freunde zum Surfen gingen. Nach dem Studium arbeitete sie an der University of California, Berkeley. Dann kehrte sie zurück nach Santa Monica, wo sie heute zusammen mit ihren beiden Söhnen und einem goldenen Doodle lebt und als Lehrerin arbeitet. *Der Tausch* ist ihr erster Roman bei Heyne.

JULIE CLARK
**DER
TAUSCH**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Gabriele Burkhardt und Astrid Gravert

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *The Last Flight* erschien erstmals 2020 bei Sourcebooks Landmark.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstausgabe 02/2021
Copyright © 2020 by Julie Clark
Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Redaktion: Lars Zwickies
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
unter Verwendung von © Mohamad Itani / Trevillion Images (Flugzeugfenster), ©
gettyimages / DANNY HU (Himmel und Wolken)
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN: 978-3-641-26757-5
V001

www.heyne.de

All jenen Frauen gewidmet,
die ihre Geschichten erzählt haben – ob vor laufenden
Kameras in einem parlamentarischen
Untersuchungsausschuss oder allein in einem fensterlosen
Personalbüro.
Wir hören euch.
Wir glauben euch.

PROLOG

John F. Kennedy Airport, New York

Dienstag, 22. Februar

Der Tag des Absturzes

In Terminal 4 wimmelt es von Menschen, der Geruch von feuchter Wolle und Kerosin umgibt mich. Ich warte direkt hinter der Glasschiebetür, und jedes Mal, wenn sie sich öffnet, schlägt mir die kalte Winterluft entgegen. Ich stelle mir stattdessen eine milde puerto-ricanische Brise vor, die den Duft von Hibiskus und Meersalz trägt. Das weiche Spanisch, das dort gesprochen wird, hüllt mich ein und löscht die Person aus, die ich vorher war.

Draußen dröhnt es, wenn Flugzeuge in den Himmel aufsteigen, während drinnen schwer verständliche Ansagen aus den Lautsprechern erklingen. Irgendwo hinter mir spricht eine ältere Frau schrill und abgehackt auf Italienisch. Aber ich wende den Blick nicht vom Bordstein ab, richte die Augen auf den überfüllten Gehweg vor dem Terminal und suche nach ihr, knüpfe meinen Glauben – und meine ganze Zukunft – an die Tatsache, dass sie kommen wird.

Ich weiß nur drei Dinge über sie: ihren Namen, wie sie aussieht und dass ihr Flug heute Morgen geht. Mein Vorteil – sie weiß nichts über mich. Ich bekämpfe die Panik, dass ich sie irgendwie verpasst haben könnte. Dass sie schon weg sein könnte und mit ihr meine Chance, dieses Leben hinter mir zu lassen und in ein anderes zu schlüpfen.

Menschen verschwinden jeden Tag. Der Mann, der bei Starbucks in der Schlange steht und sich einen letzten Kaffee kauft, bevor er

ins Auto steigt und in ein neues Leben fährt, der eine Familie zurücklässt, die sich für immer fragen wird, was passiert ist. Oder die Frau, die in der letzten Reihe im Greyhound-Bus sitzt, aus dem Fenster starrt, während der Wind Haarsträhnen über ihr Gesicht weht, und eine Geschichte auslöscht, die zu schwer zu ertragen ist. Man sitzt vielleicht Schulter an Schulter mit jemandem, der in diesem Augenblick den letzten Moment als derjenige erlebt, der er war, und weiß es nicht.

Aber nur sehr wenige Menschen machen sich klar, wie schwierig es ist, wirklich zu verschwinden. Welche Sorgfalt notwendig ist, um auch die winzigste Spur zu beseitigen. Denn da ist immer etwas. Ein kleiner Faden, ein Fünkchen Wahrheit, ein Fehler. Es ist nur ein winziger Umstand nötig, um alles zunichtezumachen. Ein Anruf im Moment der Abreise. Ein Blechschaden drei Straßen vor der Autobahnauffahrt. Ein Flugausfall.

Eine Reiseplanänderung in letzter Minute.

Durch die beschlagene Glasscheibe sehe ich eine schwarze Limousine am Bordstein halten und weiß, dass sie es ist, bevor die Tür aufgeht und sie aussteigt. Als sie es tut, verabschiedet sie sich nicht von demjenigen, der mit ihr auf dem Rücksitz ist. Stattdessen eilt sie über den Gehweg und durch die Schiebetür, so nah, dass ihr rosa Kaschmirpullover meinen Arm streift, weich und einladend. Ihre Schultern sind hochgezogen, wie in Erwartung des nächsten Schlags, des nächsten Angriffs. Sie ist eine Frau, die weiß, wie leicht ein Fünftausend-Dollar-Teppich die Haut ihrer Wangen zerfetzen kann. Ich lasse sie vorbeigehen und hole tief Luft, um mich ein wenig zu entspannen. Sie ist hier. Ich kann anfangen.

Ich hänge meine Tasche über die Schulter und folge ihr, schlüpfe bei der Sicherheitskontrolle in die Schlange direkt vor ihr, denn ich weiß, dass Menschen auf der Flucht nur hinter sich schauen, niemals nach vorn. Ich warte auf eine Gelegenheit.

Sie weiß es noch nicht, aber bald wird sie eine der Verschwundenen sein. Und ich werde mich wie eine Rauchfahne am Himmel auflösen und verschwinden.

CLAIRE

Montag, 21. Februar

Der Tag vor dem Absturz

»Danielle«, sage ich, als ich das kleine Büro betrete, das neben unserem Wohnzimmer liegt. »Sagen Sie bitte Mr. Cook, dass ich ins Fitnessstudio gehe.«

Sie blickt von ihrem Computer auf, und ich sehe, dass ihr Blick an dem notdürftig mit Make-up kaschierten Bluterguss unten an meinem Hals hängen bleibt. Automatisch rücke ich den Schal zurecht, um den Fleck zu verstecken, obwohl ich weiß, dass sie kein Wort darüber verlieren wird.

»Wir haben um vier Uhr einen Termin im Literaturhaus in der Center Street«, sagt Danielle. »Sie werden wieder zu spät kommen.« Danielle behält den Überblick über meinen Terminkalender und meine Fehltritte, und sie ist diejenige, die Bericht erstattet, wenn ich zu spät komme oder einen Termin absage, den mein Mann Rory für wichtig hält. *Wenn ich für den Senat kandidiere, können wir uns keine Fehler leisten, Claire.*

»Danke, Danielle. Ich kann den Terminkalender ebenso gut lesen wie Sie. Bitte laden Sie meine Notizen vom letzten Mal hoch, und halten Sie sie bereit. Wir treffen uns dort.« Als ich den Raum verlasse, höre ich, wie sie zum Telefon greift, und verlangsamt den Schritt, obwohl ich weiß, dass dies ein denkbar schlechter Zeitpunkt ist, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich werde immer gefragt, wie es ist, in die Cook-Familie eingeheiratet zu haben, eine Politikerdynastie, die gleich nach den

Kennedys kommt. Ich lenke dann ab, indem ich von unserer Stiftung erzähle, geschult, mich auf die Arbeit statt auf die Gerüchte zu konzentrieren. Auf unsere Alphabetisierungsprogramme und Bewässerungsinitiativen in der Dritten Welt, die Beratungsdienste in der Stadt und die Krebsforschung.

Ich kann niemandem erzählen, dass es ein ständiger Kampf um Privatsphäre ist. Selbst bei uns zu Hause sind zu jeder Tageszeit irgendwelche Leute anwesend. Mitarbeiter. Hausangestellte, die für uns kochen und sauber machen. Ich muss um jede Minute und jeden Zentimeter für mich kämpfen. Nirgendwo bin ich vor Rorys Personal sicher. Alle von ihnen sind engagierte Cook-Mitarbeiter. Selbst nach zehn Jahren Ehe bin ich noch ein Eindringling. Der Außenseiter, den man im Auge behalten muss.

Ich habe gelernt, dafür zu sorgen, dass sie nichts zu sehen bekommen.

Das Fitnessstudio ist einer der Orte, an die Danielle mir nicht mit Listen und Terminkalendern folgt. Ich treffe mich dort mit Petra, der einzigen Freundin, die mir aus meinem Leben vor Rory geblieben ist, und die einzige, die aufzugeben er mich nicht gezwungen hat.

Denn Rory weiß gar nicht, dass sie existiert.

Als ich beim Fitnessstudio ankomme, ist Petra schon da. Ich ziehe mich im Umkleideraum um, und als ich die Treppe zu den Laufbändern hinaufsteige, steht sie am Treppenabsatz und nimmt sich ein Handtuch vom Stapel. Unsere Blicke begegnen sich kurz, doch als ich mir ein Handtuch nehme, sieht sie in die andere Richtung.

»Bist du aufgeregt?«, flüstert sie.

»Ich habe schreckliche Angst«, sage ich, wende mich ab und gehe weg.

Ich laufe eine Stunde, und als ich um genau halb drei, in ein Handtuch gewickelt, die Sauna betrete, schmerzen meine Muskeln vor Erschöpfung. Ich lächle Petra an, die allein in der obersten Reihe sitzt. Ihr Gesicht ist rot vor Hitze.

»Erinnerst du dich an Mrs. Morris?«, fragt sie, als ich mich neben sie setze.

Ich lächle, dankbar, dass ich an einfachere Zeiten denken kann.

Mrs. Morris war unsere Lehrerin in der zwölften Klasse, und Petra hätte beinahe das Klassenziel nicht erreicht.

»Du hast einen Monat lang jeden Nachmittag mit mir gelernt«, fährt sie fort. »Als keiner der anderen Schüler etwas mit mir oder Nico zu tun haben wollte wegen unseres Vaters. Du bist zu mir gekommen und hast dafür gesorgt, dass ich den Schulabschluss schaffe.«

Ich drehe mich auf der Holzbank zu ihr um. »Du tust so, als wären du und Nico Ausgestoßene gewesen. Ihr hattet Freunde.«

Petra schüttelt den Kopf. »Menschen, die nur nett zu dir sind, weil dein Vater die russische Ausgabe von Al Capone ist, sind keine Freunde.« Wir waren auf einer Eliteschule in Pennsylvania, wo die Kinder und Enkelkinder von altem Geldadel Petra und ihren Bruder Nico als spannende Fremdkörper betrachteten und sich ihnen näherten, als wäre es eine Mutprobe herauszufinden, wie nahe man ihnen kommen konnte. Aber sie nahmen keinen von beiden in ihren Kreis auf.

Und so bildeten wir ein Außenseitertrio. Petra und Nico sorgten dafür, dass sich keiner über meine Secondhanduniform oder den ramponierten Honda lustig machte, mit dem meine Mutter mich immer abholte. Sie sorgten dafür, dass ich nicht alleine aß, und schleiften mich zu Schulveranstaltungen, an denen ich sonst nicht teilgenommen hätte. Sie stellten sich zwischen mich und die anderen Kids, die grausame, verletzende Bemerkungen darüber machten, dass ich nur eine Externe mit Stipendium war. Zu arm, zu gewöhnlich, um wirklich eine von ihnen zu sein. Petra und Nico waren Freunde, als ich keine hatte.

Es schien Schicksal zu sein, als ich vor zwei Jahren ins Fitnessstudio kam und Petra sah, wie eine Erscheinung aus der Vergangenheit. Aber ich war nicht dieselbe Person, an die Petra sich von der Highschool erinnern würde. Zu viel hatte sich verändert. Zu viel würde ich erklären müssen, über mein Leben und was ich im Lauf der Zeit aufgegeben hatte. Und so hielt ich den Kopf gesenkt, während Petras Blick mich durchbohrte und mich aufforderte, sie ebenfalls anzusehen. Sie zu erkennen.

Als ich mein Trainingsprogramm beendet hatte, ging ich in den

Umkleideraum und hoffte, ich könnte mich in der Sauna verstecken, bis Petra gegangen war. Aber als ich eintrat, war sie dort. Als ob wir es die ganze Zeit geplant hatten.

»Claire Taylor«, sagte sie.

Als ich sie meinen Namen sagen hörte, musste ich unwillkürlich lächeln. Petras Tonfall und Sprachmelodie waren immer noch vom Russischen geprägt, das sie zu Hause sprach. Sofort hatte ich mich wieder wie ich selbst gefühlt, nicht wie die Person, die ich über die Jahre als Rorys Ehefrau gewesen war, glänzend und undurchschaubar, mit verborgenen Geheimnissen unter einer harten Schale.

Wir tasteten uns langsam vor. Wir machten Small Talk, der schnell persönlich wurde, als wir uns über die Jahre austauschten, die vergangen waren, seit wir uns zuletzt gesehen hatten. Petra hatte nicht geheiratet. Sie ließ sich treiben, unterstützt von ihrem Bruder, der jetzt das Familienunternehmen führte.

»Und du«, sagte sie und deutete auf meine linke Hand. »Du bist verheiratet?«

Ich sah sie prüfend an, überrascht, dass sie es nicht wusste. »Ich habe Rory Cook geheiratet.«

»Beeindruckend«, sagte Petra.

Ich sah weg und wartete darauf, dass sie fragte, was die Leute immer fragen – was wirklich mit Maggie Moretti passiert sei, deren Name für immer mit meinem Mann verbunden sein wird. Das Mädchen, das zweifelhaften Ruhm erlangt hatte, nur weil sie vor langer Zeit Rory geliebt hatte.

Aber Petra lehnte sich nur auf ihrer Bank zurück und sagte: »Ich habe das Interview gesehen, das er Kate Lane bei CNN gegeben hat. Was er mit der Stiftung geleistet hat, ist bemerkenswert.«

»Rory ist ein sehr leidenschaftlicher Mensch.« Eine vielsagende Antwort, wenn man nachhaken würde.

»Wie geht's deiner Mutter und Schwester? Violet muss inzwischen das College beendet haben.«

Ich hatte mich vor der Frage gefürchtet. Selbst nach so vielen Jahren saß der Verlust der beiden immer noch tief. »Sie sind vor vierzehn Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Violet war gerade elf geworden.« Bei meinem Bericht fasste ich mich kurz.

Ein regnerischer Freitagabend. Ein betrunkenen Fahrer, der ein Stoppschild übersah. Ein Zusammenstoß, bei dem sie beide sofort tot waren.

»O Claire«, hatte Petra gesagt. Sie hatte keine Plattitüden von sich gegeben oder mich gezwungen, Details zu offenbaren. Sie saß einfach bei mir und hüllte meine Trauer in Schweigen, denn sie wusste, dass Worte den Schmerz nicht lindern konnten.

Wir machten es uns zur Gewohnheit, uns jeden Tag nach dem Training in der Sauna zu treffen. Petra hatte Verständnis dafür, dass wir wegen ihrer Familie nicht in der Öffentlichkeit miteinander sprechen konnten. Selbst bevor wir wussten, was ich schließlich tun würde, waren wir vorsichtig, telefonierten selten und schickten uns auch keine E-Mails. Aber in der Sauna erneuerten wir unsere Freundschaft, bauten das gegenseitige Vertrauen wieder auf, das wir früher gehabt hatten, erinnerten uns an unser Bündnis, das uns beiden geholfen hatte, die Highschool zu überstehen.

Es dauerte nicht lange, bis Petra klar war, was ich verbarg. »Du musst ihn verlassen«, sagte sie eines Nachmittags, einige Monate nachdem wir uns wiedergetroffen hatten. Sie sah einen Bluterguss an meinem Oberarm, Überbleibsel eines Streits, den ich zwei Abende zuvor mit Rory gehabt hatte. Obwohl ich mich bemüht hatte, das Offenkundige zu verbergen – ein Handtuch um den Oberkörper höher gezogen, um den Hals gehängt oder über die Schulter drapiert –, hatte Petra stillschweigend die Zunahme der Spuren von Rorys Wut auf meiner Haut verfolgt. »Das ist nicht der erste, den ich bei dir gesehen habe«.

Ich bedeckte den Bluterguss mit dem Handtuch, weil ich ihr Mitleid nicht wollte. »Ich hab es einmal versucht. Vor ungefähr fünf Jahren.« Ich hatte gedacht, es wäre möglich, mich scheiden zu lassen. Ich hatte mich auf einen Streit eingestellt, wusste, dass es schmutzig und teuer werden würde, aber ich wollte seine Misshandlung als Druckmittel benutzen. *Gib mir, was ich will, und ich werde niemandem verraten, was für eine Sorte Mann du bist.*

Aber das war vollkommen schiefgegangen. »Es stellte sich heraus, dass die Frau, der ich vertraut hatte, die versucht hatte, mir zu helfen, mit einem alten Verbindungsbruder von Rory verheiratet

war. Und als Rory auftauchte, öffnete ihr Mann ihm die Tür und ließ ihn herein. Er verbrüderte sich sofort wieder mit Rory, mit heimlichem Handschlag und allem. Rory erzählte ihnen, dass ich mit Depressionen zu kämpfen habe, bei einem Psychiater in Behandlung sei und dass vielleicht eine stationäre Behandlung das Beste wäre.«

»Du meinst, er wollte dich einweisen lassen?«

»Er hat mir zu verstehen gegeben, dass es für mich noch viel schlimmer kommen könnte.« Den Rest erzählte ich Petra nicht. Dass er mich zu Hause so heftig gegen den Marmortresen in der Küche gestoßen hatte, dass ich mir zwei Rippen brach. *Dein Egoismus erstaunt mich. Dass du bereit bist, alles zu zerstören, was ich mit harter Arbeit aufgebaut habe – das Erbe meiner Mutter –, weil wir uns streiten. Alle Paare streiten sich, Claire.* Er hatte mit einer ausladenden Handbewegung auf den Raum gedeutet, die hochwertigen Geräte, die teuren Arbeitsplatten. *Sieh dich um. Wie könntest du dir mehr wünschen? Du wirst niemandem leidtun. Niemand wird dir überhaupt glauben.*

Das stimmte. Die Menschen wollten, dass Rory dem Bild entsprach, das sie von ihm hatten – der charismatische einzige Sohn der fortschrittlichen, geliebten Senatorin Marjorie Cook. Ich könnte niemals jemandem erzählen, was er mir antat, denn egal, was ich sagen würde, meine Worte würden unter der Liebe begraben werden, die die Menschen Marjorie Cooks einzigem Kind entgegenbrachten.

»Die Leute werden mir niemals glauben«, sagte ich schließlich.

»Denkst du das wirklich?«

»Glaubst du, man wäre Carolyn Bessette zu Hilfe geeilt, wenn sie gesagt hätte, dass JFK junior sie schlägt?«

Petra machte große Augen. »Machst du Witze? Wir sind in der #MeToo-Ära. Ich glaube, die Leute würden sich vor Begeisterung überschlagen. Es würde wahrscheinlich Extrasendungen bei Fox und CNN geben, um darüber zu reden.«

Ich lachte bitter. »In einer idealen Welt würde ich Rory zur Verantwortung ziehen. Aber ich habe nicht die Kraft, einen solchen Kampf aufzunehmen. Einen, der Jahre dauern, in jede Ecke meines Lebens dringen und alles Gute, was vielleicht hinterherkommt,

trüben würde. Ich will davon frei sein. Frei von ihm.«

Gegen Rory auszusagen wäre wie in einen Abgrund zu springen und darauf zu vertrauen, dass ich von der Großzügigkeit und Liebe anderer aufgefangen werde. Ich hatte schon zu viel Zeit in der Gegenwart von Menschen verbracht, die zusahen, wie ich mich im freien Fall befand, nur um in Rorys Nähe zu sein. In dieser Welt waren Geld und Macht gleichbedeutend mit Immunität.

Ich holte tief Luft und spürte, wie die Hitze in jede Faser meines Körpers drang. »Wenn ich ihn verlasse, müsste ich es so machen, dass er mich niemals findet. Denk daran, was mit Maggie Moretti passiert ist.«

Ich sah, dass Petras Blick eindringlicher wurde. »Denkst du, er hatte etwas damit zu tun?«

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll«, antwortete ich.

Im Verlauf des nächsten Jahres schmiedeten Petra und ich einen Plan, choreografierten mein Verschwinden genauer als ein Ballett. Eine Folge von Ereignissen, so perfekt geplant, dass nichts schiefgehen konnte. Und jetzt bin ich hier, nur Stunden von der Durchführung entfernt. Hitze erfüllt die Luft, Petra sitzt auf der Zedernholzbank neben mir. »Hast du heute Morgen alles abgeschickt?«, frage ich sie.

»Über FedEx, an dich adressiert, mit dem Vermerk ›persönlich‹. Es sollte gleich morgen früh im Hotel ankommen.«

Ich konnte nicht riskieren, alles, was ich angesammelt hatte, im Haus zu verstecken, wo jeder – die Mädchen oder, schlimmer noch, Danielle – es finden könnte. Also bewahrte Petra alles für mich auf – vierzigtausend Dollar von Rorys Geld sowie eine brandneue Identität dank Nico.

»Wegen der neuen technischen Anforderungen an diese Papiere ist es schwerer geworden, sie nachzumachen«, hatte er an dem Nachmittag gesagt, als ich zu ihm rausgefahren war. Wir saßen am Esstisch in seinem großen Haus auf Long Island. Aus ihm war ein gut aussehender Mann mit einer Ehefrau und drei Kindern geworden. Und mit Leibwächtern – zwei am Tor zur Auffahrt und zwei an der Haustür. Mir kam der Gedanke, dass Rory und Nico gar nicht so verschieden waren. Auch er war der auserwählte Sohn und

stand unter dem Druck, die Familie ins 21. Jahrhundert zu führen, mit neuen Regeln und Vorschriften. Von beiden wurde erwartet, mehr zu erreichen als die vorige Generation – oder zumindest nicht alles zu verlieren.

Nico schob mir einen dicken Umschlag zu. Ich öffnete ihn und zog einen in Michigan ausgestellten Führerschein sowie einen Pass mit meinem Bild heraus, der auf den Namen *Amanda Burns* ausgestellt war. Ich überflog den Rest – eine Sozialversicherungskarte, eine Geburtsurkunde und eine Kreditkarte.

»Damit kannst du alles machen«, sagte Nico, nahm den Führerschein und hielt ihn schräg unter die Lampe, damit ich das Hologramm sehen konnte. »Wählen. Eine Lohn- und Steuererklärung abgeben. Das ist Spitzenarbeit, und mein Mann ist der Beste. Es gibt nur einen anderen, der das ganze Paket so gut hinbekommt, und der lebt in Miami.« Nico gab mir die Kreditkarte – für ein Konto bei der Citibank unter meinem neuen Namen. »Petra hat es letzte Woche eröffnet, und die Kontoauszüge werden an ihre Adresse geschickt. Wenn du dich irgendwo niedergelassen hast, kannst du das ändern. Oder die Karte wegwerfen und ein neues Konto eröffnen. Aber sei vorsichtig. Lass dir nicht deine Identität klauen.«

Er lachte über seinen Witz, und ich sah kurz den Jungen von früher in seinem Gesicht aufblitzen, der immer beim Lunch neben mir und Petra gesessen und sein Sandwich gegessen hatte, während er seine Mathematik-Hausaufgaben machte. Die Last der Erwartungen schwebte bereits über ihm.

»Danke, Nico.« Ich gab ihm den Umschlag mit zehntausend Dollar, einem kleinen Teil des Geldes, das ich in den letzten sechs Monaten abgezweigt und gehortet hatte. Hundert Dollar hier. Hundert Dollar da. Das Geld steckte ich täglich in Petras Schrank im Fitnessstudio, wo sie es verwahrte, bis ich so weit war.

Seine Miene wurde ernst. »Eines musst du wissen: Wenn etwas schiefgeht, kann ich dir nicht helfen. Petra auch nicht. Dein Mann hat Möglichkeiten und Mittel, die mich, meine Existenz – und die von Petra – in Gefahr bringen können.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Du hast mehr als genug getan, und ich bin dir dankbar.«

»Ich meine es ernst. Es bedarf nur einer winzigen Verbindung zwischen deinem neuen und deinem alten Leben, und alles fällt in sich zusammen.« Seine dunklen Augen fixierten meine. »Du kannst nicht zurück. Kein einziges Mal. Unter keinen Umständen.«

»Das Flugzeug soll nach Rorys Plan ungefähr um zehn starten«, sage ich jetzt zu Petra. »Hast du daran gedacht, meinen Brief beizufügen? Ich will ihn nicht, zehn Minuten bevor ich abfahre, auf Hotelpapier noch einmal schreiben müssen.«

Petra nickt. »Mit im Umschlag. Adressiert und frankiert, fertig zum Abschicken von Detroit aus. Was hast du geschrieben?«

Ich denke an die Stunden, die ich bei dem Versuch verbracht habe, einen Brief zu schreiben, der jede Möglichkeit, dass Rory versuchen könnte, mir zu folgen, ausschloss. »Ich hab ihm geschrieben, dass ich ihn verlasse und dass er mich diesmal nicht finden wird. Dass er unsere Trennung bekannt geben und sagen soll, dass sie einvernehmlich ist. Und dass ich keine öffentliche Erklärung dazu abgeben werde.«

»Eine Woche bevor er seine Kandidatur für den Senat bekannt gibt.«

Ich grinse sie an. »Hätte ich bis hinterher warten sollen?«

Sobald ich genug Geld zusammen hatte, um ein neues Leben anzufangen, begann ich, nach einer perfekten Gelegenheit zu suchen, um zu gehen. Ich studierte unseren Google-Kalender auf der Suche nach einer Reise, die ich alleine machen würde, wobei ich mich auf Städte nahe der kanadischen oder mexikanischen Grenze konzentrierte. Die Detroit-Reise war perfekt dafür. Ich soll Citizens of the World besuchen, eine Charterschool, die sich soziale Gerechtigkeit auf die Fahne geschrieben hat und von der Cook Familienstiftung finanziert wird. Einem Nachmittagsbesuch in der Schule soll ein Abendessen mit Spendern folgen.

Ich lehne mich gegen die Bank hinter mir, starre an die Decke und gehe den Rest des Plans durch. »Wir landen ungefähr um zwölf. Der Termin in der Schule beginnt um zwei. Ich Sorge also dafür, dass wir zuerst ins Hotel fahren, damit ich das Päckchen an mich bringen und irgendwo sicher verwahren kann.«

»Ich habe heute bei der Autovermietung angerufen. Sie erwarten

eine Amanda Burns, die morgen um Mitternacht einen Kleinwagen abholt. Meinst du, du bekommst ein Taxi?«

»Es gibt ein Hilton ein Stück die Straße runter von meinem Hotel. Ich werde eins von da nehmen.«

»Ich mache mir Sorgen, dass dich jemand sieht, wenn du mitten in der Nacht mit einem Koffer das Hotel verlässt. Dir folgt. Rory anruft.«

»Ich nehme den Koffer nicht mit. Ich hab mir einen Rucksack gekauft, in den etwas Kleidung zum Wechseln und mein Geld passt. Alles andere lasse ich da – einschließlich Handtasche und Portemonnaie.«

Petra nickt. »Ich habe mit der Kreditkarte ein Zimmer im W Hotel in Toronto gebucht, falls du eins brauchst. Sie erwarten dich.«

Ich schließe die Augen, die Hitze macht mich benommen. Oder ist es der Druck, jede Kleinigkeit richtig zu machen? Mir darf nicht der geringste Fehler unterlaufen.

Ich spüre, wie die Minuten vergehen. Der Moment rückt näher, an dem ich den ersten Schritt in einer Reihe von Schritten mache, die unwiderruflich sein werden. Ein Teil von mir möchte das Ganze vergessen. Nach Detroit fliegen, die Schule besuchen und nach Hause zurückkehren. Weitere Tage mit Petra in der Sauna. Aber dies ist meine Chance, zu entkommen. Sobald Rory seine Kandidatur für den Senat bekannt gegeben hat, gehen meine Möglichkeiten gegen null.

»Es wird Zeit.« Petra spricht leise, und ich öffne wieder die Augen.

»Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll«, sage ich.

»Du warst vor vielen Jahren meine einzige Freundin. Du musst mir nicht danken. Ich bin es, die dir zu danken hat«, sagt sie. »Du bist an der Reihe, glücklich zu sein.« Sie wickelt sich das Handtuch fester um den Körper, und ich sehe kurz ihr Lächeln aufblitzen.

Ich kann nicht glauben, dass wir das letzte Mal hier sitzen. Das letzte Mal, dass wir uns unterhalten. Dieser Raum war wie ein Zufluchtsort, dunkel und still, nur unser Flüstern, wenn wir meine Flucht planten. Wer wird morgen hier mit ihr sitzen? Oder übermorgen?

Ich spüre die Endgültigkeit meiner Abreise bedrohlich näher rücken. Ich denke daran, wie absolut das Ende sein wird, und frage mich, ob es das wert ist. Ob es besser sein wird. Bald wird Claire

Cook aufhören zu existieren, wird ihre glänzende Fassade abwerfen.
Ich habe keine Ahnung, was ich darunter finde.
Noch dreiunddreißig Stunden, bis ich weg bin.

CLAIRE

Montag, 21. Februar

Der Tag vor dem Absturz

Ich treffe Danielle mit fünfzehn Minuten Verspätung vor dem Literaturbüro in der Center Street. »Kein Wort«, warne ich sie, obwohl ich weiß, dass sie Rory wahrscheinlich schon drei Textnachrichten geschickt hat.

Sie folgt mir wortlos durch die Türen in den großen Vorraum, den sie hier für Buchvorstellungen und Schreib-Workshops benutzen. Um diese Zeit herrscht dort reger Betrieb, er ist voller Schüler und Tutoren. Ich stelle mir vor, wie ganz anders es wäre, wenn Rory hier durchgehen würde, die Welle aufgeregten Raunens, die ihn begleiten würde. Mir schenkt niemand besondere Aufmerksamkeit. Ohne Rory bin ich nur ein weiteres Gesicht, das kurz auftaucht und dann wieder verschwindet. Nicht bemerkenswert. Was bald ein Vorteil für mich sein wird.

Ich gehe durch den Vorraum und steige zwei Treppen hoch in den zweiten Stock, wo sich die Verwaltungsbüros befinden. Dann betrete ich den Konferenzraum, wo schon alle versammelt sind.

»Schön, Sie zu sehen, Mrs. Cook«, sagt die Geschäftsführerin mit einem warmen Lächeln.

»Freut mich auch, Anita. Wollen wir anfangen?« Ich setze mich, Danielle direkt hinter mir. Das Treffen beginnt mit der Besprechung der jährlichen Benefizveranstaltung, die in acht Monaten ansteht. Es fällt mir schwer, Begeisterung für ein Event zu heucheln, das lange nach meinem Verschwinden stattfindet. Ich vertreibe mir die Zeit mit

der Vorstellung, wie das nächste Treffen sein wird. Man wird leise darüber sprechen, dass ich Rory verlassen habe, dass ich mir nie etwas habe anmerken lassen, dass ich während des ganzen Treffens gelächelt habe und dann verschwunden bin. *Wohin ist sie gegangen? Kein Mensch verschwindet einfach so aus seinem Leben. Warum wird sie nicht gefunden? Wer wird zuerst auf Maggie Moretti zu sprechen kommen?* Mit leiser, flüsternder Stimme die Frage aussprechen, die sich jeder von ihnen stellen wird, wenn auch nur für einen Moment: *Glaubst du, dass sie ihn wirklich verlassen hat – oder glaubst du, ihr ist etwas passiert?*

Rory hatte mir bei unserem dritten Date von Maggie Moretti erzählt.

»Alle fragen mich immer, was passiert ist«, hatte er gesagt, während er sich im Sessel zurücklehnte und die Beine übereinanderschlug. »Es war eine Tragödie, von Anfang bis Ende, und ich bin immer noch nicht ganz darüber hinweg.« Er nahm seinen Wein und schwenkte ihn im Glas, bevor er einen Schluck davon nahm. »Wir haben uns ununterbrochen gestritten, und Maggie wollte, dass wir übers Wochenende wegfahren. Um es noch einmal zu versuchen und richtig miteinander zu reden, ohne die Ablenkungen der Stadt. Aber nichts war dort anders. Wir wärmten dieselben alten Sachen auf, nur an einem anderen Ort.« Seine Stimme war leiser geworden, die Geräusche des Restaurants traten in den Hintergrund. Die Art, wie er sprach – mit bewegter Stimme –, erschien mir so echt und unverstellt. Mir kam damals nicht in den Sinn, dass er lügen könnte. »Schließlich hatte ich genug und bin gegangen. Ich bin in mein Auto gestiegen und nach Manhattan zurückgefahren. Einige Stunden später riefen unsere Nachbarn die Feuerwehr, weil das Haus brannte. Man fand sie zusammengebrochen am Fuß der Treppe. Ich hatte keine Ahnung, was passiert war, bis die Polizei mich am nächsten Morgen anrief. Es stand damals nicht in den Zeitungen, aber bei der Autopsie fand man Rauch in ihrer Lunge. Also hatte sie noch gelebt, als das Feuer ausbrach. Ich werde mir nie verzeihen, dass ich gegangen bin. Ich hätte sie retten können.«

»Warum dachten sie, du hättest etwas damit zu tun?«

Er zuckte mit den Schultern. »Es ist eine bessere Geschichte, und

ich gönne es den Medien, obwohl mein Vater der *New York Times* niemals verziehen hat. Es war ein Segen, dass meine Mutter nicht mehr lebte, denn sie hätte sich Sorgen um ihre Umfragewerte gemacht.« Seine Verbitterung überraschte mich, aber er verbarg sie schnell wieder. »Schlimm ist nur, was es mit Maggies Andenken gemacht hat. Meinetwegen kennt die ganze Welt ihren Namen aus den falschen Gründen. Man weiß, wie sie gestorben ist, nicht, wer sie war.« Er blickte aus dem Fenster, voller Schmerz und Bedauern. Dahinter glitzerte die New Yorker Straße im leichten Regen, die Lichter funkelten im Dunkeln wie Diamanten. Dann fasste er sich wieder und leerte sein Glas. »Ich nehme es der Polizei nicht übel, dass sie ihren Job gemacht hat. Ich verstehe, dass sie getan haben, was sie ihrer Meinung nach tun mussten. Ich hatte Glück, dass die Gerechtigkeit sich durchgesetzt hat, das ist nicht immer der Fall. Aber die Erfahrung hat mich erschüttert.«

Der Kellner war gekommen und wartete offenbar auf eine Pause in unserem Gespräch, um den schwarzen Umschlag, der die Rechnung enthielt, vor Rory zu schieben. Rory hatte auf eine so bezaubernde Art gelächelt, dass es mir das Herz brach. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als dass er für mich dasselbe empfand wie früher einmal für Maggie Moretti.

»Mrs. Cook, würden Sie dieses Jahr wieder den Vorsitz bei der stillen Auktion übernehmen?« Anita Reynolds, die Leiterin des Literaturhauses, sieht mich über den langen Tisch hinweg an.

»Sicher«, sage ich. »Wir könnten uns Freitag treffen und überlegen, an wen wir wegen der Spenden herantreten können. Ich muss kurz nach Detroit, aber dann bin ich zurück. Zwei Uhr?« Sie nickt, und ich trage den Termin in unseren gemeinsamen Google-Kalender ein. Ich bin mir bewusst, dass er auf Danielles iPad direkt hinter mir und auf Rorys Computer zu Hause erscheinen wird. Das sind Dinge, an die ich denken muss – Termine machen, Blumen bestellen, Pläne für eine Zukunft schmieden, die ohne mich stattfinden wird. Dinge, die meine Spuren verwischen und alle glauben machen, dass ich eine hingebungsvolle Ehefrau bin, die sich für die vielen wichtigen Projekte engagiert, welche die Cook Familienstiftung unterstützt.

Einunddreißig Stunden.

Als ich wieder nach Hause komme, gehe ich nach oben, um mir etwas anderes anzuziehen. Ich sehe, dass Danielle meinen Koffer umgepackt hat, während ich im Fitnessstudio war. Die modernen Sachen, die ich bevorzuge, sind herausgenommen und durch eher konservative Kostüme und High Heels, die Rory gerne an mir sieht, ersetzt worden.

Ich schließe die Tür ab und öffne meinen Schrank, hole den versteckten Nylonrucksack hervor, den ich letzte Woche in einem Sportgeschäft bar bezahlt habe. Ich streiche ihn glatt und schiebe ihn in das Reißverschlussfach des Koffers. Eins nach dem anderen hole ich die Kleidungsstücke, die ich mitnehmen will, aus ihrem Versteck und packe sie ein. Eine eng anliegende Daunenjacke, einige langärmelige T-Shirts und eine NYU -Baseballkappe, die ich vor Kurzem gekauft habe, um mein Gesicht vor Sicherheitskameras in Hotellobbys zu verbergen. Ich nehme meine Lieblingsjeans von ihrem Platz im Regal und schiebe alles unter die Sachen, die Danielle für den Anlass eingepackt hat. Genug für die ersten paar Tage. Nicht so viel, dass jemand bemerken würde, dass Sachen aus meiner Kommode oder meinem Schrank fehlen. Ich schließe den Reißverschluss, stelle den Koffer neben die Tür, setze mich aufs Bett und genieße die Einsamkeit des abgeschlossenen Zimmers.

Es erstaunt mich noch immer, wie ich hier landen konnte. So weit weg von zu Hause, von der Person, die ich werden wollte. Ich habe einen Abschluss in Kunstgeschichte am Vassar College mit summa cum laude gemacht. Ich habe einen begehrten Job bei Christie's ergattert.

Aber seitdem meine Mutter und Violet gestorben waren, war ich wie betäubt und musste kämpfen, um mich über Wasser zu halten. Mich in Rory zu verlieben fühlte sich an, als würde ich endlich aufwachen. Er verstand, was ich verloren hatte, denn er litt selbst unter einer schmerzlichen Erfahrung. Er verstand, wie Erinnerungen einen beschleichen und bedrücken konnten, bis man keine Luft mehr zum Atmen bekam. Keine Worte. Das Einzige, was man tun konnte, war warten, bis der Schmerz nachließ wie eine Flut, die abflaute. Bis man sich wieder rühren konnte.

Unten im Flur höre ich Stimmen, ein leises Murmeln, das ich nicht verstehen kann. Angespannt warte ich, ob sie versuchen hereinzukommen, mache mich auf eine Standpauke über verschlossene Türen gefasst. *Sie können ihren Job nicht machen, wenn du dich in jedem Zimmer einschließt.* Die Haustür wird geschlossen, und Rorys Stimme dringt zu mir herauf. Ich streiche meine Haare glatt, zähle bis zehn, versuche, die Angst und Anspannung aus meinem Gesicht zu wischen. Ich habe noch eine Nacht, und ich muss meine Rolle perfekt spielen.

»Claire!«, ruft er aus der Eingangshalle. »Bist du zu Hause?«
Ich hole tief Luft und öffne die Schlafzimmertür. »Ja«, rufe ich.
Achtundzwanzig Stunden.

»Wie geht's Joshua dieses Semester?«, fragt Rory unsere Köchin Norma, als sie beim Abendessen den Wein einschenkt.

Norma lächelt und stellt die Flasche neben Rory auf den Tisch.
»Sehr gut, obwohl ich nicht so viel von ihm höre, wie mir lieb wäre.«

Rory lacht, nimmt einen kleinen Schluck und nickt zustimmend.
»So sollte es sein, fürchte ich. Sagen Sie ihm, ich hoffe, dass er ein weiteres Semester auf der Liste des Dekans steht.«

»Das werde ich, Sir. Danke. Wir sind Ihnen so dankbar.«

Rory winkt ab. »Das tue ich gerne.«

Rory hat vor vielen Jahren beschlossen, die Studiengebühr für jedes Kind oder Enkelkind seiner Hausangestellten zu bezahlen. Deshalb sind sie ihm absolut ergeben. Gewillt wegzusehen, wenn unsere Auseinandersetzungen laut werden oder sie mich im Badezimmer weinen hören.

»Probier den Wein, Claire. Er ist unglaublich.«

Inzwischen weiß ich, dass es besser ist, ihm zuzustimmen. Am Anfang unserer Ehe habe ich einmal gesagt: »Er schmeckt für mich wie vergorene Trauben.«

Rorys Miene blieb unbeteiligt, als hätte er meine Worte nicht gehört. Aber er nahm mein Glas vom Tisch, hielt es mit ausgestrecktem Arm und ließ es auf den Boden fallen, wo es zerbrach und der rote Wein sich über den Holzfußboden in Richtung des teuren Teppichs unter dem Tisch ergoss. Norma kam bei dem Geräusch des zerbrechenden Glases aus der Küche .

»Claire ist so ungeschickt«, sagte er und griff über den Tisch, um meine Hand zu drücken. »Das ist eines der Dinge, die ich an ihr mag.«

Norma, die sich hinhockte, um die Bescherung zu beseitigen, sah zu mir hoch – offenbar verwirrt, wie mein Glas einen Meter entfernt vom Tisch auf dem Boden gelandet war. Ich schwieg, unfähig etwas zu sagen, während Rory in aller Ruhe begann, sein Abendessen zu verzehren.

Norma trug die durchweichten Handtücher in die Küche, kam mit einem anderen Weinglas wieder und schenkte mir ein. Als sie gegangen war, legte Rory die Gabel hin und sagte: »Dieser Wein kostet vierhundert Dollar die Flasche. Du musst dir mehr Mühe geben.«

Jetzt starrt Rory mich an, wartet. Ich nehme einen winzigen Schluck, schmecke nicht die würzige Note oder den Hauch von Vanille, die Rory darin ausmacht. »Köstlich«, sage ich.

Ab morgen trinke ich nur noch Bier.

Nach dem Essen gehen wir hinüber in Rorys Büro, um einige Punkte für die Rede, die ich morgen beim Dinner halten soll, durchzugehen. Wir sitzen uns an seinem Schreibtisch gegenüber, ich mit dem Laptop auf den Knien. Das Dokument mit der Rede ist geöffnet und als Google-Doc für ihn freigegeben. Es ist Rorys bevorzugte Plattform. Er benutzt sie für alles, da sie ihm Zugang zu allem ermöglicht, woran jeder von uns gerade arbeitet, jederzeit. Wenn ich gerade an etwas arbeite und plötzlich sein Symbol auf meinem Bildschirm erscheinen sehe, weiß ich, dass er mich beobachtet.

So kommuniziert er auch mit seinem langjährigen persönlichen Assistenten Bruce, ohne dass etwas dokumentiert wird. In einem geteilten Dokument können sie einander Dinge sagen, die sie vielleicht nicht in eine E-Mail oder eine Textnachricht schreiben oder am Telefon sagen wollen. Ich habe über die Jahre nur Gesprächsfetzen mitbekommen. *Ich hab dir dazu eine Notiz im Doc gemacht* . Oder: *Sieh im Doc nach. Ich hab noch einiges hinzugefügt, das dich interessieren wird* . Im Doc werden sie mein Verschwinden besprechen, Vermutungen anstellen, wohin ich gefahren bin, und vielleicht überlegen, wie sie mich ausfindig

machen können. Es ist wie ein Chatroom, zu dem nur Rory und Bruce Zugang haben und wo sie frei über Dinge sprechen können, über die niemand sonst etwas wissen darf.

Ich konzentriere mich wieder auf unser Gespräch, stelle ein paar Fragen über die Gruppe, zu der ich sprechen werde, und richte meine Aufmerksamkeit auf den Event. Bruce sitzt in seiner Ecke des Büros, macht sich auf seinem Laptop Notizen, fügt unsere Ergänzungen in die Rede ein, während wir sprechen. Ich beobachte ihn auf meinem Bildschirm, ein Cursor mit seinem Namen daran, die Worte, die wie von Zauberhand erscheinen. Während Bruce tippt, frage ich mich, ob er weiß, was Rory mir antut. Bruce kennt Rorys Geheimnisse. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er von diesem nichts weiß.

Als wir fertig sind, sagt Rory zu mir: »Sie werden dich nach der Pressekonferenz nächste Woche fragen. Sag ihnen nichts dazu. Lächle einfach, und bring das Gespräch wieder auf die Stiftung.«

Die Vorbereitung der Bekanntgabe von Rorys Kandidatur war quälend. Alle paar Tage waren Gerüchte durchgesickert, tonnenweise Spekulationen in den Medien darüber, dass Rory da weitermacht, wo seine Mutter aufgehört hat.

Marjorie Cook war für ihr parteiübergreifendes Verhandlungsgeschick bekannt gewesen, ihre Fähigkeit, die schwierigsten und konservativsten Senatoren für eine moderatere Politik zu gewinnen. Lange vor Hillary Clinton und sogar Geraldine Ferraro hatte es heimliche Gespräche über eine Präsidentschaftskandidatur gegeben. Aber Marjorie war in Rorys erstem Collegejahr an Darmkrebs gestorben. Das Loch, das sie hinterließ, wurde von einer explosiven Mischung aus Unsicherheit und Aggressivität ausgefüllt, die oft überschäumte und diejenigen traf, die es wagten, ihm bei Gesprächen über seine politische Zukunft seine Mutter vorzuhalten.

»Ihr habt mir noch gar keine Einzelheiten zur Pressekonferenz genannt, die ich verraten könnte«, sage ich, während ich aus den Augenwinkeln beobachte, wie Bruce seinen Schreibtisch für heute aufräumt. Stifte in die obere Schublade. Laptop in die Hülle, dann in die Tasche, um ihn mit nach Hause zu nehmen.

Nachdem Bruce gegangen ist, lehnt Rory sich zurück und schlägt

die Beine übereinander. »Wie war dein Tag?«

»Gut.« Mein linker Fuß wippt, das einzige Zeichen meiner Nervosität. Als Rorys Blick darauf fällt, mit hochgezogenen Augenbrauen, drücke ich die Ferse in den Teppich und zwingen mich stillzuhalten.

»Heute warst du im Literaturhaus Center Street, stimmt's?« Er legt die Fingerspitzen zusammen, die Krawatte ist gelockert. Ich beobachte ihn wie aus großem Abstand, den Mann, den ich einmal geliebt habe. Die Linien um seine Augen zeugen von Lachen, von gemeinsamem Glück. Aber auch von Wut. Eine dunkle Gewalt, die alles Gute, was ich einmal in ihm gesehen habe, ausgelöscht hat.

»Ja. In acht Monaten findet ihre jährliche Benefizveranstaltung statt. Danielle überträgt die Notizen und wird sie dir morgen zukommen lassen. Ich werde wieder die stille Auktion übernehmen.«

»Sonst noch was?« Er klingt gleichgültig, aber etwas an der Haltung seiner Schultern alarmiert mich. Meine Instinkte – fein gestimmt nach all den Jahren, in denen ich den Subtext von Rorys Tonfall und Gesichtsausdruck zu lesen gelernt habe – schreien, dass ich auf der Hut sein muss.

»Nicht dass ich wüsste.«

»Verstehe«, sagt er und holt tief Luft, so als versuche er, sich zu konzentrieren. »Schließt du bitte die Tür?«

Ich stehe auf, meine Beine fühlen sich schwach an, als ich zur Tür gehe, voller Furcht, dass er irgendwie herausgefunden hat, was ich vorhabe. Ich lasse mir Zeit, gehe mit langsamen Schritten, versuche, nicht in Panik zu geraten. Als ich wieder sitze, habe ich die Angst aus meinem Gesicht verbannt und durch den Ausdruck reiner Neugier ersetzt. Als er nicht sofort etwas sagt, ermuntere ich ihn. »Ist alles in Ordnung?«

Sein Blick ist kalt. »Du musst mich für dumm halten.«

Ich bin unfähig zu sprechen oder nur mit der Wimper zu zucken. Wie es scheint, habe ich schon verloren, bevor es überhaupt angefangen hat. Meine Gedanken rasen auf der Suche nach einem Halt, um mich zu beruhigen, nach einer einleuchtenden Erklärung für das, was er entdeckt hat – die Kleidung, das Geld, das ich gehortet habe, meine Treffen mit Petra. Ich bekämpfe den Drang, die Tür aufzureißen und wegzulaufen, aufzugeben, was immer ich erreicht

habe. Ich blicke zu den dunklen Fenstern, in denen sich das Zimmer spiegelt und sage schließlich: »Wovon redest du?«

»Ich habe gehört, dass du heute schon wieder zu spät gekommen bist. Darf ich fragen, warum?«

Ich atme langsam aus und entspanne mich. »Ich war im Fitnessstudio.«

»Das Fitnessstudio ist keine achthundert Meter vom Büro in der Center Street entfernt.« Rory nimmt seine Brille ab und lehnt sich in seinem Schreibtischstuhl zurück. Sein Gesicht verschwindet aus dem Lichtschein, den die Schreibtischlampe wirft, ins Dunkel. »Was verheimlichst du mir?«

Ich lege eine Wärme in meine Stimme, die ich nicht empfinde. Um seinen Zorn zu beschwichtigen, bevor er Oberhand gewinnt. »Nichts«, beharre ich. »Ich bin noch für einen Spinning-Kurs geblieben, der um halb drei beginnt.«

»Mit wem?«

»Was meinst, wer der Leiter war?«

»Stell dich nicht dumm«, bellt er. »Du bist ständig entweder auf dem Weg zum Fitnessstudio oder kommst von dort. Und das jeden Tag. Ist es dein Trainer? Das wäre ein erbärmliches Klischee.«

»Ich habe keinen Trainer«, erkläre ich ihm, mein Mund ist plötzlich trocken und klebrig.

»Ich hebe Gewichte. Laufe auf dem Laufband oder nehme an Spinning-Kursen teil. Weil ich nach dem Training Muskelkater hatte, bin ich in die Sauna gegangen und habe die Zeit vergessen. Das ist alles.« Ich gebe mir Mühe, eine ausdruckslose Miene zu behalten. Aber meine Hände, die die Armlehnen meines Sessels umklammern, als würde ich mich auf einen Schlag gefasst machen, verraten mich. Rorys Blick fällt darauf, und ich zwingen mich, zu entspannen. Er steht auf, geht um den Schreibtisch herum und setzt sich in den Sessel neben mich.

»Wir haben viel harte Arbeit vor uns, Claire«, sagt er und nimmt noch einen Schluck Whisky. »Nächste Woche geht's los, alle Augen werden auf uns gerichtet sein. Es darf nicht die Spur eines Skandals geben.«

Ich muss alle Kräfte zusammennehmen, um meinen Text ein letztes Mal überzeugend aufzusagen. »Du brauchst dir keine Sorgen

zu machen.«

Rory beugt sich vor, streift mit einem sanften Kuss meine Lippen und flüstert: »Ich bin froh, das zu hören.«

Als Rory schließlich gegen elf Uhr zu mir ins Bett kommt, tue ich so, als ob ich schlafe, lausche, wie seine Atmung gleichmäßig und langsam wird, warte. Um eins schlüpfe ich aus dem Bett, um die letzte Sache zu erledigen, die notwendig ist, bevor ich gehe. Bevor ich in den dunklen Flur schleiche, nehme ich Rorys Handy auf seinem Nachttisch vom Ladekabel. Ich kann nicht riskieren, dass sein Telefon wegen eines Anrufs oder einer Textnachricht vibriert und ihn weckt.

Unser Stadthaus riecht nach altem Geldadel. Dunkles Holz und dicke teure Teppiche unter meinen bloßen Füßen. Ich wandere oft mitten in der Nacht durchs Haus. Es ist die einzige Tageszeit, zu der sich unser Zuhause wie meins anfühlt. Ich gehe unbeobachtet durch die Zimmer, und während ich jetzt meinen letzten nächtlichen Spaziergang mache, empfinde ich Bedauern. Nicht wegen des Hauses, das nicht mehr als ein luxuriöses Gefängnis gewesen ist, sondern meinetwegen.

Es ist eine unbestimmte Trauer, nicht nur um den Verlust meines Namens und meiner Identität, sondern auch um das Leben, das ich mir einmal erhofft hatte. Das Sterben eines Traums mit all seinen Facetten muss ein letztes Mal betrauert werden.

Ich gehe durchs Wohnzimmer mit den großen Fenstern, durch die man auf die Fifth Avenue sehen kann, blicke zur Tür, die zu Danielles Büro führt und frage mich, was sie denken wird, wenn ich gehe. Wird man ihr die Schuld geben, weil sie mich nicht im Auge behalten hat? Oder wird sie sich Vorwürfe machen, dass sie nicht mehr getan hat, um mir zu helfen, als es noch möglich war?

Ich gehe den schmalen Flur entlang, der zu meinem Büro führt, ein kleiner Raum, der von einem Mahagonischreibtisch und einem orientalischen Teppich beherrscht wird, der wahrscheinlich mehr gekostet hat, als das Haus meiner Mutter in Pennsylvania wert war. Ich freue mich schon darauf, mir ein Zuhause mit Möbeln einzurichten, die nicht einen sechsstelligen Betrag kosten. Ich will Farbe an den Wänden und Pflanzen, die ich gießen muss. Ich will

Teller, die nicht zusammenpassen, und Gläser, die nicht schwer wiederzubeschaffen sind, wenn sie kaputtgehen.

Ich blicke über die Schulter, als erwarte ich, dass mich jemand mitten in der Nacht in meinem eigenen Büro erwischt, meine Gedanken liest und weiß, was ich vorhabe. Ich lausche angestrengt – das Schweigen ist ein lautes Rauschen in meinem Ohr –, um jede Andeutung von Schritten zwei Stockwerke über mir zu hören. Aber die Tür bleibt leer, und das einzige Geräusch ist mein Herzklopfen.

Ich öffne die obere Schublade und hole den kleinen USB -Stick heraus, den ich immer benutzt habe, bevor Rory darauf bestanden hat, dass alle mit geteilten Dokumenten arbeiten. Mein Blick fällt auf ein Foto von meiner Mutter und meiner Schwester Violet an der Wand. Es wurde aufgenommen, bevor ich aufs College gegangen bin, bevor ich Rory getroffen habe und aus der Bahn geworfen wurde.

»Wir machen ein Picknick«, hatte meine Mutter eines Samstagnachmittags durch die Küchentür verkündet, während Violet und ich auf der Couch fläzten und fernsahen. Keine von uns beiden hatte Lust. Wir waren mitten in einem *Twilight-Zone* -Marathon. Aber meine Mutter hatte darauf bestanden. »Wir haben nicht mehr viele Wochenenden, bevor Claire fährt«, hatte sie gesagt. Violet hatte mich böse angesehen, immer noch sauer, dass ich mich für Vassar entschieden hatte statt für das staatliche College vor Ort. »Ich will den Tag mit meinen Mädchen draußen verbringen.«

Drei Jahre später waren sie tot.

Ich hatte weniger als eine halbe Stunde, bevor es passierte, mit meiner Mutter telefoniert. Wir hatten uns nur kurz unterhalten, aber ich kann immer noch ihre Stimme am Telefon hören, als sie mir sagte, sie habe keine Zeit zum Reden, weil sie und Violet gerade Pizza essen gehen wollten. Sie wollte mich anrufen, wenn sie wieder zu Hause wären. In den Jahren danach habe ich mich oft gefragt, ob sie noch leben würden, wenn ich sie länger am Telefon gehalten hätte. Oder wenn ich gar nicht angerufen hätte, denn dann hätten sie die Kreuzung vielleicht schon hinter sich gelassen, als der Betrunkene dort entlangraste.

In meinen Träumen höre ich das Klack-klack der Scheibenwischer und wie sie beide im Auto zusammen lachen, wie meine Mutter den

Song mitsingt, der im Radio läuft, und Violet sie bittet, damit aufzuhören. Und dann plötzliches Reifenquietschen, das Geräusch von zerbrechendem Glas, Metall auf Metall, Zischen von Dampf. Dann Stille.

Mein Blick bleibt an dem Bild von Violet hängen, die gerade lacht, während meine Mutter nur eine verschwommene Gestalt im Hintergrund ist, und ich möchte es am liebsten von der Wand reißen, zwischen die Kleidung in meinem Koffer schieben und mitnehmen wie einen Talisman. Aber das geht nicht. Dass ich es zurücklassen muss, nimmt mir fast meine Entschlossenheit.

Ich reiße den Blick vom lächelnden Gesicht meiner Schwester los, eingefroren im Alter von acht Jahren, als sie nur noch wenige Jahre zu leben hatte, und mache mich auf den Weg in Rorys geräumiges Büro. Es ist mit Holz vertäfelt und von Bücherregalen gesäumt und wird von seinem riesigen Schreibtisch beherrscht. Sein Computer steht darauf, dunkel und still. Ich gehe daran vorbei zum Bücherregal dahinter, ziehe das rote Buch heraus und lege es zur Seite. Dann greife ich mit der Hand in die entstandene Lücke, suche nach dem kleinen, versteckten Knopf und drücke drauf. Die Holzvertäfelung unter den Bücherregalen springt mit einem leisen Klicken auf.

Danielle ist nicht die Einzige, die sich Notizen gemacht hat.

Ich öffne das Versteck und hole Rorys zweiten Laptop heraus. Rory behält keine Ausdrucke von irgendetwas. Keine Quittungen. Keine persönlichen Notizen. Nicht einmal Fotos. *Über Papiausdrucke verliert man leicht den Überblick. Sie sind schwer zu kontrollieren*, hat er mir einmal erklärt. In diesem Gerät ist alles versteckt. Ich weiß nicht genau, was sich darauf befindet, aber das brauche ich auch nicht. Niemand hat einen heimlichen Laptop, wenn er nichts zu verbergen hat. Vielleicht sind dort Unterlagen über ungeschönte Stiftungskonten oder Geld, das er abgezogen und auf Offshore-Konten umgeleitet hat. Wenn ich die Festplatte kopiere, kann ich das alles benutzen, falls Rory mir jemals zu nah kommen sollte.

Denn trotz meines Briefs wird Rory alles daransetzen, mich zu finden. Petra und ich haben deshalb über die Möglichkeit gesprochen, meinen Tod vorzutäuschen. Einen Unfall, bei dem keine

Leiche gefunden werden kann. Aber Nico hat uns davon abgeraten. »Es wäre im ganzen Land in den Nachrichten, was die Sache für dich schwieriger machen würde. Es ist besser, wenn es aussieht, als hättest du ihn verlassen. Du bekommst ein bisschen Aufmerksamkeit in den Klatschzeitungen, aber das wird sich schnell legen.«

Wie erwartet werde ich beim Öffnen des Computers nach einem Passwort gefragt. Rory kennt meine, aber ich kenne keins von seinen. Doch ich weiß, dass Rory sich nicht gerne mit Dingen wie Passwörtern belastet. Das ist Bruce' Aufgabe; er bewahrt sie in einem kleinen Notizbuch in seinem Schreibtisch auf.

Ich habe Bruce nun schon seit Wochen beobachtet, habe mit den Augen das grüne Notizbuch verfolgt, immer wenn er dort Passwörter nachgeschlagen hat, die Rory brauchte. Ich stellte Blumen auf den Tisch vor Rorys Büro oder wühlte im Flur in meiner Handtasche herum und sah dabei, wo Bruce das Notizbuch tagsüber aufbewahrte und wo er es nachts deponierte.

Ich durchquere den Raum bis zu Bruce' Schreibtisch und fahre mit der Hand an der gegenüberliegenden Seite entlang. Ich betätige einen Hebel, der eine kleine Schublade freigibt, in der das Notizbuch liegt. Ich blättere es schnell durch; zuerst kommen Kontonummern und Passwörter für verschiedene Dienste – Netflix, HBO , Amazon –, und meine Finger zittern vor Aufregung, denn jede Minute, jede Sekunde zählt.

Fast am Ende finde ich das, wonach ich suche. *MacBook* . Ich tippe die Nummern und Buchstaben in den Computer, und ich bin drin. Laut Zeitanzeige oben auf dem Bildschirm ist es 1.30 Uhr, als ich den USB -Stick in den Port stecke und beginne, Dateien herunterzuziehen. Das Icon zeigt eine Zahl in den Tausendern und zählt langsam herunter. Ich werfe wieder einen Blick zur Tür und denke, dass alle meine Pläne abrupt hier in Rorys Büro enden könnten, wenn ich dabei erwischt werde, wie ich im Pyjama seine geheime Festplatte kopiere, versuche mir aber nicht vorzustellen, was er in dem Fall mit mir machen würde. Die Wut in seinen Augen, wie er mit vier großen, schnellen Schritten auf mich zugeht, bevor er mich packt und aus dem Büro schiebt oder zerrt, die Treppe hinauf in unser Schlafzimmer, wo uns niemand sieht und hört. Ich muss

schwer schlucken.

Ein Knarren irgendwo über mir – ein Schritt oder eine Diele, die sich setzt – lässt mein Herz in der Brust klopfen und den Schweiß auf meiner Stirn ausbrechen. Ich schleiche auf den Flur und lausche, halte den Atem an und versuche, den Anfall von Panik, der mich überkommt, zu ignorieren. Aber alles ist still. Nach ein paar Minuten kehre ich zum Computer zurück, starre auf den Bildschirm, flehe ihn an, sich zu beeilen.

Dann fällt mein Blick wieder auf Bruce' Notizbuch voller Passwörter, die es mir ermöglichen würden, in jeden Winkel von Rorys Leben zu blicken. Seine Terminkalender. Seine E-Mails. *Das Doc*. Wenn ich dazu Zugang hätte, könnte ich sie alle im Auge behalten. Würde wissen, was sie zu meinem Verschwinden sagen, ob sie mich suchen und wo. Ich könnte ihnen immer einen Schritt voraus sein.

Nachdem ich einen erneuten Blick in den leeren Flur geworfen habe, blättere ich im Notizbuch einige Seiten zurück, bis ich Rorys E-Mail-Passwort finde. Ich schnappe mir einen gelben Haftzettel und schreibe es in dem Moment ab, als der Computer mit der Kopie der Dateien fertig ist. Die Uhr in der Eingangshalle schlägt zwei, ich ziehe den USB -Stick aus dem Port und schiebe den Computer zurück in sein Versteck. Ich schließe es mit einem Klicken, stelle das Buch zurück ins Regal, lege Bruce' Notizbuch wieder in seinen Schreibtisch und prüfe, ob es im Raum noch irgendwelche Anzeichen dafür gibt, dass ich dort war.

Als ich zufrieden bin, gehe ich leise wieder in mein Büro. Jetzt bleibt nur noch eines zu tun.

Ich lasse mich auf meinen Stuhl gleiten – das Leder fühlt sich an der Rückseite meiner Oberschenkel kalt an – und öffne meinen Laptop. Die Detroit-Rede ist immer noch aufgeschlagen. Ich schließe das Fenster, wohl wissend, dass mein Symbol jetzt von den Versionen der anderen verschwindet, und melde mich bei meinem E-Mail-Account ab. Als ich wieder auf der Gmail-Homepage bin, sitze ich einen Moment lang da und lasse die Stille des Hauses und das leise Ticken der Uhr in der Eingangshalle auf mich wirken. Ich atme tief ein und wieder aus und versuche, mich zu beruhigen. Versuche, alle Möglichkeiten zu bedenken, jede kleinste Kleinigkeit,

die schiefgehen könnte. Ich blicke wieder zur Uhr, sage mir, dass um zwei Uhr morgens niemand wach sein wird. Bruce nicht. Danielle nicht. Rory bestimmt nicht. Zum millionsten Mal wünsche ich, das Haus wäre kleiner. Eines, in dem die Wände nicht so dick sind, die Teppiche nicht so gut die Schritte schlucken, und wo mich das Geräusch von Rorys Schnarchen beruhigen würde. Aber er liegt zwei Stockwerke über mir, und ich muss das hier erledigen.

Ich gebe seine E-Mail-Adresse ein, schiele zum Haftzettel und tippe sorgfältig das Passwort ab. Dann drücke ich auf die Eingabetaste. Sofort vibriert sein Handy auf dem Schreibtisch neben mir, und ein Alarmzeichen erscheint auf dem Display. *Ein neues Gerät greift auf deinen Account zu.* Ich wische nach links, um es zu löschen, und wende mich dann meinem Computer zu. Rorys Posteingang liegt offen vor mir. Die oberste einer langen Reihe ungelesener E-Mails enthält die Alarm-Nachricht. Ich lösche sie, gehe schnell in seinen Papierkorb und lösche sie dort ebenfalls.

Ich überfliege seine Homepage, sehe mir die verschiedenen Ordner an und klicke auf das Doc. Sie haben es *Meeting Notes* genannt. Ich öffne es, halte den Atem an, frage mich, was ich finden werde, aber es ist leer. Und wartet auf morgen. Ich stelle mir vor, wie ich spät am Abend irgendwo in Kanada heimlich beobachte, wie Rory und Bruce mein Verschwinden analysieren und herauszufinden versuchen, was passiert ist. Mehr noch. Ich werde in alles, was Rory und Bruce miteinander besprechen, eingeweiht sein, jedes Gespräch mitbekommen, von dem sie denken, dass es unter ihnen bleibt.

Ganz oben steht *Letzter Eintrag von Bruce Corcoran vor fünf Stunden*. Ich klicke es an, frage mich, was die Einträge hergeben könnten. Eine lange Liste erscheint auf der rechten Seite des Bildschirms. *15.53 Rory Cook hat einen Kommentar hinzugefügt*. *15.55 Bruce Corcoran hat einen Kommentar hinzugefügt*. Aber keine Einzelheiten. Meine Augen wandern die lange Liste nach unten, wo an dem Feld *Änderungen anzeigen* kein Haken zu sehen ist. Ich schwebe mit dem Cursor darüber in der Versuchung, es anzuklicken, aber ich lasse es. Ich bin eingeloggt, nur das zählt.

Ich gehe auf meine eigenen Computereinstellungen und ändere mein Passwort, um sicherzugehen, dass ich die Einzige bin, die

Zugang hat.

Als ich fertig bin, schalte ich den Rechner aus und gehe wieder nach oben in unser Schlafzimmer, wo Rory immer noch schläft. Nachdem ich sein Handy wieder mit dem Ladekabel verbunden habe, gehe ich mit dem USB -Stick und dem Haftzettel ins Badezimmer. Ich nehme die lange Plastikhülle meiner Reisezahnbürste aus dem gepackten Kulturbeutel, öffne sie, werfe die billige Zahnbürste weg und wickle den Haftzettel um den USB -Stick. Dann stecke ich beides in die Hülle, schließe sie wieder und vergrabe sie unter Gesichtslotion und Kosmetikartikeln. Nachdem ich den Reißverschluss geschlossen habe, sehe ich mich im Spiegel an, umgeben von dem Luxus, den Rorys Geld mir beschert hat. Die Marmorwaschtische, die tiefe Badewanne mit Dusche von der Größe eines Kleinwagens. Ganz anders als das winzige Badezimmer, mit dem ich aufgewachsen bin. Violet und ich haben uns immer gestritten, wer es morgens zuerst benutzen darf, bis meine Mutter das Schloss unbrauchbar machte. »Wir haben keine Zeit für Intimsphäre«, sagte sie. Ich träumte von dem Tag, an dem ich die Badezimmertür abschließen und so viel Zeit darin verbringen konnte, wie ich wollte. Jetzt würde ich alles dafür geben, wenn es wieder so wäre wie früher, als wir drei rein und raus gingen, uns in dem engen Raum aneinander vorbeiquetschten, Zähne putzten, Make-up auflegten, die Haare trockneten.

Das hier werde ich nicht vermissen.

Ich schalte das Licht aus, gehe ins Schlafzimmer und schlüpfe zum letzten Mal neben meinem Mann ins Bett.

Zweiundzwanzig Stunden.

CLAIRE

Dienstag, 22. Februar

Der Tag des Absturzes

Ich muss geschlafen haben, denn plötzlich werde ich vom Wecker aufgeschreckt. Ich blinzele den Schlaf weg und sehe mich im Zimmer um. Es ist bereits hell, und Rorys Bett neben mir ist leer. Die Uhr zeigt halb acht.

Ich setze mich auf, warte ab, bis die Nervosität sich legt und durch freudige Erregung abgelöst wird, bevor ich ins Badezimmer gehe. Ich stelle die Dusche an und beobachte, wie Dampf mein Gesicht im Spiegel vernebelt. Ich sehe nach, ob der USB -Stick noch da ist, und bin beruhigt, dass er anscheinend nicht entdeckt wurde.

Dann stelle ich mich unter die Dusche und lasse das heiße Wasser auf meinen Rücken prasseln, während mich ein Hochgefühl durchströmt. Nach über einem Jahr sorgfältiger Planung, ständiger Angst, dass der kleinste Fehler dazu führen könnte, dass mein Plan herauskommt, ist es jetzt endlich so weit. Ich bin reisefertig. Ich habe alles, was ich brauche. Rory ist bei einem Meeting. Ich muss mich nur anziehen und zum letzten Mal zur Tür hinausgehen.

Ich dusche schnell zu Ende und hülle mich in meinen Lieblingsbademantel, in Gedanken bin ich schon Stunden weiter voraus. Ein ruhiger Flug nach Detroit, ein Schulbesuch und ein Essen, das alles wird mich beschäftigen, bis alle schlafen. Eine Reihe von Dingen, die ich nacheinander abhaken kann, bis ich frei bin.

Aber als ich wieder ins Schlafzimmer komme, bleibe ich abrupt

stehen, denn Constanze, das Mädchen für oben, hebt gerade meinen Koffer aufs Bett und öffnet ihn. Sie beginnt, die dicken Wintersachen herauszunehmen, die auf meine Unterwäsche gepackt sind.

Ich schließe meinen Bademantel fester. »Was machen Sie da?« Ich habe die Augen auf den Koffer geheftet, verfolge jede ihrer Handbewegungen, während sie Dinge herausholt, und mache mich darauf gefasst, dass sie den Nylonrucksack findet. Jeans, die unpassend für das Event in Detroit sind. Einige langärmelige T-Shirts und eine Daunenjacke, die noch keiner zu Gesicht bekommen hat.

Aber sie nimmt nur die warmen Sachen heraus, bringt sie zurück zum Schrank und kommt mit leichterer Kleidung wieder – Kleider und weite Hosen aus Leinen. Sie legt meinen hellrosa Kaschmirpullover aufs Bett, ein Farbfleck, der irgendwie deplatziert und viel zu dünn für diesen kalten Februarmorgen wirkt. Sie lächelt mir über die Schulter zu, als sie alles neu packt und sagt: »Mr. Corcoran möchte mit Ihnen sprechen.«

Er muss im Flur gelauert haben, denn bei der Erwähnung seines Namens kommt Bruce herein und bleibt stehen, offenbar fühlt er sich unbehaglich, weil ich gerade aus der Dusche komme. »Planänderung«, sagt er. »Mr. Cook übernimmt den Termin in Detroit selbst. Er möchte, dass Sie nach Puerto Rico fliegen. Es gibt dort eine Organisation – eine humanitäre Gruppe, die sich für Hurrikan-Hilfsmaßnahmen engagiert –, und er ist der Meinung, dass die Stiftung das übernehmen sollte.«

Es kommt mir so vor, als ob sich die ganze Welt in ihrer Achse verschoben hätte, die Schwerkraft mich mit einem heftigen Ruck zum Mittelpunkt der Erde reißt. »Was haben Sie gesagt?«

»Mr. Cook fliegt nach Detroit. Er und Danielle sind heute Morgen schon früh aufgebrochen«, wiederholt er. »Er wollte Sie nicht wecken.«

Constance schließt meinen Koffer wieder und schlüpft an Bruce vorbei in den Flur.

»Ihr Flug geht um elf von JFK .«

»JFK ?«, flüstere ich, unfähig, das Ganze zu begreifen.

»Mr. Cook hat das Flugzeug genommen, deshalb mussten wir für Sie einen Flug mit Vista Air buchen. Es braut sich irgendein

Unwetter über der Karibik zusammen, und es ist der letzte Flug dorthin, bevor sie alles einstellen. Wir hatten Glück, dass wir noch einen Platz für Sie bekommen haben.« Er wirft einen Blick auf seine Uhr. »Ich werde draußen warten, während Sie sich anziehen. Wir müssen dafür sorgen, dass Sie um neun am Flughafen sind.«

Er schließt die Tür, und ich setze mich auf mein Bett, meine Gedanken rasen. Alle meine Pläne wurden in den wenigen Stunden, die ich geschlafen habe, zunichtegemacht. Die vierzigtausend Dollar, der gefälschte Ausweis von Nico, mein Brief und Petras ganze Hilfe – das alles wartet in Detroit, wo Rory das Päckchen öffnen und Bescheid wissen wird.

Irgendwie schaffe ich es, mich anzuziehen, und wenig später sind wir auf dem Rücksitz einer gemieteten Limousine auf dem Weg zum Flughafen. Bruce geht den Reiseplan mit mir durch, sein Ton ist einen Hauch weniger respektvoll, als wenn Rory dabei ist. Aber ich höre kaum zu, versuche, mir irgendetwas auszudenken, das diese Sache noch abwenden könnte.

Mein Handy zeigt eine Textnachricht von Rory an.

Tut mir leid wegen der Planänderung in letzter Minute. Wir sind in fünf Minuten im Hotel.

Ruf mich an, wenn du da bist, und genieß die Wärme. Hier ist es zwei Grad kalt.

Also weiß er es noch nicht. Vielleicht ist noch Zeit genug, es in Ordnung zu bringen. Ich umklammere mein Handy und wünsche, wir würden schneller fahren, denn am Flughafen kann ich mir besser überlegen, was ich als Nächstes tue.

»Sie werden in San Juan übernachten«, sagt Bruce und liest die Informationen von seinem Handy ab. »Es sind zwei Nächte für Sie im Caribe gebucht. Danielle sagt, es könnten auch drei werden, deshalb hat sie Ihr Meeting am Freitag abgesagt.«

Er sieht zu mir auf, und ich nicke, denn meiner Stimme traue ich nicht. Ich bin völlig panisch und verzweifelt, will nur Petra anrufen und gemeinsam mit ihr überlegen, wie wir alles noch retten können. Aber ich muss warten, bis wir am Flughafen sind, wo die einzigen

Menschen, die mein Gespräch mit anhören können, Fremde sind.

Sie lassen mich am Bordstein raus, und Bruce gibt mir letzte Informationen. »Vista Air, Flug 477«, sagt er, als ich aus dem Auto steige. »Die Bordkarte ist auf Ihrem Handy, und bei der Ankunft wird jemand Sie abholen. Rufen Sie Danielle an, wenn Sie noch Fragen haben.«

Ich gehe auf die Glasschiebetür zu, die in den großen Abflug-Terminal für Vista Air führt, wobei ich mir bewusst bin, dass das Auto immer noch mit laufendem Motor am Bordstein steht. *Geh weiter*, sage ich mir. *Verhalte dich unauffällig*. Ich stelle mich an der Schlange für die Sicherheitskontrolle an, die aus mehreren Reihen Reisender besteht, öffne mein Handy und scrolle durch meine E-Mails auf der Suche nach dem Reiseplan für Detroit, den Danielle mir vor ein paar Tagen geschickt hat. Dann wähle ich die Nummer des Hotels.

»Excelsior Hotel«, antwortet die Frau am anderen Ende.

»Guten Morgen«, sage ich und versuche, ruhig und freundlich zu klingen. »Ich sollte eigentlich heute in Ihrem Hotel übernachten, aber meine Pläne haben sich geändert. Unglücklicherweise erwarte ich ein Päckchen, das heute Morgen bei Ihnen eintreffen müsste, und würde Sie bitten, es weiterzuleiten.«

»Natürlich«, sagt die Frau. »Wie ist Ihr Name?«

Etwas in meiner Brust löst sich, und ich hole tief Luft. Ich kann es noch in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, das Päckchen zum Caribe zu schicken, und verschwinde dann eben von dort. »Claire Cook.«

»Oh, richtig, Mrs. Cook! Ja, das Päckchen wurde heute Morgen zugestellt, und ich habe es vor kaum zehn Minuten Ihrem Mann gegeben«, zwitschert sie, offenbar immer noch aufgeregt wegen der Begegnung.

Ich umklammere mein Handy, sehe Punkte vor den Augen und muss mich anstrengen, mich aufrecht zu halten. Ich stelle mir vor, wie Rory mit viel Wirbel ankommt und sich direkt in sein Hotelzimmer begibt, wo er E-Mails und Anrufe checkt und seine Rede noch mal durchgeht. Irgendwann wird er sich an das FedEx-Päckchen erinnern. Es spielt keine Rolle, dass es an mich adressiert ist. Ich sehe vor mir, wie er es öffnet, hineinblickt und den fest

zusammengeordneten Packen Bargeld sieht. Hineingreift und den unbeschriebenen Umschlag herauszieht, in dem mein neuer Führerschein, Pass, Kreditkarten und andere gefälschte Dokumente sind. Wie er den Namen – *Amanda Burns* – und dann das Bild von mir entdeckt. Und einen Brief, frankiert und an ihn in New York adressiert, der alles erklärt.

»Mrs. Cook?« Die Stimme der Frau holt mich in die Gegenwart zurück. »Kann ich Ihnen sonst noch irgendwie helfen?«

»Nein«, sage ich, meine Stimme ist nur noch ein Flüstern. »Das ist alles.« Ich lege auf, gehe in Gedanken die anderen Möglichkeiten durch. Ich könnte woanders hinfliegen. Einfach an einen Schalter gehen und ein Ticket nach Miami oder Nashville kaufen. Aber das würde eine Datenspur hinterlassen. Das ganze Geld, das dafür vorgesehen war, meine Spuren auszulöschen, ist jetzt in Detroit. Bei Rory.

Ich scrolle durch meine Kontakte, bis ich finde, was ich suche. Ninas Nagelstudio in der Park Avenue als Tarnung für Petras Handynummer.

Sie nimmt beim dritten Klingeln ab.

»Ich bin es, Claire.« Ich bin mir plötzlich der Menschen um mich herum bewusst und spreche leiser, als ich erkläre, was passiert ist. »Rory hat seine Pläne geändert und schickt mich nach Puerto Rico. Und Petra ...« Ich kann es kaum aussprechen. »Er ist in Detroit.« Ich versuche verzweifelt, meine aufkommende Hysterie unter Kontrolle zu halten – vergeblich.

»O mein Gott.« Petra atmet aus.

»Ich habe dort im Hotel angerufen. Sie haben das Päckchen schon Rory gegeben.« Ich schlucke schwer. »Was soll ich bloß machen?«

Die Schlange an der Sicherheitskontrolle bewegt sich zentimeterweise vorwärts, und ich bewege mich mit ihr. Petra schweigt und denkt offenbar nach. »Geh wieder raus, und nimm von dort ein Taxi. Du kannst bei mir bleiben, und wir überlegen uns was.«

Es stehen nur noch wenige Leute vor mir in der Schlange, meine Möglichkeiten werden mit jeder Minute weniger. Sobald Rory entdeckt, was ich vorhatte, wird er alle Konten sperren, bis er mich wieder zu Hause hat. Ich denke an das letzte Mal, als ich versucht

habe, ihn zu verlassen, und stelle mir uns beide dort vor, die Beweise für das, was ich vorhatte, vor mir ausgebreitet, und denke an das, was als Nächstes passieren wird. Vielleicht befolgt er sogar die Anweisungen, die ich ihm in meinem Brief gegeben habe, offiziell unsere Trennung bekannt zu geben und die Öffentlichkeit zu bitten, meine Privatsphäre zu respektieren, und verwendet den Plan gegen mich. Es ist möglich, dass ich meinen eigenen Abschiedsbrief geschrieben habe.

»Das ist zu nah«, sage ich. »Jemand wird mich sehen und es ihm sagen.«

»Ich wohne im verdammtten Dakota Building. Keiner kommt hoch, wenn ich es nicht will.«

»Mindestens drei von Rorys Freunden wohnen ebenfalls dort«, erinnere ich sie. »Er wird mein ganzes Leben durchforsten. Meine Bankkarten. Kreditkarten. Handydaten, die ihn jetzt direkt zu dir führen werden. Zu Nico. Und zu mir, wenn ich mich bei dir verstecke.« Mein Blick gleitet über die Sicherheitsbeamten, die die Leute links und rechts zu den Röntgengeräten dirigieren. Es sind nur noch drei andere vor mir. »Ich glaube, in Puerto Rico habe ich bessere Chancen zu verschwinden«, sage ich. »Nach dem Hurrikan funktionieren viele Verbindungen noch nicht. Die Leute werden empfänglicher für Bargeld sein und nicht viele Fragen stellen.« Ich spreche jedoch nicht aus, wie schwer es auf einer Insel mit begrenzten Ausreisemöglichkeiten fast ohne Geld sein wird. Das schaffe ich nicht ohne Hilfe. Ich weiß, ich habe versprochen, es nicht zu tun, aber ich frage: »Kennt Nico jemanden da unten?«

Petra atmet hörbar aus, während sie nachdenkt. »Ich glaube ja«, sagt sie schließlich. »Ich weiß nicht viel, Nico hält mich von den Leuten fern, mit denen er Geschäfte macht, Claire. Aber das sind keine netten Leute, Claire. Und wenn sie dich erst mal haben, kann Nico dich da vielleicht nicht sofort wieder rausholen. Bist du sicher, dass du das willst?«

Angst bohrt sich wie ein kalter Stachel zwischen meine Rippen, während ich mir ein dunkles Auto vorstelle. Ein namenloses Gesicht. Einen kalten Raum voller Frauen, gefesselt und angekettet. Schmutzige, klumpige Matratzen, auf einem Betonboden verstreut. Dann denke ich daran, wie Wut aussieht, wenn sie sich in Rorys

Gesicht abzeichnet, daran, was er mit mir machen wird, sobald er mit mir allein ist. Daran, wie sehr er sich gedemütigt fühlen wird, und seine Empörung über das, was beinahe geschehen wäre. »Ruf ihn an«, sage ich.

»Wo bist du untergebracht?«, fragt sie.

Ich gebe ihr die Daten und höre, wie sie in einer Schublade nach einem Stift sucht.

»Okay. Jemand wird dort mit dir Kontakt aufnehmen. Sobald du von uns hörst, musst du reisefertig sein.«

Wieder packt mich die Angst, als ich mich frage, ob Nico in der Lage sein wird, mir zu helfen. Und ob ich es will.

Petra gibt mir weitere Anweisungen. »Such einen Bankautomaten, und hol dir so viel Bargeld wie möglich – nur für alle Fälle.«

Ich bin jetzt vorne in der Schlange, und die anderen warten darauf, dass ich das Gespräch beende und meine Sachen aufs Förderband lege. »Ich muss auflegen«, sage ich zu ihr.

»Versuch, ruhig zu bleiben«, sagt sie. »Ich melde mich, sobald ich kann.«

Dann lege ich auf und bin von Zweifeln erfüllt. Es kommt mir vor, als wäre ich gerade in einen Albtraum geraten – ich versuche, mich herauszuwinden, doch wohin ich auch sehe, überall lauert Gefahr.

EVA

John F. Kennedy Airport, New York

Der Tag des Absturzes

Die Frau klang eindeutig verzweifelt. *Ich bin es. Claire*. Wie ihr die Stimme versagte, als sie sprach, als ob sie gegen Tränen ankämpfte. Eva stand wie angewurzelt da, während sie dem hysterischen Zusammenbruch einer Frau lauschte, die sich in großer Gefahr befand. Einer Frau auf der Flucht. Einer Frau wie sie selbst.

Eva betrachtete die Reisenden, die sie umgaben und die sich langsam durch die Sicherheitskontrolle schlängelten. Die Familie mit mehreren riesigen Koffern, die bestimmt aufgegeben werden mussten. Das Paar hinter ihr, das leise darüber stritt, nicht rechtzeitig zum Flughafen aufgebrochen zu sein. Eva prüfte, ob jemand aufmerksam geworden war. Ob sich irgendjemand an die verzweifelte Frau am Handy und die Fremde hinter ihr, die still zuhörte, erinnern würde.

Claire. Ihr Name, eine einzige Silbe, schien in ihrem Kopf widerzuhallen. Eva rückte näher, und während sie so tat, als wäre sie in ihr Handy vertieft – das Prepaid-Handy, das sie vor weniger als vierundzwanzig Stunden auf einem anderen Flughafen gekauft hatte –, sah sie sich die Frau genauer an. Die teure Birkin-Tasche. Trendige Sneaker zur klassisch geschnittenen Hose und ein hellrosa Kaschmirpullover, der elegant ihren schmalen Körper umspielte. Dunkles Haar, das sorgfältig frisiert auf ihren Schultern lag.

»Ich glaube, in Puerto Rico habe ich bessere Chancen zu verschwinden«, sagte Claire. Eva beugte sich vor, damit ihr nichts

entging. »Ich glaube, in Puerto Rico habe ich bessere Chancen zu verschwinden. Nach dem Hurrikan funktionieren viele Verbindungen immer noch nicht.«

Eva spürte, wie ihr Puls sich bei den Worten *funktionieren viele Verbindungen immer noch nicht* beschleunigte, denn genau das brauchte sie. Puerto Rico war genau das Richtige, und mithilfe von Claire würde sie dahin kommen.

Als sie vorne in der Schlange waren, dirigierte ein Sicherheitsbeamter Eva zu einem Röntgengerät auf der linken Seite und Claire einige Reihen weiter nach rechts. Eva versuchte, ihr zu folgen, aber der Sicherheitsbeamte hinderte sie daran. Sie behielt Claire im Auge, verfolgte den hellrosa Pullover, während dessen Trägerin durch das Röntgengerät ging, dahinter ihre Sachen wieder einsammelte und in der Menge verschwand.

Eva bekämpfte das Bedürfnis, sich zu ihr durchzudrängeln. Sie hatte nicht den ganzen Morgen gewartet, um Claire jetzt zu verlieren. Aber sie steckte hinter einem alten Mann fest, der mehrmals durch den Scanner musste. Jedes Mal, wenn die rote Lampe aufleuchtete, spürte Eva, wie der Druck in ihr stärker wurde, die Ungeduld, auf die andere Seite zu kommen.

Schließlich holte der Mann eine Handvoll Wechselgeld aus der Hosentasche, zählte es ab, bevor er es auf das Tablett warf, und kam dann schließlich durch.

Eva legte ihren Mantel und ihre Schuhe auf das Tablett, warf ihre Tasche auf das Laufband und hielt den Atem an, als sie endlich an der Reihe war. Auf der anderen Seite packte sie eilig alles zusammen, nahm Handy und Reisetasche und suchte die Halle nach dem rosa Pullover ab. Aber Claire war verschwunden.

Eva empfand den Verlust wie einen plötzlichen Schlag. Alles, was sie sonst versuchen könnte – ein anderes Flugticket kaufen, ein Busticket, einen Mietwagen nehmen –, könnte nachverfolgt werden und würde die Leute, die hinter ihr her waren, direkt zu ihr führen.

Eva suchte die Menschenmengen ab, ging vor jedem Restaurant langsamer, blickte in jede Ecke von jedem Zeitungskiosk. Weiter vorn sah sie eine Reihe von Monitoren. Dort würde sie den Flug nach San Juan sehen und Claire dann am angegebenen Gate finden. Sie konnte nicht weit gegangen sein.

Als Eva an einer Bar vorbeilief, sah sie den rosa Pullover, der sich deutlich vor dem Fenster dahinter abzeichnete. Claire saß allein mit einem Getränk da, suchte mit den Augen die überfüllte Halle ab, wachsam wie ein Tier, das den Horizont nach Feinden scannt.

Eva ließ den Blick vorbeigleiten und ging weiter. Claire würde sich nicht einer Fremden direkt offenbaren, wenn sie es vermeiden konnte. Eva würde es hintenrum versuchen. Sie schlenderte in einen Buchladen und griff nach einer Zeitschrift, blätterte darin, gab Claire etwas Zeit, um sich zu beruhigen.

Sie sah, wie Claire auf der anderen Seite des Gangs das Getränk zum Mund führte.

Eva legte die Zeitschrift zurück, verließ den Laden und ging zu den großen Fensterscheiben mit Blick auf das Rollfeld, bevor sie nach links auf Claire zusteuerte. Als sie nah genug war, hielt sie sich ihr stummes Handy ans Ohr, legte einen Hauch von Panik und Angst in ihre Stimme und sorgte dafür, dass ihre Tasche gegen Claires Stuhl stieß.

»Warum wollen sie mich sprechen?«, fragte Eva und ließ sich neben Claire nieder, die irritiert zur Seite rückte.

»Aber ich habe nur getan, worum er mich gebeten hat«, fuhr Eva fort. »Sobald wir wussten, dass es unheilbar war, haben wir darüber gesprochen.« Eva legte die Hand vor die Augen und vergegenwärtigte sich die letzten sechs Monate. Wie viel sie riskiert hatte. Wie viel sie verloren hatte. Sie brauchte jetzt starke Gefühle, um die Geschichte, die sie sich überlegt hatte, glaubwürdig zu präsentieren. »Er war mein Mann, und ich habe ihn geliebt«, sagte sie, griff nach einer Serviette und drückte sie an die Augen, bevor Claire merken konnte, dass da keine Tränen waren. »Er hat gelitten, und ich habe getan, was jeder tun würde.« Eva machte eine Pause, als würde jemand am anderen Ende sprechen, bevor sie schließlich sagte: »Teilen Sie ihnen mit, dass ich nichts zu sagen habe.« Sie riss sich das Handy vom Ohr und drückte energisch auf das Display, um das vermeintliche Gespräch zu beenden. Dann holte sie bebend Luft.

Eva winkte dem Barkeeper zu und sagte: »Wodka Tonic.« Dann sagte sie mehr zu sich selbst als zu Claire: »Ich wusste, das würde mich einholen. Ich wusste nur nicht, wie schnell.« Sie nahm einen

Schluck von dem Drink, den der Barkeeper vor sie hingestellt hatte, während Claire auf ihrem Stuhl von Eva wegrückte, die Schultern so starr, dass es die meisten Menschen zum Schweigen gebracht hätte. Doch Eva kniff die Augen zu und trieb ihre Aufregung noch eine Stufe weiter, atmete stoßweise und unregelmäßig. Sie versuchte, noch eine Serviette von einem Stapel zu nehmen, der außer Reichweite war, stieß dabei wieder mit der Schulter gegen Claire und zwang diese, ihr eine zu reichen.

»Danke«, sagte Eva. »Tut mir leid, dass ich so eine Chaotin bin und in Ihre ruhige Ecke platze. Es ist nur ...« Sie verstummte, als würde sie allen Mut zusammennehmen, um es auszusprechen. »Mein Mann ist kürzlich gestorben. Krebs.«

Claire zögerte und sah Eva immer noch nicht an, bis sie schließlich sagte: »Das tut mir leid.«

»Wir waren achtzehn Jahre zusammen. Seit der Highschool.« Eva putzte sich die Nase und starrte in ihren Drink. »Er hieß David.« Sie nahm noch einen Schluck, ließ ein Stück Eis in ihren Mund gleiten und drückte es gegen ihre Wange, versuchte, mit Willenskraft ihren Herzschlag zu drosseln, denn die Geschichte, die sie erfand, musste möglichst ruhig erzählt werden. Wenn sie sie zu schnell vortrug, würde sie hohl und falsch klingen. Eine Lüge musste mit Bedacht ausgesprochen werden. Man musste sie pflanzen und anwachsen lassen, bevor die nächste zum Besten gegeben werden konnte. »Er siechte dahin, bis er fast nicht mehr da war, und er hatte schreckliche Schmerzen. Ich konnte es nicht länger mit ansehen.« Sie pflanzte das Bild eines sterbenden Mannes in Claires Vorstellung, bevor sie fortfuhr: »Und so habe ich der Schwester gesagt, sie könne nach Hause gehen, ich würde die Nachtschicht übernehmen. Das war nicht besonders schlau von mir. Aber es ist schwierig, klar zu denken, wenn der Mann, den man sein ganzes Leben geliebt hat, leidet.« Eva blickte ausdruckslos in die Halle. »Jetzt haben sie offenbar Fragen. Es könnte Folgen haben.«

Eva brauchte einen zwingenden Grund, warum auch sie verschwinden musste und niemals wieder nach Hause zurückkehren konnte. Einen anderen als die Wahrheit.

Sie spürte die Veränderung in Claires Körpersprache, eine leichte Hinwendung zu ihr, nicht mehr als ein Zentimeter, aber es reichte.

»Wer sind ›sie‹?«, fragte Claire.

Eva zuckte mit der Schulter. »Der Coroner. Die Polizei.« Sie deutete auf ihr Handy. »Das war der Onkologe meines Mannes. Er hat mir gesagt, dass alle in einer Woche zu ihnen kommen sollen, um Fragen zu beantworten.« Sie blickte aus dem Fenster aufs Rollfeld. »Es wird nichts Gutes dabei herauskommen.«

»Kommen Sie aus New York?«

Eva sah sie an und schüttelte den Kopf. »Kalifornien.« *Pause. Atmen.* »Er ist erst einundzwanzig Tage tot, und jeden Tag wache ich auf und durchlebe es noch einmal. Ich dachte, eine Reise nach New York würde helfen. Ein Tapetenwechsel, das Gegenteil von zu Hause.«

»Hat es das?«

»Ja. Nein.« Sie sah Claire mit einem bitteren Lächeln an. »Kann beides zutreffen?«

»Ich glaube schon.«

»Ich habe bereits alles verloren, was mir etwas bedeutet. Mein Mann ist gestorben. Ich habe meinen Job aufgegeben, um ihn zu pflegen. Es gab nur uns beide, keiner von uns hatte Familie.« Eva holte tief Luft und sagte zum ersten Mal die Wahrheit. »Ich bin ganz allein auf der Welt und will nicht zurück. Mein Flug geht in einer Stunde, und ich will nicht in diesem Flugzeug sitzen.«

Eva wühlte in ihrer Tasche, zog ihre Bordkarte für den Flug nach Oakland heraus und legte sie auf den Tresen. Eine Stütze. Eine Versuchung. Ein stiller Vorschlag. »Vielleicht fliege ich woandershin. Ich habe Ersparnisse. Ich kaufe mir einfach ein neues Ticket irgendwohin, wo ich noch nie war, und fange von vorne an.« Eva setzte sich aufrechter hin, als ob die Entscheidung, die sie gerade getroffen hatte, eine Last von ihr genommen hätte. »Wohin, denken Sie, sollte ich fliegen?«

Claire sagte leise: »Man wird nicht lange brauchen, um Sie zu finden. Egal, wohin Sie gehen, man kann es nachverfolgen.«

Eva dachte einige Augenblicke darüber nach, bevor sie sagte: »Glauben Sie, dass es möglich ist, spurlos zu verschwinden?«

Claire antwortete nicht. Die beiden saßen schweigend nebeneinander, beobachteten, wie Menschen zu ihrem Gate oder zur Gepäckaufgabe gingen. Reisende, die in Eile waren, einen

großen Bogen umeinander machten und dabei Augenkontakt vermieden, in Gedanken zu sehr mit ihren Reisezielen beschäftigt, um zwei Frauen zu bemerken, die nebeneinander an der Bar saßen.

Das entfernte Heulen eines Kindes wurde lauter, als die frustrierte Mutter an ihnen vorbeiging und dabei ihre schluchzende Tochter hinter sich herzog. »Ich erlaube dir nicht, zum hundertsten Mal *Ein Zwilling kommt selten allein* zu sehen, bevor du den Stoff für Mrs. Hutchins gelesen hast.«

Eva beobachtete, wie Claire ihnen mit den Augen durch die Halle folgte, bis sie verschwunden waren. Dann sagte sie: »Schön zu wissen, dass auch die nächste Generation das Werk von Lindsay Lohan zu schätzen weiß.« Sie nahm einen Schluck von ihrem Drink. »Wie hieß noch der andere Film, den sie gemacht hat? In dem Mutter und Tochter die Körper tauschen und einen Tag als die jeweils andere leben? Kennen Sie ihn?«

»*Freaky Friday*. Meine Schwester hat den Film geliebt«, sagte Claire und starrte in ihr Getränk.

Eva zählte im Kopf bis zehn. Das Gespräch war jetzt genau da, wo sie es haben wollte. Dann sagte sie: »Mit wem würden Sie tauschen? Wer wären Sie gerne?«

Claire drehte sich langsam zu Eva, und ihre Blicke trafen sich, doch Claire sagte nichts.

»*Freaky Friday* würde mir jetzt jedenfalls helfen«, fuhr Eva fort. »In die Haut eines anderen schlüpfen, ein total anderes Leben leben. Ich wäre noch ich, aber niemand würde es wissen.«

Claire hob ihr Glas, um zu trinken, und Eva bemerkte, dass ihre Hand leicht zitterte. »Ich soll nach Puerto Rico fliegen.«

Eva spürte, wie der Alkohol schließlich ihre Blutbahn erreichte und den Knoten löste, der sich in den vergangenen achtundvierzig Stunden allmählich in ihrem Bauch gebildet hatte. »Schön um diese Jahreszeit.«

Claire schüttelte den Kopf: »Ich würde alles dafür geben, nicht in diesem Flugzeug zu sitzen.«

Eva ließ die Worte im Raum stehen und wartete, ob Claire noch mehr sagen würde. Denn was Eva vorhatte, war riskant, und sie musste sicher sein, dass Claire verzweifelt genug war. Sie schwenkte das Eis in ihrem Glas, Wodka und Tonic vermischten sich

zu einer klaren Flüssigkeit, die Limette klebte zerquetscht und schlaff am Rand. »Klingt, als bräuchten wir beide einen *Freaky Friday* .«

Eva wusste zwei Dinge. Erstens musste Claire denken, dass es ihre Idee war. Und zweitens wollte Eva nie mehr jemand sein, der log und betrog. Dies war das letzte Mal.

Claire nahm Evas Bordkarte vom Tresen und betrachtete sie. »Wie ist Oakland so?«, fragte sie.

Eva zuckte mit der Schulter. »Nichts Besonderes«, sagte sie. »Aber ich wohne in Berkeley. Da sind die Leute ein bisschen verrückt. Wenn man auf einem Einrad die Telegraph Avenue entlangfahren und dabei Trompete spielen würde, wäre das den Leuten egal. So ein Ort ist das. Man fällt nicht leicht auf, denn alle sind noch ein bisschen schräger als man selbst.«

In dem Moment näherte sich der Barkeeper und fragte: »Kann ich den Damen noch etwas bringen?«

Zum ersten Mal lächelte Claire. »Ich glaube, wir haben alles, danke«, sagte sie. Und zu Eva: »Folgen Sie mir.«

Sie verließen die Bar, gingen Schulter an Schulter, sodass andere gezwungen waren, einen Bogen um sie zu machen, und stellten sich in der Schlange aus müden Reisenden an, die sich in der Damentoilette gebildet hatte. Einige Kabinen öffneten sich, aber Claire ließ anderen den Vortritt, die hinter ihnen standen, bis die Behindertenkabine frei wurde. Sie zog Eva mit hinein und schloss die Tür hinter ihnen ab.

Claire sprach leise. »Was Sie da eben gesagt haben, ob ich glaube, dass es möglich sei zu verschwinden ... Ich glaube, es gibt eine Möglichkeit.«

Toilettenspülungen wurden betätigt, Wasser lief, Flüge wurden über die Lautsprecher angekündigt, während Claire in ihre Handtasche griff, ihr Handy herausholte, ihr E-Ticket aufrief und es Eva gab. »Wenn wir Tickets tauschen, werden Flugaufzeichnungen belegen, dass jede von uns an Bord ihres entsprechenden Flugzeugs gewesen ist«, sagte Claire. »Aber in Puerto Rico wird es keine Spur von mir geben. Und in Oakland keine Spur von Ihnen.«

Eva versuchte, skeptisch zu schauen. Es würde nicht funktionieren, wenn sie zu schnell einwilligte. »Sind Sie verrückt?

Warum sollten Sie so etwas für mich tun?«

»Sie würden es für *mich* tun«, sagte Claire. »Ich kann nicht wieder nach Hause. Und es ist idiotisch von mir, zu denken, ich könnte in Puerto Rico verschwinden.«

Eva blickte in Claires Gesicht und fragte: »Was meinen Sie?«

»Darum müssen Sie sich keine Gedanken machen«, erwiderte Claire.

Eva schüttelte den Kopf. »Wenn ich das mache, müssen Sie mir zumindest sagen, auf was ich mich einlasse.«

Claire blickte zur Kabinentür und sagte: »Ich hatte einen Plan, um meinen Mann zu verlassen. Doch dieser Plan hat sich zerschlagen, denn er hat alles herausgefunden. Ich muss verschwinden, bevor ...«

»Bevor was? Ist er gefährlich?«

»Nur für mich.«

Eva betrachtete das E-Ticket auf Claires Handy, als würde sie nachdenken. »Wie können wir Tickets tauschen? Wir sehen einander nicht mal ähnlich.«

»Das ist egal. Wir sind schon durch die Sicherheitskontrolle. Sie werden mein Handy mit meiner Bordkarte haben. Niemand wird Ihnen Fragen stellen.« Sie starrte Eva mit glänzenden, verzweiferten Augen an. »Bitte«, sagte sie. »Das ist meine einzige Chance.«

Eva wusste, wie es war, wenn sich etwas bereits in Reichweite befand, und dann doch wieder weggerissen wurde. Aus lauter Verzweiflung wurde man blind für die Möglichkeit, dass etwas schiefgehen könnte.

Der Plan erwies sich als einfach. Sie tauschten schnell die Inhalte ihrer Taschen, Claire zog eine NYU -Kappe aus ihrer und steckte ihre Haare darunter. Dann zog sie ihren Pullover aus und gab ihn Eva. »Mein Mann wird jeden Hinweis verfolgen. Er wird jede Minute dieses Tages rekonstruieren und studieren. Einschließlich des Materials aus den Überwachungskameras im Flughafen. Wir müssen mehr als nur die Tickets tauschen.«

Eva zog ihren Mantel aus und gab ihn Claire zögerlich. Es war ihr Lieblingsstück, armeegrün mit Kapuze, vielen Reißverschlüssen und Innentaschen, die ihr viele Jahre gute Dienste geleistet hatten.

Während Claire den Mantel anzog, sprach sie weiter. »Wenn Sie landen, benutzen Sie meine Kreditkarte, um Geld zu ziehen oder ein Ticket woandershin zu kaufen. Was immer Sie wollen. Aber legen Sie eine Spur, die mein Mann verfolgen kann.« Claire schob den Computer in Evas Reisetasche, die jetzt zu ihren Füßen stand. Dann öffnete sie ihren Kulturbeutel, holte eine eingepackte Reisezahnbürste heraus und steckte sie in eine der Taschen von Evas altem Mantel. Eva schien es seltsam, ausgerechnet jetzt an Mundhygiene zu denken. Claire nahm einen Packen Bargeld aus ihrem Portemonnaie und schob es in eine andere Manteltasche, warf dann das Portemonnaie wieder in ihre Handtasche und hielt diese Eva hin. »Aber machen Sie es schnell, bevor er alle Konten sperrt«, sagte sie. »Meine PIN lautet 3710.«

Eva nahm sie, obwohl sie Claires Geld nicht brauchte. Dann gab sie Claire ihre eigene Handtasche, ohne noch einmal hineinzusehen. Sie war froh, alles loszuwerden. Das Bargeld, das sie jetzt brauchte, befand sich in einem Brustbeutel an ihrem Körper, der Rest wartete weit weg auf sie.

Eva schob die Arme in den rosa Kaschmirpullover, spürte, dass ihre Flucht näherrückte, und hoffte, dass Claire nicht die Nerven verlor. In neunzig Minuten würde sie in der Luft sein, auf dem Weg nach Puerto Rico. Sobald sie gelandet war, wusste Eva hundert Möglichkeiten, wie sie verschwinden konnte. Ihr Aussehen verändern, dann die Insel so schnell wie möglich verlassen. Ein Boot mieten. Ein Flugzeug mieten. Sie hatte genug Geld, um zu tun, was notwendig war. Es war ihr egal, was Claire am Ende tun würde.

Ihr fiel ein Gespräch wieder ein, das sie vor einer Woche bei einem Basketballspiel mit Dex geführt hatte. *Die einzige Möglichkeit, an einen gefälschten Ausweis zu kommen, ist jemanden zu finden, der dir seinen gibt.* Eva musste beinahe laut lachen, dass Dex' Worte in der Behindertentoilette von Terminal 4 am Flughafen JFK Wirklichkeit wurden.

Claire fingerte an einem der Reißverschlüsse des Mantels, den sie jetzt trug, herum. Eva dachte daran, wer sie in Oakland erwarten würde. Sie würden vielleicht einen Moment stutzen, wenn sie Claire in Evas Mantel aus dem Flughafen kommen sahen. Aber da hörten die Ähnlichkeiten auch schon auf.

»Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel«, sagte Eva und presste ihr Prepaid-Handy an die Brust, »aber da sind alle meine Fotos drauf. Ein paar Sprachnachrichten von meinem Mann ...« Sie konnte nicht riskieren, dass Claire entdeckte, dass auf dem Handy weder Kontakte noch Fotos waren und die Anrufliste nur eine einzige Nummer enthielt. Sie hielt Claires Telefon hoch. »Aber Sie müssen Ihr Passwort deaktivieren, damit ich das E-Ticket scannen lassen kann. Es sei denn, Sie wollen es ausdrucken und Ihr Handy behalten?«

»Damit er mich verfolgen kann? Nein, danke«, sagte Claire, scrollte durch ihre Einstellungen und deaktivierte ihr Passwort. »Aber ich muss mir vorher unbedingt noch eine Nummer aufschreiben.«

Eva beobachtete, wie Claire einen Stift aus ihrer Tasche nahm und etwas auf die Rückseite einer alten Quittung schrieb.

In dem Moment wurde der Flug nach Oakland aufgerufen. Das Boarding hatte begonnen. Sie sahen einander an, Angst und Aufregung spiegelte sich in ihren Gesichtern.

»Ich glaube, es ist so weit«, sagte Claire.

Eva stellte sich vor, wie Claire den Flug nach Kalifornien antrat und in Oakland ausstieg. Wie sie in den hellen Sonnenschein spazierte, ohne die geringste Ahnung, was sie dort erwarten könnte. Sie versuchte, sich dabei nicht schuldig zu fühlen. Claire wirkte kämpferisch. Klug. Sie würde einen Weg finden. »Danke, dass Sie mir helfen, noch einmal von vorn anzufangen«, sagte Eva.

Claire umarmte sie und flüsterte: »Sie haben mich gerettet. Ich werde Ihnen das nie vergessen.«

Dann war sie weg. Raus aus der Kabine, verschwunden im Flughafengezummel. Die Überwachungskameras zeichneten eine Frau im grünen Mantel auf, eine NYU -Kappe tief über die Augen gezogen, die einem neuen Leben entgegenging.

Eva verschloss wieder die Tür, lehnte sich gegen die kühle Wand und spürte, wie sich ihr Adrenalinspiegel langsam senkte. Einen Moment lang fühlte sie sich schwach in den Gliedern und benommen im Kopf. Sie war noch nicht frei, aber sie war der Freiheit näher als je zuvor.

Eva wartete in der verschlossenen Kabine so lange sie konnte und

stellte sich vor, wie Claire Richtung Westen in die Freiheit flog.

»Boarding für Flug 477 mit Anschluss nach Puerto Rico hat begonnen«, verkündete eine Lautsprecherstimme. Sie verließ die Kabine und ging schnell an der langen Schlange wartender Frauen vorbei. Aus dem Augenwinkel sah sie sich selbst im Spiegel und wunderte sich, wie ruhig sie aussah, während ihr innerlich nach tanzen zumute war. Sie schob die Ärmel von Claires rosa Kaschmirpullover hoch, wusch sich schnell die Hände und warf sich ihre neue Handtasche über die Schulter, bevor sie in die Flughafenhalle hinausging.

Am Gate wartete sie am Rande des Geschehens, suchte mit den Augen die Menge ab und fragte sich, ob sie es sich jemals abgewöhnen würde, überall automatisch Risiken und Gefahren abzuschätzen. Aber jeder hier schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein und konnte es nicht erwarten, dem kalten New York zu entkommen und in ein wärmeres Klima zu reisen.

Eine Frau vom Bodenpersonal griff zum Mikrofon und sagte: »Unser Flug heute Morgen ist nicht ausgebucht. Reisende, die noch Stand-by fliegen wollen, werden gebeten, am Schalter einzuchecken.«

Menschen in Ferienkleidung drängelten sich vor, um die Ersten in ihrer Boarding-Gruppe sein. Aber da lediglich eine Person am Gate Dienst hatte, war alles chaotisch und kam nur langsam in Gang. Eva stellte sich nah an eine laute sechsköpfige Familie heran. In ihrer Handtasche vibrierte Claires Handy. Neugierig holte sie es heraus.

Was zur Hölle hast du getan?

Es waren nicht die Worte, die sie einen Moment stocken ließen, sondern die Schärfe dahinter, böswillig und vertraut. Dann klingelte das Telefon und erschreckte sie so sehr, dass sie es beinahe fallen ließ. Sie leitete den Anruf auf die Mailbox weiter. Es klingelte wieder. Und danach wieder. Sie spähte zur Gangway, zählte die Leute, die noch vor ihr waren, flehte die Schlange innerlich an, sich schneller zu bewegen. Sie sehnte sich danach, an Bord und in die Luft zu kommen.

»Warum geht's nicht weiter?«, fragte eine Frau hinter ihr.

»Ich habe gehört, die Luke öffnet sich nicht richtig.«

»Na toll«, sagte die Frau. Als Eva an der Reihe war, gab sie das Handy der Flugbegleiterin, die das E-Ticket scannte, ohne auch nur einen Blick auf den Namen zu werfen. Sie gab es Eva zurück, die es sofort ausschaltete und wieder in Claires Handtasche steckte. Die Schlange kroch vorwärts, Eva war jetzt an der Schwelle zur Brücke, eingeklemmt zwischen ungeduldigen Reisenden. Jemand stieß mit seiner Tasche von hinten gegen sie und riss ihre Handtasche zu Boden, sodass Claires Sachen in alle Richtungen flogen.

Als sie sich bückte, um alles einzusammeln, warf sie einen Blick zurück in die Halle. Sie war von den Menschen in der Schlange umgeben, sodass die Frau am Gate sie nicht sehen konnte, und ihr wurde bewusst, wie einfach es wäre, sich davonzumachen. Die Maschine war nicht voll. Sie würden vielleicht nicht bemerken, dass ihr Sitz leer war. Sie war für den Flug gescannt, und Claire war bereits auf dem Weg nach Oakland.

Eva hatte nur den Bruchteil einer Sekunde, um eine Entscheidung zu treffen. Sie wusste, wie sie es machen würde. Zur Seite treten, sich an die Wand lehnen und ein weiteres Handygespräch vortäuschen. Sie wäre einfach wie andere Reisende mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, auf dem Weg an irgendeinen neuen Ort. Sie könnte den Flughafen verlassen, nach Brooklyn fahren, einen Friseursalon finden und sich die Haare braun färben lassen. Dann mit Claires Ausweis einen späteren Flug buchen und bar bezahlen. Es konnte ohne Weiteres zwei Claire Cooks geben, die an zwei völlig verschiedene Orte reisten. Und sobald sie gelandet und verschwunden war, würden die Daten irrelevant.

Genauso wie sie.

CLAIRE

Dienstag, 22. Februar

Erst nachdem wir schon eine Stunde in der Luft sind, hört mein Herz auf zu rasen, und ich hole zum ersten Mal seit Jahren tief Luft. Ich werfe einen Blick auf meine Uhr. Das Flugzeug, in dem ich sitzen sollte, ist jetzt irgendwo über dem Atlantik, Tausende Kilometer entfernt. Ich stelle mir vor, wie es in Puerto Rico landet, zum Terminal rollt und Urlauber entlässt, wie Eva unsichtbar an allen vorbeischlüpft. Rory wird inzwischen entdeckt haben, was in dem FedEx-Päckchen ist. Wenn er anfängt, mich zu suchen, wird er nach Claire Cook oder Amanda Burns Ausschau halten. Er hat keine Ahnung, wer Eva James ist. Es war beinahe zu einfach.

Ich erinnere mich an einen Abend, als ich dreizehn war und mit meiner Mutter auf der Veranda saß. Ich war seit einigen Wochen das Opfer einer Gruppe beliebter Mädchen gewesen. Sie folgten mir, flüsterten grausame Dinge, warteten, bis ich allein im Flur oder in der Toilette war, um ihre verletzenden Bemerkungen zu machen. Meine Mutter wollte einschreiten, aber ich ließ sie nicht, weil ich glaubte, es würde alles nur noch schlimmer machen. »Ich wünschte, ich könnte einfach verschwinden«, hatte ich geflüstert. Wir sahen zu, wie die dreijährige Violet in dem kleinen Garten herumlief, die Rosen sich in der leichten Abendbrise hin und her bewegten.

»Es gibt immer eine Lösung, Claire. Aber du musst mutig genug sein, um sie zu erkennen«, sagte meine Mutter, nahm meine Hand aus meinem Schoß und drückte sie.

Damals habe ich nicht verstanden, was sie meinte. Aber jetzt wird mir klar, dass sie mir einen Rat für später gegeben hatte. Ich hatte die Wahl zwischen zwei schrecklichen Möglichkeiten – Rorys Zorn oder die Leute, die Nico mir vielleicht geschickt hätte, um mir zu helfen. Und dann kam Eva des Wegs und hat mich gerettet.

Ich denke an Eva, denke daran, was sie verloren hat, und hoffe, dass sie ihren Frieden findet, wo immer sie schließlich landet. Ich stelle mir vor, dass sie irgendwo in ein entlegenes Dorf entkommt und ein kleines Haus am Meer findet. Dass ihre blonden Haare auf ihre gebräunten Schultern fallen, die von einer versöhnlichen Sonne gestreichelt werden. Ein Neuanfang, wie ich ihn mir auch erhoffe.

Erstaunlich, dass wir einander gefunden haben.

Vor lauter Freude verspüre ich ein Kribbeln, und ich lache laut, erschrecke den Mann, der neben mir sitzt. »Entschuldigung«, sage ich, wende mich zum Fenster und beobachte, wie die Landschaft unter mir sich von städtischer Bebauung in großflächiges Ackerland verwandelt, während ich immer mehr Kilometer zwischen mich und Rory bringe.

Sechs Stunden später landet das Flugzeug unsanft in Oakland. Wir sind über San Francisco gekreist, und obwohl der Pilot auf Sehenswürdigkeiten wie die Bay Bridge und die Transamerica Pyramid hinwies, habe ich sie vor Aufregung kaum registriert. Während ich warte, bis ich das Flugzeug verlassen kann, und die Leute hinter mir drängeln, schließe ich die Augen und denke an ein Spiel, das Violet und ich immer gespielt haben: Würdest du lieber ... Wir verbrachten Stunden damit, uns unmögliche, urkomische Alternativen auszudenken. *Würdest du lieber zehn Kakerlaken essen oder ein Jahr lang jeden Tag Leber zum Abendessen?* Ich muss insgeheim lächeln und frage mich, was Violet und ich uns jetzt vielleicht einfallen lassen würden. *Würdest du lieber mit einem gewalttätigen, aber reichen Mann verheiratet sein oder lieber irgendwo ohne Geld und Identität noch einmal neu anfangen?* Die Entscheidung fällt mir nicht schwer.

Schließlich öffnet sich die Flugzeugschleuse, und alle steigen nach und nach aus. Ich reihe mich zwischen ihnen ein, ziehe die Kappe tief über die Augen, zumindest bis ich das Flughafengebäude und die Überwachungskameras hinter mir gelassen habe. Als Erstes muss ich Petra anrufen und ihr sagen, dass ich in Oakland bin. Und dann ein billiges Motel finden, wo man nicht viele Fragen stellt. Da ich nur vierhundert Dollar im Portemonnaie habe, muss ich klug vorgehen.

Nachdem wir das Flugzeug verlassen haben, mache ich mich auf

die Suche nach einem Münztelefon. Als ich die Gates hinter mir gelassen habe, bemerke ich etwas Seltsames. Mehrere Menschengruppen scharen sich schweigend in den verschiedenen Bars und Restaurants um die Fernsehmonitore.

Es muss etwas passiert sein.

Ich nähere mich einer dieser Gruppen und spähe über die Schultern der Menschen. Im Fernsehen läuft eine Nachrichtensendung, aber der Ton ist leise gedreht. Eine ernst blickende Frau spricht gerade, und ihr Name erscheint kurz auf dem Bildschirm – Hillary Stanton, Pressesprecherin von NTSB . Ich lese die Untertitel auf dem Bildschirm.

Wir wissen noch nicht, was den Absturz verursacht hat, und es ist zu früh, um etwas zu sagen.

Es folgt ein Schnitt zu einem Nachrichtenmoderator, und ich erhasche einen Blick auf die Schlagzeile, die vorher vom schwarzen Untertiteltext verdeckt war.

Der Absturz von Flug 477.

Ich lese es noch einmal, versuche, den Worten eine andere Bedeutung zu geben.

Flug 477 war mein Flug nach Puerto Rico.

Ich dränge mich näher heran. Mehr Text erscheint, diesmal vom Moderator.

Die zuständigen Behörden wollen noch keine Vermutungen über die Ursache des Absturzes anstellen, aber sie haben angedeutet, dass es wahrscheinlich keine Überlebenden gibt. Flug 477 war mit 96 Passagieren an Bord auf dem Weg nach Puerto Rico.

Im Bild erscheint jetzt eine Live-Aufnahme des Meeres, Wrackteile schwimmen auf der Oberfläche.

Der Boden scheint sich unter mir zu bewegen, und ich taumele gegen einen Mann, der neben mir steht. Er hält mich am Ellbogen fest, so lange, bis er sicher ist, dass ich nicht falle. »Alles in

Ordnung?«, fragt er.

Ich schüttele ihn ab und dränge mich durch die Menge. Ich kann das, was ich im Fernsehen sehe, nicht mit den ganz frischen Erinnerungen an Eva in Einklang bringen – ihre Stimme, ihr Lächeln, kurz bevor sich die Toilettentür hinter ihr schloss.

Mit gesenktem Kopf durchquere ich die Halle. Plötzlich fällt mir auf, wie viele Fernsehbildschirme es hier gibt, und alle berichten von dem Unglück. Ich schlucke den Kloß hinunter, der in meiner Kehle steckt, und entdecke in der Nähe der Toiletten ein Münztelefon.

Mit zitternden Händen hole ich die Quittung hervor, auf der ich Petras Nummer notiert habe, und wähle. Eine unpersönliche Stimme sagt mir, dass ich einen Dollar und fünfundzwanzig Cent einwerfen soll. Ich suche in Evas Portemonnaie, bis ich die Münzen zusammenhabe, und werfe sie eine nach der anderen in den Schlitz. Mein Herz rast.

Doch statt eines Klingelns höre ich nur drei Töne und eine automatische Stimme, die sagt: *Wir bedauern, aber die von Ihnen gewählte Rufnummer ist nicht mehr vergeben*.

Ich habe es so eilig gehabt, sie anzurufen, dass ich mich verwählt haben muss. Ich hole tief Luft, versuche, mich so weit zu beruhigen, dass meine Hände nicht mehr zittern, nehme die Münzen aus dem Rückgabefach und wähle erneut, diesmal langsamer.

Wieder bekomme ich die Auskunft, dass die Nummer nicht mehr vergeben ist.

Ich lege auf und habe das Gefühl, neben mir zu stehen, gehe hinüber zu einer verlassenen Stuhlreihe, wo ich zusammenbreche und in die Halle starre. Menschen gehen an mir vorbei, ziehen Koffer hinter sich her, treiben Kinder an, sprechen in Handys.

Ich muss die Nummer falsch abgeschrieben haben. Ich denke an die Toilettenkabine zurück, wo es mir wegen des Adrenalins wahrscheinlich an Konzentration mangelte.

Und jetzt bin ich total abgeschnitten.

Auf der anderen Seite des Gangs wechseln die Fernsehbilder wieder und ziehen meine Aufmerksamkeit auf sich.

Die Namen der Passagiere sind noch nicht veröffentlicht worden, aber NTSB-Vertreter haben erklärt, dass sie später

am Abend eine Pressekonferenz geben werden.

Mir wird klar, wie gefährdet ich in Kürze sein werde, wie übermächtig solche Dinge werden und die Gemüter der Menschen im ganzen Land bewegen. Zuerst die schrecklichen Details, die Spekulationen, was schiefging. Dann das Interesse an den Menschen. Die Opfer. Ihre Leben, ihre Hoffnungen. Ihre Gesichter, lächelnd, lachend, ahnungslos, was ihnen bevorsteht. Wegen Rorys Prominenz wird man meine Geschichte aufblasen, und meine Anonymität wird mit alarmierender Geschwindigkeit zusammenschrumpfen. Bald wird mein Bild in allen Medien erscheinen. Ich werde dieselbe traurige Berühmtheit erlangen wie Maggie Moretti. Noch eine weitere Tragödie, die Rory tapfer durchstehen muss. Und ich sitze fest, mit sehr wenig Geld, ohne meinen Ausweis und ohne Versteck.

Mein Blick fällt auf Evas Handtasche. Ich greife hinein und hole einen Schlüsselbund sowie ihr Portemonnaie heraus. Ich stecke die Schlüssel in die Tasche und öffne das Portemonnaie, merke mir die Adresse auf dem Führerschein. 543 Le Roy. Ohne zu zögern, trete ich aus dem Flughafengebäude in den hellen Sonnenschein Kaliforniens und rufe ein Taxi.

Wir jagen eine Autobahn entlang, die Skyline von San Francisco ist am östlichen Rand der Bucht hinter Industriegebäuden zu sehen, aber ich nehme nichts davon wirklich wahr. Stattdessen denke ich an die letzten Augenblicke, die ich mit Eva in der Toilettenkabine verbracht habe. Sie war entschlossen, sich eine zweite Chance zu erkämpfen, ohne zu ahnen, dass sie keine hatte. Ich lehne den Kopf gegen das Fenster und versuche, mich darauf zu konzentrieren, wie sich das kalte Glas an meiner Haut anfühlt. *Noch ein bisschen durchhalten*. Ich kann mich nicht gehen lassen, bevor ich allein bin.

Bald verlassen wir die Autobahn und fahren durch Straßen voller Collegekids, optimistisch und farbenfroh. Ich versuche mir vorzustellen, was Rory gerade macht. Wahrscheinlich hat er den Termin in Detroit abgesagt und ist auf dem Rückweg nach New York. Zahlt stillschweigend die vierzigtausend Dollar wieder bei der Bank ein und versteckt alles andere in seinem Geheimfach.

Ich starre aus dem Fenster, als wir an der Universität vorbeifahren.

Studenten überqueren leichtsinnig die Straße, so unbekümmert, wie nur Studenten es können. Wir fahren am östlichen Rand des Campus entlang und kommen in ein Wohngebiet an der nördlichen Seite, mit Hügeln und kurvenreichen Straßen. Einzelhäuser, Doppelhäuser und Apartments stehen nebeneinander zwischen hohen Redwood-Bäumen. Ich frage mich, was mich erwartet, wenn ich Evas Tür aufschließe. Ein Eindringling, der das Haus betritt, in dem sie mit ihrem Mann gelebt hat, immer noch genau so, wie sie es verlassen hat. Ich werde ihre Fotos ansehen, ihr Bad benutzen, in ihrem Bett schlafen. Ich schaudere bei dem Gedanken und versuche, nicht so weit vor auszudenken.

Der Fahrer setzt mich vor einem weißen zweistöckigen Doppelhaus mit einer langen Veranda und zwei identischen Türen am Ende jeder Seite ab. Auf der rechten Seite sind die Vorhänge zugezogen, um neugierige Blicke fernzuhalten. Eine große Kiefer überschattet einen Teil der Veranda, die Erde darunter sieht dunkel und frisch aus. Die linke Seite ist unbewohnt, die kahlen Fenster geben den Blick auf leere Räume mit Deckenleisten frei, eine rote Akzentwand und Holzfußböden sind zu sehen. Ich bin froh, dass ich nicht die Fragen eines Nachbarn beantworten muss, wer ich bin oder wo Eva ist.

Ich fummele mit den Schlüsseln herum, finde schließlich den richtigen und stoße die Tür auf. Zu spät fällt mir ein, dass es eine Alarmanlage geben könnte, und ich erstarre. Aber alles ist still. Es riecht nach ungelüfteten Räumen, außerdem ist da noch ein leichter chemisch-blumiger Duft.

Ich schließe die Tür ab und steige vorsichtig über ein Paar Schuhe, die aussehen, als hätte jemand sie erst vor ein paar Minuten von den Füßen geschleudert. Ich spitze die Ohren, ob irgendein Geräusch, ein menschlicher Laut zu hören ist. Doch trotz der Unordnung ist es im Haus absolut still.

Ich stelle meine Tasche neben der Tür ab für den Fall, dass ich schnell wegmuss, schleiche hinüber zur Küche und spähe hinein. Leer, aber auf dem Tresen steht eine geöffnete Dose Cola-Light, und im Spülbecken ist etwas Geschirr. Eine Tür führt in den Garten, doch sie ist mit einer Kette verschlossen.

Ich steige langsam die Treppe hinauf und lausche angestrengt.

Nur drei Räume – ein Bad, ein Büro, ein Schlafzimmer, Kleidung auf Bett und Boden verteilt, als hätte jemand es eilig gehabt. Aber ich bin allein im Haus und atme die Luft aus, die ich angehalten habe.

Als ich wieder unten bin, setze ich mich auf das Sofa, lege den Kopf in die Hände und lasse die Ereignisse des Tages noch einmal Revue passieren. Die Panik, die ich empfand, gefolgt von der Erregung darüber, dass ich mich einfach davongemacht habe.

Dann denke ich an Eva irgendwo auf dem Grund des Atlantischen Ozeans. Ob es wehtat, als das Flugzeug auf dem Wasser aufsetzte, ob die Momente vor dem Aufprall lang waren, erfüllt von panischen Schreien und Weinen, oder ob sie wegen des Sauerstoffmangels nur kurz andauerten. Ich atme einige Male tief durch und versuche, mich zu beruhigen. *Ich bin in Sicherheit. Mir geht es gut* . Draußen fährt ein Auto vorbei, ansonsten ist es still in der Gegend. In der Ferne läuten Glocken.

Ich hebe den Kopf und nehme die gerahmten abstrakten Drucke an der Wand sowie die weichen Sessel wahr, welche die Couch flankieren. Das Zimmer ist klein, aber gemütlich, die Möbel sind hochwertig, aber nicht extravagant. Das genaue Gegenteil des Zuhauses, das ich gerade verlassen habe.

In dem zum Fernseher gerichteten Sessel ist eine abgenutzte Delle, aber die restlichen Möbel sehen makellos aus, als ob noch nie jemand darauf gesessen hätte. Etwas an dem Zimmer lässt mir keine Ruhe, und ich versuche herauszufinden, was das ist. Vielleicht die Art und Weise, wie es hinterlassen wurde – es sieht aus, als wäre jemand nur für ein paar Minuten weggegangen. Ich sehe mich im Zimmer um, suche nach einem Ort, wo das Krankenbett des Mannes gestanden haben könnte. Wo die Pfleger und Pflegerinnen die Tabletten abgezählt, die Medikamente abgemessen, ihre Hände gewaschen haben. Aber es gibt keine Hinweise darauf. Nicht einmal einen Abdruck im Teppich.

An der hinteren Wand steht ein vollgestopftes Bücherregal. Ich lasse den Blick darüber schweifen – viele Titel über Biologie und Chemie, im unteren Fach ein paar Lehrbücher. *Ich habe meinen Job aufgegeben, um meinen Mann zu pflegen* . Vielleicht hat sie in Berkeley gelehrt. Oder ihr Mann.

Aus der Küche kommt ein vibrierender Ton, der in dem stillen

Haus laut und schrill wirkt. Als ich hineingehe, bemerke ich ein schwarzes Handy zwischen zwei Dosen auf dem Tresen. Ich hebe es verwirrt auf, denn ich erinnere mich, dass Eva auf dem Flughafen in New York ebenfalls ein Handy benutzte. Die Push-Mitteilung kommt von einer jener Apps, bei denen die Nachrichten nach einer bestimmten Zeit wieder verschwinden, gesendet von jemandem namens D.

Warum bist du nicht gekommen? Ist etwas passiert?

Als das Handy in meiner Hand ein weiteres Mal wegen einer Nachricht vibriert, zucke ich beinahe zusammen.

Ruf mich sofort an.

Ich werfe es zurück auf den Tresen und starre es an, warte auf eine weitere Nachricht, aber es bleibt still. Ich hoffe, dass heute Abend keine weiteren Fragen mehr von D kommen.

Ich trete ans Waschbecken und blicke durch das kleine Fenster in den winzigen Garten. Er ist von Büschen umgeben, und mittendurch führt ein backsteingepflasterter Weg zu einer Pforte im hinteren Zaun. Ich stelle mir vor, wie Eva hier steht und die Dämmerung betrachtet, die genau wie jetzt alle Schatten violett und blau färbt, während ihr Mann im Sterben liegt.

Das Handy vibriert erneut, das Geräusch hallt in der leeren Küche wider, und eine düstere Vorahnung überkommt mich. Das leere Haus bietet sich mir an, aber es gibt nichts preis.

EVA

Berkeley, Kalifornien

August

Sechs Monate vor dem Absturz

Eva wartete vor seinem Studentenwohnheim auf ihn. Es war nicht das, in dem sie selbst vor so vielen Jahren gewohnt hatte, sondern ein neueres, mit weicheren Konturen und dunkler Holzverkleidung; es war fast, als sollten die Studenten das Gefühl haben, in einer italienischen Villa zu wohnen. Ihr Blick wanderte nach oben, über Fenster, die geöffnet waren, um die kühle Morgenluft hereinzulassen, dahinter Poster von Bands, von denen sie noch nie gehört hatte. Vom Zentrum des Campus schlug die Turmuhr zur Stunde. Studenten, die früh am Morgen Seminare hatten, gingen an ihr vorbei, während sie auf dem Gehweg stand und sich an ein Auto lehnte, das nicht ihr gehörte. Niemand sah sie an. Genau wie immer.

Schließlich kam er heraus, den Rucksack über eine Schulter gehängt, in sein Handy vertieft. Er bemerkte Eva nicht, bis sie direkt neben ihm herging.

»Hi, Brett«, sagte sie.

Er blickte erschrocken auf, und ein Anflug von Sorge huschte über sein Gesicht, als er sah, wer ihn da ansprach. Aber dann setzte er ein Lächeln auf und sagte: »Eva. Hey.«

Auf der anderen Straßenseite stiegen zwei Männer aus einem parkenden Auto und begannen, langsam und schweigend in dieselbe Richtung zu gehen. Sie zu verfolgen.

Eva sagte: »Du weißt sicher, warum ich hier bin.«

Sie überquerten die Straße, gingen an Coffeeshops und Buchläden vorbei am südlichen Rand des Campus entlang. Als sie an einen kleinen backsteingepflasterten Weg kamen, der zum Eingang einer kleinen Kunstgalerie führte, die erst um elf Uhr öffnete, stellte sie sich vor Brett, um ihn zum Stehenbleiben zu zwingen. Die beiden Männer hinter ihnen hielten ebenfalls an und warteten.

»Hör zu, Eva«, sagte Brett. »Es tut mir wirklich leid, aber ich habe dein Geld noch nicht.« Während er sprach, blickte er in die Gesichter der wenigen Menschen, die so früh unterwegs waren. Er suchte nach jemand Vertrautem, der ihm zur Seite sprang und half. Aber Eva machte sich keine Sorgen. Für jeden, der sie vielleicht sah, war Brett einfach ein Student, der sich auf dem Gehweg mit einer Frau unterhielt.

»Das hast du letztes Mal auch schon gesagt«, sagte Eva. »Und das Mal davor.«

»Es liegt an meinen Eltern«, erklärte Brett. »Sie lassen sich scheiden. Sie haben meine monatliche Unterstützung um die Hälfte gekürzt. Ich kann mir kaum ein Bier leisten.«

Eva neigte mitfühlend den Kopf zur Seite, als könnte sie das Problem verstehen. Als wäre sie nicht gezwungen gewesen, während der drei kurzen Jahre, die sie in Berkeley studiert hatte, von einem winzigen Tagessatz zu leben, sich in der Mensa zusätzlich etwas in die Tasche zu stecken, um über die langen Wochenenden zu kommen. Niemand hatte sie regelmäßig finanziell unterstützt. Sich kein Bier kaufen zu können hatte nie auf Evas langer Sorgenliste gestanden.

Sie blieb hartnäckig. »Das ist eine traurige Geschichte, aber leider nicht mein Problem. Du schuldest mir sechshundert Dollar, und ich bin es leid, zu warten.«

Brett zog seinen Rucksack höher auf die Schulter und verfolgte mit den Augen einen Bus, der die Straße entlangrumpelte. »Ich besorge es. Ich schwöre. Nur – wird es ein bisschen dauern.«

Eva griff in ihre Hosentasche und holte ein Kaugummi heraus, wickelte es sorgfältig aus und steckte es in den Mund. Sie kaute es bedächtig, als würde sie darüber nachdenken, was er gesagt hatte. Die Männer, die ihnen folgten, sahen Evas Signal und kamen auf sie

zu.

Brett bemerkte sie beinahe sofort, nahm ihren energischen Gang wahr, und wusste, dass er und Eva ihr Ziel waren. Er machte einen Schritt zurück, als wollte er weglaufen, aber die Männer verkürzten schnell den Abstand und versperrten ihm den Weg.

»O mein Gott«, flüsterte er. In seinen Augen lagen Angst und Panik. »Eva, bitte. Ich schwöre, ich werde zahlen. *Ich schwöre*.« Er begann zurückzuweichen, aber Saul, der größere der beiden Männer, legte eine Hand auf Bretts Schulter. Eva sah, wie seine langen Finger zudrückten, und Brett begann zu weinen.

Sie wollte sich wieder zur Straße begeben, sie hatte ihren Beitrag geleistet. Aber Bretts Augen hielten sie zurück, flehten sie an, es sich anders zu überlegen, und Eva zögerte. Vielleicht war es das Morgenlicht, das schräg auf sie herabfiel; ein Hauch von Herbst lag in der Luft und erinnerte sie an den Beginn eines Semesters mit neuen Kursen und spannendem neuem Lernstoff. An ein Leben, das sie einmal geliebt hatte und das ihr noch nicht ganz entrissen worden war.

Oder vielleicht war es die Art, wie Brett sie ansah. Wie er wimmerte, die Stirn voller hellroter Pickel, die Haare im Gesicht weich und dünn. Er war noch ein Kind. Und sie erinnerte sich, dass sie auch einmal eins gewesen war. Fehler gemacht hatte. Um eine zweite Chance gebettelt hatte.

Niemand hatte sie ihr gegeben.

Sie trat zurück, ließ zu, dass sie Brett den Weg hinunterführten, weg von der Straße.

Eine Stimme hinter ihr schreckte sie auf. »Es musste sein.«

Dex.

Er kam aus dem Schatten eines Ladeneingangs, zündete sich eine Zigarette an und signalisierte ihr, mit ihm zu gehen. Von hinten war das Geräusch von Fäusten zu hören, die auf Fleisch trafen, Bretts Schreie, sein Flehen um Hilfe. Dann ein besonders lauter Aufprall – vielleicht ein Tritt in den Magen, oder sein Kopf, der gegen eine Wand geknallt wurde – und dann nichts mehr von Brett.

Eva ließ sich nichts anmerken, denn sie wusste, dass Dex sie prüfend ansah. »Was machst du hier?«

Er zuckte mit der Schulter und nahm einen Zug von seiner

Zigarette. »Ich weiß, dass du diesen Teil nicht magst. Dachte, ich komme vorbei und sehe nach dir.«

Eine Lüge? Die Wahrheit? Schwer zu sagen bei Dex, aber Eva hatte im Laufe der Jahre gelernt, dass er nicht so früh aufstand, wenn es ihm ihr Boss, Fish, nicht befohlen hatte.

»Mir geht's gut«, sagte sie.

Sie gingen gemächlich einen Hügel in Richtung Stadion hinauf, an einer Kaffeebar mit weißer Markise und einer Terrasse vorbei, deren Tische und Stühle noch in einer Ecke gestapelt waren. Drinnen saßen dicht gedrängt Professoren und Universitätsangestellte und tranken ihren Morgenkaffee, bevor sie zur Arbeit gingen. Draußen saß ein Bettler im Rollstuhl und spielte Mundharmonika. Eva warf ihm einen Fünfdollarschein hin.

»Gott segne dich«, sagte der Mann.

Dex verdrehte die Augen. »Weiches Herz.«

»Karma«, korrigierte Eva.

Sie blieben oben auf dem Hügel vor dem International House stehen, und Dex sah an ihr vorbei zur Bucht, als würde er die Aussicht bewundern. Sie folgte seinem Blick. Die beiden Männer waren wieder aufgetaucht und gingen nach Westen Richtung Telegraph Avenue. Keine Spur von Brett, den sie wahrscheinlich einfach am Boden liegen gelassen hatten. Der Galeriebesitzer würde ihn in ein paar Stunden finden und die Polizei rufen. Oder vielleicht würde Brett es irgendwie schaffen, aufzustehen und zurück zum Wohnheim zu stolpern. Die Lehrveranstaltungen müssten heute ohne ihn stattfinden.

Als die Männer nicht mehr zu sehen waren, drehte Dex sich zu ihr um und gab ihr einen Zettel. »Neue Kundin«, sagte er.

Brittany. 16.30 Tilden.

Eva verdrehte die Augen. »Nichts klingt so sehr nach ›Kind der Neunziger‹ wie der Name Brittany. Wie bist du an sie gekommen?«

»Empfehlung von einem Typen, den ich in L.A. kenne. Ihr Mann ist gerade hier rauf versetzt worden.«

Eva blieb plötzlich stehen. »Sie ist keine Studentin?«

»Nein. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen«, versicherte er ihr. »Sie ist okay.« Er warf seine Zigarette auf den Boden und zertrat sie. »Ich seh dich heute Nachmittag um drei.«

Er ging den Hügel wieder hinunter, ohne auf eine Antwort von ihr zu warten. Das war nicht nötig. In den zwölf Jahren, die sie nun schon mit Dex arbeitete, hatte sie nicht ein einziges Treffen verpasst. Sie wartete, bis er an dem Fußweg vorbei war – noch immer kein Zeichen von Brett –, und wandte sich dann Richtung Norden nach Hause.

Als sie das Zentrum des Campus durchquerte, flackerten flüchtige Erinnerungen auf. Das Ende des Sommers in Berkeley. Evas eigener Rhythmus, der so tief mit den Gezeiten der Universität verbunden war, war jetzt durch Dex aus dem Gleichgewicht geraten. Sie fragte sich, was der wahre Grund dafür war, dass er sie heute Morgen treffen wollte.

Hinter sich hörte Eva jemanden sagen: »Entschuldigung.«

Sie ignorierte es und überquerte eine kleine Brücke über den Bach, der sich durch das Zentrum des Campus schlängelte.

»Entschuldigung«, sagte die Stimme wieder, jetzt lauter.

Ein junges Mädchen, anscheinend eine Studienanfängerin – hautenge Jeans, Stiefel und brandneuer Rucksack –, stellte sich vor Eva und keuchte. »Können Sie mir sagen, wo Campbell Hall ist? Ich bin spät dran, und es ist der erste Tag, ich habe verschlafen ...« Sie verstummte, als Eva sie anstarrte. Sie war so eifrig, hatte alles noch vor sich.

Wie viele Monate würde es dauern, bevor dieses Mädchen unter dem Druck von Berkeley zerbrach? Wie lange bis zum ersten Test, den sie nicht bestand, oder ihrer ersten Drei für ein Referat? Eva stellte sich vor, wie ihr jemand in der Bibliothek einen Zettel mit Dex' Namen und Nummer zuschob. Wie lange, bis Eva sich mit ihr vor Campbell Hall traf?

»Wissen Sie, wo das ist?«, fragte das Mädchen noch einmal.

Eva hatte das alles so verdammt satt. »*No hablo inglés*«, sagte sie und tat so, als spräche sie kein Englisch. Sie wollte dieses Mädchen und ihre Fragen nur loswerden.

Das Mädchen trat erstaunt zurück, und Eva schlüpfte an ihr vorbei den Weg hinauf. Sollte jemand anders ihr helfen. Eva war noch nicht bereit, zu übernehmen.

Das unerwartete Auftauchen von Dex an diesem Morgen

beschäftigte sie noch Stunden später, während sie am Spülbecken in der Küche stand und Geschirr abwusch. Als sie ein Glas unter dem heißen Wasserstrahl drehte, rutschte es ihr aus der Hand und zerbrach. Die Scherben flogen ins Porzellanbecken.

»*Shit*«, sagte sie, stellte den Wasserhahn ab und trocknete sich die Hände an einem Geschirrhandtuch ab, bevor sie vorsichtig die größeren Scherben nahm und in den Müll warf. Sie spürte, dass die Dinge im Umbruch waren, sich etwas veränderte, so wie Tiere ein Erdbeben spüren, ein leichtes Zittern tief unter der Erdkruste, und dass sie aufmerksam sein musste. Für ihre Sicherheit sorgen.

Sie nahm ein paar Küchentücher und wischte den Rest weg, dann blickte sie auf den Timer, den sie aus dem Keller geholt hatte. Noch fünf Minuten.

Sie warf die leere Dose Cola-Light in den Müll und starrte aus dem Fenster in den Garten. Die Büsche und Rosen waren verwildert und mussten geschnitten werden. Hinten in der Ecke entdeckte sie eine Katze, geduckt und regungslos unter einem tief hängenden Busch; das Tier richtete seine Augen unverwandt auf einen kleinen Vogel, der in einer schattigen Pfütze planschte, die vom morgendlichen Sprengen übrig war. Eva beobachtete das Ganze mit angehaltenem Atem und flehte den Vogel insgeheim an, den gefährlichen Garten zu verlassen.

Plötzlich machte die Katze einen Satz nach vorne. Unter lautlosem Flügelschlagen und Federgestöber packte sie den Vogel, warf ihn zu Boden und erledigte ihn mit ein paar schnellen Hieben. Eva sah zu, wie die Katze mit dem Vogel im Maul davonschlich, und hatte das Gefühl, dass das Universum ihr eine Art Botschaft schickte. Das Problem war nur, dass sie nicht wusste, ob sie die Katze oder der Vogel war.

Der Timer klingelte und riss Eva aus ihrem Tagtraum. Sie sah zur Uhr am Herd, warf noch einmal einen Blick aus dem Fenster in den Garten, der jetzt bis auf einige verstreute Federn auf dem Weg leer war.

Sie stieß sich vom Tresen ab, schlüpfte an dem Rollregal vorbei, in dem sich nur Dinge befanden, die sie nie benutzte – ein Requisit, um die verborgene Tür dahinter zu verdecken –, und ging hinunter in den Keller, um fertig zu werden.

CLAIRE

Dienstag, 22. Februar

Evas Haus ist komplett still. Ich habe das Gefühl, dass es mich beobachtet, darauf wartet, ob ich preisgebe, wer ich bin und warum ich herkam. Als ich den Kühlschrank öffne, ist das obere Fach voll mit Cola-Light-Dosen. Sonst befindet sich darin nur noch ein unförmiger Take-out-Behälter. »Will jemand Cola-Light?«, murmele ich, bevor ich die Tür wieder schließe. Ich betrachte die Regale, die an der Wand stehen und mit Kochbüchern und Rührschüsseln gefüllt sind. Dann wandert mein Blick zu den Schränken links vom Spülbecken. Ich öffne sie – zum Vorschein kommen Gläser, Teller und Schüsseln – und finde schließlich heraus, wo Eva Trockenvorräte aufbewahrt. Ritz Cracker und Cola-Light müssen heute Abend genügen.

Nachdem ich genug gegessen habe, um meinen knurrenden Magen zu beruhigen, gehe ich zurück ins Wohnzimmer. Die Uhr an der Wand zeigt sechs. Ich nehme die Fernbedienung und versuche, nicht an Eva und ihren Mann zu denken, die unter eine Decke gekuschelt hier ferngesehen oder in vertrauter Stille nebeneinander gesessen und auf ihren Handys herumgescrollt haben. Ich sehe mich im Zimmer um, auf der Suche nach Hinweisen auf eine glückliche Ehe. Fotos. Andenken an Urlaubsreisen. Nichts zu sehen.

Ich schalte den Fernseher ein, zappe durch die Sender und lande schließlich bei CNN .

Eine Nahaufnahme des Flughafens in New York ist zu sehen, auf einem kleineren Bild das Such- und Bergungsteam, ein Schiff der Küstenwache, umgeben von dunklem Wasser, auf dem Flutlichter tanzen. Ich drehe die Lautstärke auf. Kate Lane, politische Kommentatorin und Gastgeberin von *Politics Today*, spricht leise und ernsthaft, während ein Bild von mir und Rory auf einer

Galaveranstaltung im letzten Jahr den Bildschirm einnimmt. Meine Haare sind sorgfältig zu einer Banane hochgesteckt, mein Gesicht ist dick mit Make-up bedeckt, und ich lache in die Kameras. Kate Lane sagt: »Die Behörden haben bestätigt, dass die Ehefrau des Philanthropen Rory Cook, Sohn der Senatorin Marjorie Cook und geschäftsführender Direktor der Cook Familienstiftung, eine humanitäre Reise nach Puerto Rico unternahm und sich an Bord des Fluges 477 befand.«

Dann wird mein Bild durch eine Live-Außenaufnahme des Flughafens ersetzt. Die Kamera schwenkt auf einen scheinbar abgesperrten Bereich hinter großen Glasfenstern. »Vertreter von Vista Airlines treffen sich heute Abend mit Angehörigen, während Such- und Bergungsteams vor der Küste Floridas bis in die Nacht im Einsatz sind. Vertreter der Verkehrsbehörde für die Aufklärung von Unglücksfällen im Transportwesen, NTSB, haben einen terroristischen Hintergrund als Unfallursache ausgeschlossen. Sie verweisen auf unbeständiges Wetter und die Tatsache, dass dieses Flugzeug erst vor vier Monaten Startverbot hatte.«

Die Kamera zoomt heran und zeigt Menschen, die sich umarmen und weinen, einander trösten. Ich gehe näher an den Bildschirm und versuche zu erkennen, ob Rory unter ihnen ist. Aber ich muss mir keine Mühe machen. Wie aufs Stichwort erfolgt ein Schnitt zu einer Reihe von Mikrofonen, Rory erscheint und stellt sich dahinter. »Ich habe gehört, wir bekommen eine kurze Erklärung von Mr. Cook im Namen der Angehörigen.«

Ich schalte auf Standbild und sehe ihn mir genau an. Er trägt eine teure Jeans, dazu eins seiner blauen Oberhemden, die gut vor der Kamera aussehen. Sein Gesicht ist von Trauer gezeichnet, die Augen hohl und rot. Ich hocke mich hin und frage mich, ob er tatsächlich am Boden zerstört ist, oder ob er das alles nur spielt und tief unter der Oberfläche zornig ist, da er inzwischen die Wahrheit entdeckt hat.

Ich nehme meinen Computer aus der Tasche und gehe hinauf in Evas Büro. Der Router in der Ecke des Schreibtisches blinkt grün. Ich drehe ihn um, finde das Passwort auf der Rückseite und bete, dass sie es nicht geändert hat. Ich brauche drei Versuche, damit Passwort und Netzwerkname zusammenpassen, aber dann bin ich

drin.

Ich öffne dasselbe Fenster wie gestern Abend und werfe schnell einen Blick in Rorys Posteingang, während er live im Fernsehen ist. Es gibt mehrere Nachrichten von Danielle, Kopien von E-Mails, die sie heute Morgen verschickt hat. An das Hotel in Detroit, um dort Bescheid zu geben, dass Rory meine Reservierung in Anspruch nimmt, und an die Schule, damit man dort weiß, dass Rory den Termin übernimmt.

Und ein Nachrichtenaustausch zwischen Bruce und Rory, kurz nachdem die Meldungen vom Absturz kamen.

Ich glaube, wir müssen die Bekanntgabe verschieben.

Rorys Antwort war kurz.

Auf keinen Fall.

Aber Bruce ließ sich nicht davon abbringen.

Denk daran, wie das wirkt. Deine Frau ist gerade gestorben.
Du kannst es auf keinen Fall diese Woche bekannt geben.
Das ist Wahnsinn. Lass NTSB die Leiche bergen.
Organisiere eine Beerdigung. Gib es anschließend bekannt.
Sag, dass Claire es gewollt hätte.

Obwohl es mich nicht überrascht, verletzt mich die Tatsache, dass sie sich jetzt Gedanken um die Bekanntgabe der Senatskandidatur machen. Trotz unserer Probleme, trotz seiner Wut weiß ich, dass Rory mich auf seine eigene, kaputte Art geliebt hat. Aber ich spüre auch etwas Genugtuung darüber, dass es richtig war, mich jetzt abzusetzen. Denn wenn es darauf angekommen wäre, hätte Rory sich immer gegen mich und für seine Ambitionen entschieden.

Ich öffne ein neues Fenster und google *Petra Federotov*. Eine lange Liste von Grafiken in leuchtenden Farben und Namen, die ich nicht aussprechen kann, erscheint. Seitenweise. Ich ändere die Suche in *Petra Federotov Telefonnummer*, und die Liste wird noch ein bisschen länger – eine Pizzeria in Boston, Links zu Seiten, auf denen Software für eine Gebühr von dreißig Dollar angeboten wird.

Ich bin sicher, Nico hat dafür gesorgt, dass Informationen über sie von solchen Datenbanken gelöscht wurden und wahrscheinlich auch aus dem Internet.

Ich lasse den Computer geöffnet und gehe wieder nach unten, wo Rory noch auf dem Bildschirm eingefroren ist. Seine Hand wischt gerade eine Haarsträhne, die ihm ins Gesicht gefallen ist, zur Seite. In einem anderen Leben hätte ich sie zurückgestrichen, sanft und liebevoll. Ich starre sein Gesicht an und erinnere mich daran, wie es war, als ich ihn geliebt habe. Die Anfangszeit, als er mich oft vom Auktionshaus abholt und mit einem Abendessen bei Le Bernardin oder einem Picknick im Park überrascht hat. Sein spitzbübisches Lächeln, wenn er uns durch die Hintertür in einen Club geschmuggelt hatte, wie er zärtlich mit dem Daumen über meine Lippen strich, bevor er mich küsste.

Die Erinnerungen sind nicht weg. Nur begraben. Vielleicht kann ich sie eines Tages wieder hervorholen. Sie betrachten und objektiv prüfen, die guten behalten und den Rest fallen lassen.

Ich drücke auf Play. Rory räuspert sich und sagt: »Heute Morgen habe ich, wie viele Familien hier, meine Ehefrau, Claire, ein letztes Mal zum Abschied geküsst.« Er hält inne, holt tief und bebend Luft, bevor er mit zitternder Stimme fortfährt: »Was als humanitäre Reise geplant war, hat mich und die Familien von fünfundneunzig Passagieren des Flugs 477 in einen Albtraum gestürzt. Seien Sie versichert, dass wir nicht ruhen werden, bevor wir wissen, was passiert ist.« Er schluckt schwer und presst die Kiefer zusammen. Als er wieder in die Kamera blickt, glänzen seine Augen, füllen sich mit Tränen, die ihm dann über die Wangen laufen. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll, außer dass ich verzweifelt bin. Im Namen der Familien danken wir Ihnen für Ihre Anteilnahme und Gebete.«

Reporter rufen Rory Fragen zu, aber er dreht sich von den Kameras weg und ignoriert sie. Ich denke daran, wie mühelos er lügen kann. Er hat mich nicht zum Abschied geküsst. Er hat sich überhaupt nicht verabschiedet. Und mir wird klar, dass Rory jetzt, da ich tot bin, über mich und unsere Ehe alles erzählen kann, was er will. Es gibt niemanden, der seine Geschichten widerlegen kann.

Jetzt erscheint wieder Kate Lane mit den vertrauten kurzen grauen Haaren und der dunklen Brille im Bild. Ich habe sie vor einigen

Jahren kennengelernt, als sie Rory für einen Beitrag über Marjorie Cooks Vermächtnis interviewte. Ich erinnere mich, dass ich beeindruckt war, wie kühl sie sich Rory gegenüber verhielt. Sie hatte freundlich gelächelt und an den richtigen Stellen gelacht, aber ich spürte, dass ein Teil von ihr ihn distanziert beobachtete, seine glänzende Oberfläche und überschwänglichen Gesten prüfte und zu dem Schluss kam, dass sie nicht echt waren.

Jetzt ist ihr Ausdruck ernst und ruhig. »Mr. Cook war häufig Gast in dieser Sendung, und ich und meine Kollegen von *Politics Today* sprechen der Familie Cook und allen anderen Familien, die von der heutigen Tragödie betroffen sind, unser tiefstes Mitgefühl aus. Ich hatte das Glück, Mrs. Cook bei verschiedenen Gelegenheiten zu begegnen, und habe sie als eine kluge und großzügige Frau kennengelernt, die sich unermüdlich für die Cook Familienstiftung engagiert hat. Wir werden sie sehr vermissen.« In dem kleinen Bild über ihrer Schulter erscheint ein Mann hinter den Mikrofonen, an denen Rory gerade stand, und Kate sagt: »Es sieht so aus, als ob der Vorstandsvorsitzende von NTSB einige Fragen beantworten wird. Wir hören es uns an.«

Die Menge der Reporter beginnt, dem Mann Fragen zuzurufen, aber ich bringe sie zum Schweigen, indem ich den Fernseher ausschalte. Ich starre auf die undeutlichen Umrisse meines Spiegelbilds im dunklen Bildschirm und frage mich, was als Nächstes passiert.

Ich trage meine Tasche nach oben ins Schlafzimmer, schiebe den Haufen Kleidung auf dem Bett zur Seite – eine Jogginghose und ein T-Shirt – und setze mich hin. Eine Kommode aus dunklem Holz mit geschlossenen Schubladen steht hier, außerdem ein Schrank, der nicht ganz geschlossen ist und einen Wust von Kleidung enthält. In dem Moment wird mir vollends klar: Eva wird nie wieder lachen oder weinen oder überrascht sein. Sie wird nicht alt werden, mit Hüftverschleiß und Rückenschmerzen. Nie wieder ihre Schlüssel verlieren oder morgens die Vögel singen hören.

Gestern war sie noch hier, lebendig und unglücklich, mit Geheimnissen und Wünschen, die sie für sich behielt. Und heute sind alle Erinnerungen, die sie im Lauf ihres Lebens gesammelt hat,

verloren. Sie existieren einfach nicht mehr.

Und was ist mit mir? Claire Cook ist ebenfalls gestorben, aufgehoben in den Erinnerungen derjenigen, die mich kannten, nicht mehr unter den Lebenden weilend. Und trotzdem trage ich noch alles mit mir herum, was mir gehört. Was mir Freude und was mir Kummer bereitet hat, Erinnerungen an Menschen, die ich geliebt habe. Und ich habe das Gefühl, privilegiert zu sein, ohne es zu verdienen. Dass ich alles behalten darf und Eva nicht.

Ich drücke meine Fäuste gegen die Augen und versuche, meine Gedanken zu beruhigen, die von Moment zu Moment springen wie Pingpong-Bälle. Das Hausmädchen, das meine Sachen umpackt. Der Anruf im Hotel in Detroit. Petras Stimme am Telefon auf dem Flughafen. Und Eva in der Toilettenkabine, die mir ihre Tasche gibt – überzeugt davon, dass ich die Lösung für ihr Problem bin, so wie ich dachte, sie sei die Lösung für meins.

Ich muss schlafen, aber ich glaube nicht, dass ich mich überwinden kann, die Decke zurückzuschlagen und mich ins Bett zu legen. Zumindest nicht heute Abend. Stattdessen nehme ich die Decke und ein Kissen und trage beides nach unten zur Couch. Ich schleudere die Schuhe von den Füßen, mache es mir bequem und stelle zur Gesellschaft den Fernseher wieder an. Ich zappe den Nachrichtensender weg und suche, bis ich einen Kanal gefunden habe, auf dem Wiederholungen von *I love Lucy* laufen. Ich lasse mich von den Lachkonserven in den Schlaf begleiten.

Der Klang von Rorys Stimme, die mir etwas ins Ohr flüstert, weckt mich schlagartig wieder auf. Ich springe vom Sofa, das blaue Licht des Fernsehers flackert im dunklen Zimmer, verwirrt und desorientiert vergesse ich einen Moment lang, wo ich bin und was passiert ist.

Dann sehe ich ihn auf dem Bildschirm, kleiner als im wirklichen Leben, aber nicht weniger Furcht einflößend. Eine Wiederholung der Pressekonferenz. Ich sinke wieder aufs Sofa, suche nach der Fernbedienung und schalte das Gerät aus. Die gleichmäßigen Geräusche, die Evas Haus macht – das leise Brummen des Kühlschranks, das Tropfen des Wasserhahns in der Küche –, sorgen dafür, dass mein Herzschlag sich wieder normalisiert. Ich rufe mir in Erinnerung, dass Rory nicht wissen kann, wo ich bin.

Ich starre an die Decke, und mir wird klar, wie schwer es sein wird, zu verschwinden. Ganz egal, wo ich mich verstecke oder welchen Namen ich benutze. Jedes Mal, wenn ich den Fernseher einschalte, eine Zeitung aufschlage oder eine Zeitschrift durchblättere, wird Rory dort lauern, um mich anzuspringen. Er wird niemals weg sein.

EVA

Berkeley, Kalifornien

August

Sechs Monate vor dem Absturz

Evas Hände bewegten sich automatisch unter den hellen Lampen, während oben der Ventilator surrte, ein Rauschen, das ihre Sinne betäubte und die Luft aus dem Kellerlabor in den Garten beförderte. Sie wurde das Bild der Katze nicht los – wie ruhig sie gewartet hatte, wie schnell es für den Vogel zu Ende gegangen war.

Sie schüttelte den Kopf und zwang sich zur Konzentration. Sie musste alles noch am Vormittag fertigstellen. Sie würde Dex um drei treffen, um ihm Fishs Portion zu geben und kurz danach ihre neue Kundin.

Sie maß Zutaten ab, wog und korrigierte sorgfältig, fühlte sich entspannt. Selbst nach all den Jahren, nach allem, was passiert war, war es immer noch wie Zauberei, dass man Substanzen mischen, erhitzen und dadurch etwas vollkommen Neues kreieren konnte.

Sie ließ die Mischung auf dem Campingkocher zu einer dicken, teigigen Konsistenz werden. Sie war mittlerweile unempfindlich gegen den scharfen chemischen Gestank, der in ihrer Nase brannte und noch lange in ihren Haaren und Kleidern hing, nachdem sie fertig war. Deshalb investierte sie in teure Lotionen und Shampoos, das Einzige, was den Geruch ihrer Tätigkeit überdeckte.

Als die Flüssigkeit fertig war, goss sie sie in die Pillenformen und stellte wieder den Timer ein. Aus verschiedenen Husten- und Erkältungsmedikamenten stellte sie mit gewöhnlichen

Haushaltsutensilien etwas Ähnliches wie Adderall her. Aber die Herstellung ihrer Mischung war viel sicherer, denn die Explosionsgefahr, die beim Kochen von Methamphetamin bestand, wurde umgangen. Das Ergebnis war eine winzige Pille mit einer starken Wirkung, die unterdurchschnittliche Studenten wie Brett stundenlang hellwach und konzentriert machte.

Als sie mit allem fertig war, wusch sie ihre Utensilien in dem Waschbecken in der Ecke und belud die tragbare Geschirrspülmaschine, die sie vor einigen Jahren gekauft hatte. Sie nahm sich die Worte ihres Chemielehrers zu Herzen: *Ein sauberes Labor zeichnet einen wahren Profi aus*. Sie war in der Tat ein Profi, aber niemand würde hier herunterkommen und sicherstellen, dass sie sich an die üblichen Laborregeln hielt. Sie wischte die Arbeitsplatten ab und sorgte dafür, dass von den Zutaten, für die sie durch die ganze Bay Area fuhr, keine Spur mehr übrig war.

Nicht dass irgendjemand jemals hier herunterkommen würde. Vor langer Zeit hatte sie sich überlegt, dass es das Beste war, ein Regal vor die Tür dieser alten Waschküche zu schieben. Von außen würde man niemals auf die Idee kommen, dass es überhaupt existierte. Das Regal war mindestens einen Meter achtzig hoch, hatte eine solide Rückwand und war mit den Utensilien eines Hobbykochs gefüllt – Kochbücher, Rührschüsseln, Dosen mit Mehl und Zucker und einige Steckboxen voller Pfannenwender und riesigen Löffeln, die Eva nie benutzte. Auf ähnliche Weise ging sie durch die Welt – dem Anschein nach eine farblose Kellnerin in ihren Dreißigern, die hart arbeitete, um über die Runden zu kommen, in einer Doppelhaushälfte im Norden Berkeleys wohnte und einen fünfzehn Jahre alten Honda fuhr. Während sie in Wirklichkeit das Gegenteil war, allein dafür verantwortlich, die Studenten in Berkeley wach und auf Kurs zu halten, damit sie in vier Jahren ihren Abschluss schafften. Und sie machte kurzen Prozess mit denen, die Probleme bereiteten.

Sie nahm den Timer vom Tresen, ging die Kellertreppe hinauf und schaltete das Licht und den Ventilator hinter sich aus. Die Stille legte sich über sie. In der Küche hielt sie inne und wartete darauf, dass die Geräusche der Umgebung draußen in ihren Kopf drangen.

Sie hörte, wie ihre neue Nachbarin, eine ältere Frau mit kurz

geschnittenen grauen Haaren, die Haustür aufschloss. Als sie vor ein paar Wochen eingezogen war, merkte Eva, dass sie freundlich gesinnt war. Obwohl Eva höflich war und kurz grüßte, spürte sie den interessierten Blick der Frau, die auf einen intensiveren Austausch zu warten schien.

Mr. Cosatino, der alte Mann, der dort seit Urzeiten gewohnt hatte, war so viel einfacher gewesen. Sie hatten nur einmal miteinander gesprochen, letztes Jahr, als sie den Kaufpreis für ihre Haushälfte bar bei ihm bezahlt hatte. Sie fragte sich, was mit ihm geschehen war, ob er krank geworden oder gestorben war. Von einem Tag auf den anderen war er verschwunden. Und jetzt war da diese Frau mit ihrem freundlichen Lächeln und dem Blickkontakt.

Eva schob das Regal nicht wieder vor die Tür und stieg, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf zu ihrem Büro. Ein winziges Zimmer mit Blick auf den Vorgarten, das Eva kaum benutzte, außer um Rechnungen zu bezahlen und ihre Winterjacken aufzubewahren. Trotzdem hatte sie es genauso eingerichtet wie den Rest des Hauses – in warmen Gelb- und Rottönen, ganz anders als das Anstaltsgrau der Wände in dem Heim, in dem sie aufgewachsen war. Sie hatte jedes Stück – den Schreibtisch aus Kiefernholz, den tiefroten Teppich, den kleinen Tisch mit Lampe, der unter dem Fenster stand – als Gegengift zu der Kälte ausgesucht, die sich in ihr eingenistet hatte, als sie ein Kind gewesen war.

Sie setzte sich an ihren Laptop, öffnete die Log-in-Seite der Bank in Singapur und gab ihre Benutzerdaten aus dem Gedächtnis ein. Sie überprüfte ihren Kontostand penibel, hatte zugesehen, wie der Betrag im Verlauf der letzten zwölf Jahre ständig größer geworden war, von fünfstellig zu sechsstellig und zu einer komfortablen siebenstelligen Zahl. Im Finanzdistrikt von San Francisco gab es jede Menge gut aussehende Männer, die sich damit auskannten, das Gesetz für ihre eigenen Zwecke zu beugen. Es war leicht gewesen, einen Steueranwalt zu finden, der wusste, wie man eine Scheinfirma gründete, welche ausländischen Banken nicht zu viele Fragen stellten, und der ihr helfen konnte, ihr illegales Einkommen an einen sicheren Ort zu schleusen.

Irgendwann würde sie aufhören müssen. Niemand konnte das für immer machen. Und wenn die Zeit kam, würde sie sich ein Flugticket

kaufen und einfach verschwinden. Sie würde alles hinter sich lassen. Das Haus. Ihre Sachen. Ihre Kleidung. Dex und Fish. Sie würde ihr Leben wie eine alte Haut ablegen, als neuer Mensch wieder herauskommen. Als besserer Mensch. Sie hatte es schon einmal getan, und sie würde es wieder tun.

Als die Pillen fertig waren, schüttete sie sie aus ihren Formen in getrennte Tüten. Sie wickelte die für Dex in blaues Papier, band eine Schleife darum und fuhr zu dem Park im Norden Berkeleys, wo sie sich treffen wollten. Mit den Jahren hatte sie gelernt, unsichtbar zu sein. Zwischen die Schichten der Außenwelt zu schlüpfen, einfach eine Frau, die spazieren ging oder einen Freund im Park traf, um ihm ein hübsch verpacktes Geschenk zu geben. Das war nicht schwer, wenn man klug war. Und Eva war immer klüger als die meisten gewesen.

Sie fand ihn an einem Picknicktisch mit Blick auf einen schmutzigen Spielplatz. Kleine Kinder bevölkerten die Geräte, jedes von seiner Mutter oder einem Kindermädchen beaufsichtigt. Eva blieb stehen, noch außerhalb von Dex' Blickfeld, und beobachtete die Kinder. Das hätte sie sein können, wenn ihre Mutter jemand anders gewesen wäre. Vielleicht hätte sie Eva in einen Park wie diesen gebracht, um nach der Schule Dampf abzulassen oder ein paar Stunden am Wochenende totzuschlagen. Immer wieder hatte Eva in ihrem Kopf nach einer Erinnerung an die kurze Zeit gesucht, die sie mit ihrer leiblichen Familie verbracht hatte. Aber ihre ersten beiden Lebensjahre waren wie ausgelöscht.

Als Kind hatte Eva sie sich so oft und so intensiv vorgestellt, dass diese Bilder fast wie wirkliche Erinnerungen zu sein schienen. Ihre Mutter mit langen blonden Haaren, die Eva lachend über ihre Schulter hinweg ansah. Ihre Großeltern, alt und gebrechlich, die wegen ihrer wilden Tochter besorgt waren und das letzte Geld für eine Entziehungskur zusammenkratzten. Eine unauffällige Familie mit einem großen Problem. Sie versuchte, etwas für sie zu empfinden, aber sie fühlte sich abgeschnitten, wie eine Lampe, deren Kabel aus der Steckdose gezogen war. Es war kein Strom darin. Keine Verbindung. Kein Licht.

Aber Mütter und Töchter fielen Eva immer auf, erregten ihre

Aufmerksamkeit wie ein scharfer Fingernagel, der an Stellen kratzte, die schon lange verheilt sein sollten.

Sie wusste nur zwei Dinge über ihre Mutter. Ihr Name war Rachel Ann James, und sie war drogenabhängig. Eva hatte es in ihrem zweiten Studienjahr erfahren, als unerwartet ein Brief von Schwester Bernadette eintraf. Das Blatt war mit ihrer akkuraten Handschrift vollgeschrieben, so vertraut, dass es Evas Stimmung gehoben und sie in die Zeit zurückversetzt hatte, als sie ein Mädchen war.

Es fühlte sich wie ein unerwünschtes Eindringen an, als in ihrem Briefkasten Antworten auf Fragen landeten, die zu stellen sie schon lange aufgegeben hatte. Gerade als sie das Gefühl hatte, sie könnte über sich hinauswachsen – über die Person, die sie immer gewesen war.

Eva hatte keine Ahnung, wo der Brief sich jetzt befand. In eine Kiste geworfen oder in einer Schublade vergraben. Es war einfacher, so zu tun, als hätte es diesen Teil ihres Lebens nie gegeben. Als wäre sie an dem Tag, als sie in Berkeley anfing, einfach aus dem Nichts aufgetaucht.

Sie riss den Blick von den Kindern los und ging die letzten paar Meter zu Dex.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagte sie und gab ihm das Päckchen mit den Pillen.

Er lächelte und steckte es in die Innentasche seiner Jacke. »Das wäre doch nicht nötig gewesen.«

Sie setzte sich neben ihn auf die Bank, und sie sahen den Kindern beim Spielen zu, wie sie von der Rutsche sprangen, sich gegenseitig um die Schaukeln jagten. Wenn sie sich hier trafen, blieben sie immer noch eine Weile, wie zwei Freunde, die die Sonne genossen. Dex' Mantra seit vielen Jahren war ihnen zur Gewohnheit geworden: *Du siehst nur wie ein Drogendealer aus, wenn du dich so benimmst.*

»In diesem Park habe ich zum ersten Mal allein gedealt«, sagte Eva und zeigte zum Parkplatz. »Als ich kam, parkten zwei Streifenwagen am Bordstein, und die Polizisten standen daneben, als ob sie auf mich warteten.«

Dex wandte ihr das Gesicht zu. »Was hast du gemacht?«

Eva dachte an den Tag zurück, die Angst, die sie gehabt hatte.

Wie ihr Puls gerast war, ihr Atem stockte, als sie die Männer gesehen hatte, in voller Uniform, mit Pistolen, Schlagstöcken und glänzenden Gürtelschnallen. »Ich habe mich daran erinnert, was du gesagt hast. Dass ich selbstbewusst auftreten, den Blick geradeaus richten und nicht zögern soll.«

Eva erinnerte sich, wie sie an den Polizisten vorbeigegangen war, ihnen ganz kurz in die Augen gesehen und durch die Angst hindurch gelächelt hatte, und dann zum Spielplatz gegangen war, wo sie mit einem Jurastudenten im dritten Studienjahr verabredet war. »Ich habe mir vorgestellt, dass ich in einem fensterlosen Büro arbeite und hergekommen bin, um in der Mittagspause ein bisschen Sonne und frische Luft zu tanken.«

»Das ist der Vorteil, wenn man eine Frau ist.«

Eva fand nicht, dass es ein großer Vorteil war, aber sie wusste, was er meinte. Menschen, die aussahen wie sie, stellten keine Drogen her oder dealten damit. Sie waren Lehrerinnen oder Bankangestellte. Sie waren Kindermädchen oder Mütter. Sie erinnerte sich an den Moment, als sie die Drogen übergeben und ihre ersten zweihundert Dollar eingesteckt hatte. Wie seltsam es war. Sie war noch nicht besonders versiert gewesen, die ganze Transaktion verlief wortlos und steif. Sie erinnerte sich, dass sie wegging und dachte: *Das war's. Ich bin ein Drogendealer.* Und sich fühlte, als wäre die Person, die sie gerade erst zu sein begonnen hatte, bereits gestorben.

Aber sie war darüber hinweggekommen. Akzeptierte, was aus ihrem Leben geworden war. Ein Teil von ihr war befreit – all die Jahre, in denen sie die Erwartungen anderer erfüllt hatte. Man hatte ihr gesagt, dass das Leben ein gerader, einspuriger Weg sei, auf dem man vorankomme. Wenn man hart arbeitete, geschah Gutes. Aber sie hatte immer gewusst, dass es mehr wie eine Flipperkugel war, schlingernd und rasend. Das Unerwartete war das Spannende daran. Die Freiheit, das eigene Schicksal zu gestalten. Ihr Leben war ein Haufen Scheiße geworden, aber sie hatte wenigstens etwas daraus gemacht. Das war verdammt noch mal etwas wert.

Dex unterbrach ihre Gedanken. »Manchmal tut es mir leid, dass ich dich da reingezogen habe. Ich dachte, ich würde dir helfen, aber ...« Er verstummte.

Eva nahm einen Splitter vom Tisch, hielt ihn zwischen den Fingern und betrachtete das Holz, bevor sie ihn auf den Boden warf. »Ich bin zufrieden. Ich kann mich nicht beklagen.«

Und das stimmte im Großen und Ganzen. Sie sah Dex an, der in ihr Leben getreten war, als es in Trümmern lag, und sie rausgezogen hatte. In ihrem dritten Collegejahr war es Wade Roberts' Idee gewesen, im Chemielabor Drogen herzustellen. Aber Eva war diejenige gewesen, die die Fähigkeiten dazu hatte. Diejenige, die Ja gesagt hatte, als sie hätte Nein sagen sollen.

Sie bemühte sich, nicht an jenen Tag im Büro des Dekans zu denken. Daran, wie Wade davongekommen und wieder in seinem behüteten Leben gelandet war, Touchdowns erzielte und ahnungslose Mädchen zu Dingen verführte, die sie nicht tun sollten.

Nachdem man sie aus dem Gebäude eskortiert und sie ihre Sachen gepackt und den Schlüssel fürs Wohnheim abgegeben hatte, war sie von Panik ergriffen worden, intensiv und lähmend. Sie hatte niemanden, an den sie sich wenden, keinen Ort, an den sie gehen konnte. Und dann tauchte Dex auf, war auf einmal neben ihr, als sie auf dem Gehweg vor dem Wohnheim stand. Genau so, wie sie am Morgen neben Brett aufgetaucht war.

Damals kannte sie Dex nur als jemanden, der mit Wade und seinen Freunden herumhing, dunkle Haare und auffallende graue Augen hatte. Er war kein Student, und Eva hatte nie herausgefunden, wie er da hineinpasste. Wie sie sprach er kaum, aber beobachtete alles.

»Ich habe gehört, was passiert ist«, sagte er. »Es tut mir leid.«

Sie sah weg, schämte sich für ihre Naivität. Dafür, wie leicht es für Wade gewesen war, sie zu benutzen. Und dass er davongekommen war, während man sie vom College verwiesen hatte.

Dex blickte über ihre Schulter in die Ferne und sagte: »Hör zu, es ist eine Scheißsituation. Aber ich glaube, ich kann dir helfen.«

Sie schob die Hände in die Taschen, um sie vor der kühlen Luft des Herbstabends zu schützen.

»Das bezweifle ich.«

»Du kannst etwas, wovon wir beide profitieren können.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wovon sprichst du?«

»Die Drogen, die du produziert hast, waren spitze. Ich kenne

jemanden, der dich mit dem Equipment und den Zutaten versorgen kann, um sie weiter herzustellen. Sein Chemiker steigt aus dem Geschäft aus, und er braucht sofort jemanden. Es ist eine tolle Gelegenheit, wenn du willst. Total sicher. Du stellst die Drogen her und kannst die Hälfte behalten und selbst verkaufen. Du kannst über fünftausend Dollar die Woche verdienen.« Der bittere Klang von Dex' Lachen erfüllte die Luft. »An einer Schule wie dieser besteht immer Bedarf nach Aufputzmitteln. Kleine Pillen, mit deren Hilfe diese Kids den nächsten Test, den nächsten Kurs, was auch immer bestehen.« Er zeigte auf eine Gruppe Studenten, die auf dem Weg zur nächsten Bar oder Party an ihnen vorbeigingen, bereits betrunken und völlig selbstverliebt. »Sie sind nicht wie du und ich. Sie nehmen Daddys Geld und denken, nichts könne ihnen etwas anhaben.«

Er sah Eva in die Augen, und sie spürte einen Funken Hoffnung. Dex warf ihr einen Rettungsring zu, und sie wäre dumm, wenn sie ihn nicht ergreifen würde. »Wie?«, fragte sie.

»Ich habe hier ganz in der Nähe eine Wohnung«, sagte er, »mit einem Gästezimmer, in dem du eine Weile unterkommen kannst. Ich helfe dir, du hilfst mir.«

»Wie könnte ich dir helfen?«

»Mein Boss sucht jemanden wie dich. Du bist klug, und niemand hat dich auf dem Schirm.«

Eva wollte Nein sagen, aber sie war am Ende. Sie hatte keine Bleibe. Keine Ausbildung, mit der sie einen Job bekommen würde. Sie stellte sich vor, wie sie sich den Rucksack über der Schulter warf und Richtung Telegraph Avenue ging, sich zwischen die anderen Bettler stellte und um Almosen bat. Oder ins St. Joseph zurückkehrte, die Enttäuschung von Schwester Bernadette ertrug, Schwester Catherines kurzes Nicken, als ob sie schon immer gewusst hätte, dass Eva genau wie ihre Mutter wäre.

Eva hatte sich nie unterkriegen lassen. Es war leicht, furchtlos zu sein, wenn man schon alles verloren hatte. »Sag mir, was ich tun soll.«

Dex' Stimme holte sie zurück in die Gegenwart. »Ein paar von uns gehen heute Abend in die Stadt, um diese neue Band, Arena, zu

hören. «

Eva warf ihm einen kurzen Blick von der Seite zu. »Nein, danke.«

»Los, komm schon, das wird lustig. Ich geb dir ein paar Cola-Light aus. Du musst mehr rauskommen.«

Sie betrachtete seine Bartstoppeln, die am Kinn grau wurden. Sah, wie sich seine Haare am Kragen kringelten. Manchmal musste sie sich daran erinnern, dass Dex ihre Kontaktperson, nicht ihr Freund war. Er wollte sie im Auge haben, nicht für einen spaßigen Abend sorgen. »Ich komme viel raus«, sagte sie.

»Wirklich?«, bohrte er. »Wann? Mit wen?«

»Wem«, korrigierte sie.

Dex lachte leise. »Lenk nicht mit einer Grammatiklektion ab, Professor.« Er kniff sie in den Arm. »Du brauchst Gesellschaft. Du machst das lange genug, um zu wissen, dass du dich nicht vor der Welt verstecken musst. Du kannst Freunde haben.«

Eva beobachtete eine Mutter, die mit ihrem Sohn unter einem Baum saß und ein Buch las. »Ich würde meine ganze Zeit damit verbringen, Dinge vor ihnen zu verbergen. Vertrau mir. So ist es einfacher.«

Und so war es ihr auch lieber. Sie musste nichts erklären oder die typischen Kennenlernfragen beantworten, die die Leute immer stellten. *Wo bist du aufgewachsen? Auf welchem College warst du? Was machst du jetzt?*

»Ist es wirklich einfacher?« Dex schien nicht überzeugt. »Wie geht noch dieser Spruch über die Arbeit?«

»Geld stinkt nicht?«

Dex grinste. »Nein, der über Arbeit und glücklich sein.«

»Arbeit allein macht Eva zu einem reichen Mädchen«, vollendete sie. Als er nicht lachte, sagte sie: »Danke, dass du dir Sorgen machst, aber mir geht's wirklich gut.« Sie zog ihren Mantel fester um sich. »Wenn du mich jetzt entschuldigst, ich treffe mich in einer halben Stunde mit der neuen Kundin, und anschließend arbeite ich im Restaurant.«

Schon seit Jahren arbeitete Eva zweimal die Woche im DuPree's, einem gehobenen Steak- und Fischrestaurant im Zentrum von Berkeley. Man bekam reichlich Trinkgeld, und es ermöglichte Eva, Steuern zu zahlen, sodass sie der Steuerbehörde nicht weiter auffiel.

»Ich weiß nicht, warum du dir dieses Theater antust«, sagte Dex.
»Du brauchst das Geld nicht.«

»Der Teufel steckt im Detail.« Eva erhob sich von der Bank. »Viel Spaß heute Abend. Lass die Finger von den Drogen.«

Als sie wegging, warf Eva noch einen Blick zum Spielplatz. Ein kleines Mädchen stand oben auf der Rutsche, starr, das Gesicht voller Angst. Als Tränen zu fließen begannen und ihr Weinen zu einem lauten Heulen answoll, kam ihre Mutter herbeigelaufen, um ihr zu helfen. Eva beobachtete, wie die Mutter das Kind von der Rutsche hob und zurück zur Bank trug. Dabei küsste sie ihre Tochter oben auf den Kopf.

Noch lange nachdem sie die Autotür geschlossen hatte und weggefahren war, hallte das Weinen des Mädchens in Evas Kopf wider.

CLAIRE

Mittwoch, 23. Februar

Ich wache früh auf und warte darauf, dass mein Körper und Geist sich an die neue Umgebung gewöhnen. Mein erster Tag in Freiheit. Mein Kopf ist ein bisschen benebelt, braucht dringend Koffein. Aber als ich Evas Küche durchsuche, finde ich keinen, und Cola-Light wird nicht reichen. Mein Magen grummelt und erinnert mich daran, dass ich nicht ausschließlich Cracker essen kann. Ich gehe nach oben auf die Toilette. Anschließend schnappe ich mir Evas Handtasche und stecke meine Haare wieder unter die Baseballkappe.

Als ich wieder unten bin und vor dem Spiegel stehe, der an der Wohnzimmerwand hängt, starrt mich mein Spiegelbild an, fleckig von einer unruhigen Nacht. Ich sehe immer noch zu sehr aus wie ich, für jeden erkennbar, der vielleicht nach mir sucht. *Es sucht aber niemand*. Der Gedanke durchfährt mich, eine Chance blitzt hell auf, die ich unmöglich ignorieren kann.

Draußen auf der Straße ist es noch dunkel und still, meine Schritte hallen von den dunklen Häusern zu mir zurück, bis ich den Campus erreiche. An der Ecke ist ein Coffeeshop, eine junge Frau bewegt sich hinter dem Tresen, macht Kaffee und legt Gebäck in die Auslage. Ich beobachte sie aus der Sicherheit des dunklen Gehwegs, wäge mein dringendes Bedürfnis nach Kaffee und Essen gegen das Risiko ab, dass jemand die Nachrichten gesehen hat und mein Gesicht erkennt.

Doch mein Magen knurrt wieder und treibt mich hinein. Eklektische Musik wabert durch den Raum, irgendetwas Fernöstliches, Meditatives. Der Geruch nach geröstetem Kaffee durchdringt mich. Ich atme ihn genüsslich ein.

»Morgen«, sagt die Barista. Ihre langen Dreadlocks sind mit einem

farbenfrohen Schal zurückgebunden, und sie hat ein strahlendes Lächeln. »Was kann ich für Sie tun?«

»Einen großen Filterkaffee und ein Schinken-Käse-Croissant, wenn Sie eins haben. Zum Mitnehmen bitte.«

»Alles klar.«

Während sie mein Getränk zubereitet, sehe ich mich um. Ich stelle mir vor, wie es hier später am Morgen zugeht, wenn der Laden von Studenten, die lernen, und Professoren, die benoten, nur so wimmelt. Dann fällt mein Blick auf einen Stapel Zeitungen. *San Francisco Chronicle* und *Oakland Tribune*. Die Schlagzeilen sind kaum zu übersehen.

»Das Schicksal von Flug 477« titelt die *Tribune* .

»Keine Überlebenden und große Trauer nach Absturz von Flug 477«, schreibt der *Chronicle* . Zum Glück haben sich die Herausgeber für Fotos von den Wrackteilen entschieden. Ich zögere für den Bruchteil einer Sekunde, bevor ich beide Zeitungen zusammen mit einer Zwanzigdollarnote über den Tresen schiebe.

Die Barista stellt mein Getränk und eine Tüte mit dem Croissant daneben und gibt mir das Wechselgeld. »Traurig, oder?«

Ich nicke und sehe ihr dabei nicht in die Augen. Dann stecke ich das Wechselgeld in die Tasche. Ich klemme die Zeitungen unter den Arm und gehe wieder hinaus auf die dunkle Straße.

Ich überquere sie und folge einer Nebenstraße, die ins Zentrum des Campus führt. Wunderschöne Redwood-Bäume ragen über mir auf, die Laternen, die den Gehweg säumen und noch angeschaltet sind, werfen Lichtkreise auf den Boden. Ich folge dem Weg durch ein dichtes Waldstück und komme auf eine weite Rasenfläche, die zu einem mächtigen Steingebäude hin abfällt. Ich setze mich auf eine Bank, trinke meinen Kaffee und lasse mich von innen wärmen. Der Ort ist jetzt menschenleer, doch in ein paar Stunden wird es hier von Studenten wimmeln. Ich öffne die Tüte und nehme einen Bissen von dem Croissant, mein Mund schmerzt geradezu von dem vollen Geschmack. Es ist fast vierundzwanzig Stunden her, dass ich etwas Nahrhaftes gegessen habe, und Jahre seit dem letzten Schinken-Käse-Croissant. Ich esse es schnell auf und knülle dann die Tüte in der Faust zusammen.

Die Vögel in den umstehenden Bäumen wachen langsam auf,

zuerst ist es leise, aber dann wird es lauter, als das Licht über die Hügel im Osten kriecht. Hinter mir fährt ein Straßenreiniger die leere Straße entlang, und über mir fliegt ein Flugzeug mit blinkenden Lichtern durch den Himmel. Ich denke an die Menschen an Bord, die genauso wie die von Flug 477 in dem Glauben eingestiegen sind, an ihrem Ziel die Maschine wieder zu verlassen, nur ein bisschen müde und zerknautscht. Nicht anders, als mit der U-Bahn von Punkt A nach Punkt B zu fahren, im vollen Vertrauen darauf, dass man an seinem Bestimmungsort ankommt.

Das Flugzeug verschwindet hinter den Bäumen, und ich betrachte die Gebäude, die mich umgeben. Ich denke an meine eigene Studienzeit am Vassar College. Meine Mutter war so stolz auf mich gewesen, die Erste in unserer Familie, die aufs College ging. Violet hatte geschluchzt, als ich ging, und mich so fest gehalten, dass meine Mutter ihre Arme von meiner Taille lösen musste.

Ich war zehn, als Violet geboren wurde. Sie war das Produkt einer kurzen, flüchtigen Beziehung meiner Mutter zu einem Mann, der die Stadt verließ, als sie ihm sagte, dass sie schwanger sei. Ich war erleichtert, und ich glaube, dasselbe galt für meine Mutter. Sie hatte ein Talent dafür, Männer auszuwählen, die sich nur durch ihre Unzuverlässigkeit auszeichneten. So wie mein Vater, der verschwand, als ich vier war. *Es ist besser so*, pflegte meine Mutter immer zu sagen. Ihr schien nie der Gedanke zu kommen, dass wir drei noch jemand anders brauchen könnten. Aber ich wünschte mir immer, sie würde jemanden finden, um die Last zu teilen. Damit wir uns mehr wie eine der Familien fühlen könnten, über die ich in Büchern las und die ich im Fernsehen sah. Ich wusste, dass sie einsam war und sich häufig Sorgen über Geld machte, erschöpft war von zwei Jobs und davon, alles allein machen zu müssen.

Also versuchte ich, ihr das Leben zu erleichtern. Ich war vom ersten Tag an eine zupackende Schwester, habe Violet gefüttert, ihre Windeln gewechselt, sie stundenlang herumgetragen, wenn sie schrie. Ich habe auf sie aufgepasst, wenn unsere Mutter bei der Arbeit war, brachte ihr Monopoly bei und zeigte ihr, wie sie ihre Schuhe zuband. Von zu Hause wegzugehen war das Schwerste, was ich jemals getan habe. Aber ich musste herausfinden, wer ich sein könnte – abgesehen von einer pflichtbewussten Tochter und

einer liebenden Schwester. Meine Highschoolzeit war hart gewesen, und jetzt brannte ich darauf, mich neu zu erfinden, mir das Leben aufzubauen, von dem ich immer geträumt hatte. Jetzt bekomme ich die Tragweite zu spüren, den Preis dafür, zu weit von zu Hause weggegangen zu sein. Zu viel zu wollen.

Ich hätte vor Ort aufs College gehen können. Nebenbei arbeiten. Die Abende mit meiner Mutter und Schwester an unserem wackeligen Küchentisch verbringen, in dem warmen gelben Licht sitzen und mit Violet Gin Rommé spielen können, während meine Mutter Kreuzworträtsel löste.

Stattdessen war ich fortgegangen und nie wieder nach Hause zurückgekehrt. Nicht wirklich.

Der Himmel ist von roten Wolken durchzogen, und die Lampen am Gehweg verlöschen, weil der Tag anbricht. Es wäre einfach, hier sitzen zu bleiben und mich in meinem Unglück zu suhlen, damit zu hadern, was mir passiert ist. Aber das kann ich mir nicht leisten. Ich muss mich konzentrieren und Entscheidungen treffen. Was brauche ich?

Geld und ein Versteck. Eins von beiden habe ich schon mal.

Ich werde vielleicht nicht lange bei Eva wohnen können. Wenn sie nächste Woche nicht wieder in der Stadt auftaucht, wird man nach ihr suchen. Und wenn das passiert, will ich weg sein. Aber im Moment ist es meine beste Option. Es ist umsonst, und es ist sicher.

Ich stehe auf, werfe den leeren Kaffeebecher und die zusammengeknüllte Tüte in den nächsten Abfalleimer und gehe zurück über den Campus. Die Zeitungen habe ich in Evas Handtasche gesteckt. Hinter mir läuten die Glocken zur Stunde, und ich bleibe stehen und lausche. Das Läuten scheint in mir zu vibrieren, und ich stelle mir vor, wie es wäre, hier zu leben. Durch diese Straßen zur Arbeit zu gehen, eine Arbeit, die ich noch nicht habe, das ruhige Leben zu leben, das ich mir immer gewünscht habe, als ich davon träumte, Rory zu verlassen. Unter all den Szenarien, die ich mir ausgemalt habe, den Pannen, auf die ich mich vorbereitet habe, war kein so klarer Bruch wie dieser. Kein Mensch weiß, was mit mir passiert ist. Diese Chance muss ich nutzen – denn das ist es, eine unglaubliche, überwältigende Chance. Es wird meine

ganze Cleverness erfordern.

Ein paar Blocks westlich vom Campus finde ich eine Drogerie, die rund um die Uhr geöffnet hat. Die helle Beleuchtung lässt mich blinzeln, als ich eintrete. Ich senke den Kopf, ziehe die Mütze tief ins Gesicht und finde den Gang mit den Haarpflegeartikeln. So viele verschiedene Farbtöne, helles Rot, Pechschwarz und alles dazwischen. Ich denke an Evas blonden Pixie Cut und wähle den Farbton Ultimate Platinum. In einem Regal finde ich ein komplettes Haarschneideset im Sonderangebot für zwanzig Dollar. *Vielseitige Haarschneidemaschine! Farbige gekennzeichnete Kämme! Schritt-für-Schritt-Anleitung für die beliebtesten Frisuren!* Das nehme ich auch.

An der Kasse sitzt ein pickeliger Student, der verschlafen aussieht, anscheinend am Ende seiner Schicht, mit glasigen Augen und Kopfhörern in den Ohren. Ich lege alles auf den Tresen und rechne im Kopf aus, wie viel von meinen mageren Ersparnissen es auffressen wird.

Ich zögere, bevor ich Evas Debitkarte aus der Brieftasche nehme, fahre an den Rändern entlang und frage mich, ob ich sie als Kreditkarte benutzen kann. Nachdem ich mich noch einmal kurz im leeren Laden umgesehen habe, schiebe ich sie in das Gerät. Eva wird nicht zurückkommen und mich beschuldigen, sie bestohlen zu haben.

Ich umgehe die Frage nach der PIN und wähle *Kredit*, wobei mein Herz wie wild schlägt. Ich bin mir sicher, dass der junge Mann es trotz seiner Kopfhörer bestimmt hören kann.

Dann macht das Gerät etwas, das ich nicht sehen kann und die Aufmerksamkeit des jungen Mannes erregt. »Kredit? Dann muss ich Ihren Ausweis sehen«, sagt er.

Ich erstarre, als wäre ich in hellem Scheinwerferlicht erwischt worden, jeder verletzliche Zentimeter von mir bloßgestellt. Dreißig Sekunden. Eine Minute. Eine Ewigkeit.

»Alles in Ordnung?«, fragt er.

Dann bin ich wieder da. »Klar«, sage ich und tue so, als würde ich in meiner Brieftasche suchen. »Ich muss ihn zu Hause gelassen haben, tut mir leid«, sage ich schließlich. Ich stecke die Karte wieder

ins Portemonnaie und bezahle schnell bar. Nachdem er mir die Quittung gegeben hat, verlasse ich so schnell wie möglich den Laden. Ich zittere am ganzen Körper vor Anspannung und Angst.

Der zügige Fußmarsch zurück zu Evas Haus beruhigt mich. Als ich dort bin, bringe ich alles nach oben ins Badezimmer, ziehe mich aus und befestige die Anleitung für die Haarschneidemaschine am Spiegel. Dabei bemerke ich zum ersten Mal die teuren Handcremes auf der Ablage. Ich öffne eine und rieche daran – Rose mit einer Spur Lavendel. Dann spähe ich ins Medizinschränkchen in der Erwartung, zahlreiche übrig gebliebene Medikamente ihres Mannes zu finden. Schmerztabletten. Schlaftabletten. Aber es ist leer. Nur eine Schachtel Tampons und ein alter Rasierer. Ich schließe die Tür mit einem leisen Klicken. Unbehagen erfasst mich, wie eine winzige Klette im Strumpf, eine Warnleuchte, kurz an und dann wieder aus.

Ich werfe einen letzten Blick in den Spiegel, betrachte meine Haare, die in Wellen um mein Gesicht fallen, und atme tief ein, bevor ich den mittelgroßen Kamm in die Haarschneidemaschine setze und sie einschalte. Ich sage mir, dass es egal ist, wenn ich es vermassele. *Man fällt hier nicht leicht auf, denn alle sind noch ein bisschen schräger als man selbst*. Niemand würde sich um einen schlechten Haarschnitt kümmern.

Ich bin überrascht, wie einfach es geht. Es bleibt eine gleichmäßige Haarlänge von vier Zentimetern. Meine Augen sehen größer aus. Meine Wangenknochen deutlicher betont. Mein Hals länger. Ich drehe mich erst in die eine, dann in die andere Richtung, bewundere mein Profil, bevor ich mich an die Schachtel mit der Haarfarbe mache. Ich bin noch nicht fertig.

Die Farbe muss fünfundvierzig Minuten lang einwirken. Während ich warte, breite ich die Zeitung auf dem Tisch aus und lese. Meine Kopfhaut kribbelt und brennt, von dem scharfen Geruch der Chemikalien wird mir schwindlig. Die Artikel sind voller Einzelheiten über den Absturz, aber sie sind unvollständig. Einzige Quelle ist der Funkverkehr mit der Flugsicherung. Aber es reicht, um mich erschauern zu lassen, führt mir vor Augen, was ich getan habe. Ungefähr zwei Stunden nach dem Abflug, kurz nachdem sie Florida

überflogen hatten, fiel über dem Atlantik ein Triebwerk aus. Der Pilot versuchte umzukehren, funkte Miami an und bat um Erlaubnis für eine Notlandung. Aber die Maschine schaffte es nicht und stürzte neun Kilometer vor der Küste ins Meer. Der Artikel ist voll mit Stellungnahmen von Vertretern des NTSB und natürlich Rorys Vertreter, der für die Angehörigen spricht. Über die Bergungsarbeiten gibt es keine Einzelheiten, außer dass sie noch im Gange sind.

Ich versuche, mir meine Tasche, mein Handy, meinen rosa Pullover vorzustellen, der von Evas Körper gerissen wurde und auf dem Wasser schwimmt. Möglicherweise fischt jemand all diese Dinge heraus, sodass sie identifiziert werden können. Oder sie liegen auf dem Grund des Meeres, wo sie bald für immer verloren sind. Ich frage mich, ob sie versuchen werden, Leichenteile zu bergen, ob das überhaupt möglich ist. Und was passiert, wenn sie jemanden finden, dessen Zahnabdruck zu niemandem auf der Passagierliste passt.

Ich hole ein paarmal tief Luft und konzentriere mich auf den biologischen Vorgang. Sauerstoff tritt ins Blut und versorgt meine Zellen. Dann gibt mein Körper Kohlendioxid in die Umgebung ab. Ein und aus, wieder und wieder, jeder Atemzug erinnert mich daran: *Ich bin entkommen. Ich habe überlebt.*

Fünfundvierzig Minuten später starre ich mich erstaunt im Spiegel von Evas Badezimmer an. Meine Augen, meine Nase, mein Lächeln gehören immer noch zu meinem alten Ich. Aber das Gesamtbild? Zeigt einen völlig neuen Menschen. Wenn ich jemandem bekannt vorkommen sollte, dann wird er in anderen Ecken seiner Erinnerung graben – jemand von der Arbeit, vom College, vielleicht die Tochter eines früheren Nachbarn. Er wird nicht Rory Cooks Frau sehen, die bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam.

Der Look steht mir, und ich liebe die Freiheit, die er mir bietet. Rory bestand immer darauf, dass ich meine Haare lang ließ, damit ich sie bei offiziellen Anlässen hochstecken und bei zwanglosen offen tragen konnte. Er meinte, es sei femininer. Ich grinse und bin überrascht, als mich kurz meine Mutter – und Violet – anlächeln.

Die Uhr auf dem Nachttisch neben Evas Bett springt auf sieben, und ich muss daran denken, was ich jetzt gerade tun würde, wenn ich

noch mein altes Leben in New York führen würde. Ich würde in meinem Büro Danielle gegenüber sitzen und unseren Terminplan für den Tag durchgehen. Morgenbesprechung nannte sie das. Wir besprachen den Kalender – Meetings, Mittagessen, Abendveranstaltungen –, und ich trug ihr Dinge auf, die sie für mich erledigen musste. Wenn mein Plan funktioniert hätte, wäre ich jetzt irgendwo in Kanada. Vielleicht in einem Zug auf dem Weg nach Westen. Ich würde die Nachrichten nach Hinweisen auf mein Verschwinden durchforsten, der Flugzeugabsturz wäre nur eine traurige Geschichte, die vielleicht einen Moment lang meine Aufmerksamkeit gefesselt hätte. Stattdessen ist es der Wendepunkt meines gesamten Lebens.

Ich gehe wieder an meinen Computer und öffne die Homepage von CNN, klicke auf einen kurzen Beitrag mit der Überschrift »Rory Cooks zweiter schmerzlicher Verlust« mit meinem Foto neben dem von Maggie Moretti. Sie wärmten ihren Tod 1992 und die nachfolgende Untersuchung von Rorys Beteiligung auf, und zum ersten Mal wird mir bewusst, wie ähnlich Maggie und ich uns sind. Einige Informationen über sie kenne ich schon – sie war eine Starläuferin in Yale, wo sie Rory kennenlernte, und sie kam ebenfalls aus einer kleinen Stadt. Aber ich wusste nicht, dass ihre Eltern auch gestorben waren; damals war sie noch jünger gewesen als ich. Ich betrachte die Fotos von uns beiden und frage mich, ob Rory ein Beuteschema hat. Ob er auf Frauen steht, die allein auf der Welt sind und sich danach sehnen, Mitglied einer etablierten Familie wie die Cooks zu werden. Bei mir war es jedenfalls anfangs so.

Wir lernten uns zwei Jahre nach meinem College-Abschluss bei einem Off-Broadway-Stück kennen. Er saß auf dem Platz neben mir und fing ein Gespräch an, noch bevor der Vorhang sich hob. Ich hatte ihn sofort erkannt, aber nicht geahnt, wie charismatisch und lustig er in Wirklichkeit war. Rory war dreizehn Jahre älter als ich, gut einen Meter achtzig groß, hatte hellbraune, von goldenen Strähnen durchzogene Haare und blaue Augen, die mich zu durchbohren schienen. Wenn er mich ansah, schien die ganze Welt zu verblassen.

In der Pause gab er mir einen Drink aus und erzählte mir von

einem Kunstprojekt, das die Cook Familienstiftung in Innenstadtschulen starten wollte. Diese Dinge machten ihn zu einem Mann aus Fleisch und Blut, mehr als nur ein Gesicht, das ich aus Zeitschriften kannte. Seine Leidenschaft für Erziehungsfragen. Sein Eifer, die Welt zu verbessern. Als das Stück zu Ende war, bat er mich um meine Telefonnummer.

Ich war zunächst zurückhaltend. Ältere Männer wie Rory – mit Geld, Privilegien und Beziehungen – waren nicht mein Ding. Ich hatte nicht den kulturellen Hintergrund und die Garderobe. Aber er war hartnäckig, rief mich an, um mich um Rat zu fragen, als die Stiftung bei einer Organisation, die sie für ihre Kunsterziehungsinitiative gewinnen wollte, auf Widerstand stieß. Oder er lud mich zu einer Veranstaltung in einer ihrer Projektschulen ein. Ich wurde durch sein soziales Engagement geködert, es gefiel mir, dass er Vermögen und Stellung seiner Familie nutzen wollte, um das Leben anderer zu verbessern.

Das alles beeindruckte mich, aber verliebt habe ich mich in Rorys Verletzlichkeit. In die Art und Weise, mit der er vergeblich um die Aufmerksamkeit und Anerkennung seiner Mutter kämpfte. »Als kleiner Junge war es schwer, ihr nicht übel zu nehmen, dass sie immer so lange weg war«, erzählte er mir einmal. »All die Monate, die sie in Washington verbrachte. Die ständigen Wahlkämpfe – für sich oder andere – und die Fälle, die sie in Anspruch nahmen. Aber jetzt verstehe ich, warum das so wichtig war. Sie hat etwas bewirkt, das Leben anderer verbessert. Noch immer halten mich Menschen auf der Straße an, um mir zu erzählen, wie sehr sie sie geliebt haben. Wie etwas, das sie vor Jahren getan hat, sich immer noch auf ihr Leben auswirkt.«

Aber ein solches Vermächtnis hat immer auch seinen Preis. Ob es ihm gefiel oder nicht, Rory wurde durch seine Mutter definiert. Wenn man Rory Cook googelte, tauchte sie ebenfalls auf. Bilder von ihr mit dem kleinen Rory, im Urlaub oder auf Wahlkampftour. Rory im Alter von dreizehn Jahren, mit finsterem Gesicht im Hintergrund bei einer politischen Kundgebung seiner Mutter, nur Ellbogen und Pickel, ein Auge zugekniffen.

Und Hunderte von Bildern von Rory im Einsatz für die Cook Familienstiftung, das letzte Geschenk seiner Mutter an die Welt. Die

Menschen liebten Rory als die Person, die er beinahe war. Er hatte sein ganzes Erwachsenenleben damit verbracht, aus ihrem langen Schatten zu treten.

Ich schließe die CNN -Homepage und werfe einen Blick in Rorys Posteingang, achte darauf, nichts Ungelesenes zu öffnen. Er hat mindestens fünfzig Ordner auf der linken Seite, für jede Organisation, die die Stiftung unterstützt, einen. In der langen Liste gibt es auch einen Ordner namens *Claire* . Ich klicke ihn an und sehe mir die Beileids-E-Mails an. Es sind Hunderte, von Freunden der Familie, Senatskollegen seiner Mutter. Menschen, die für die Stiftung gearbeitet haben und eilig ihr Mitgefühl ausdrücken. *Lassen Sie uns wissen, wenn Sie etwas brauchen.*

Ich öffne eine E-Mail, die Bruce an Danielle geschickt hat – einige Stunden nachdem die ersten Meldungen über den Absturz kamen, aber bevor öffentlich geworden war, dass ich mich unter den Opfern befand. Rory hat eine Kopie der Mail bekommen. In der Betreff-Zeile steht *Einzelheiten*.

Ich entwerfe bereits eine Erklärung, die rechtzeitig zu den Pressekonferenzen fertig sein sollte. Danielle, kümmere dich bitte um die Mitarbeiter in New York. Sie dürfen mit niemandem sprechen. Erinnere sie an ihre Geheimhaltungsverpflichtung.

Ein anderer Ordner namens *Google Alerts* ist voll mit überwiegend ungelesenen Meldungen. Jedes Mal, wenn Rorys Name online erscheint, wird er darüber per E-Mail benachrichtigt. Danielle bekommt diese Meldungen auch in ihren Posteingang, denn es ist ihre Aufgabe, sie durchzusehen und Rory über alles Wichtige zu informieren, das er übersehen haben könnte. Meine Gedanken gehen zurück zur letzten Woche, als Danielle und ich auf dem Rückweg von einer Veranstaltung der Friends of the Library waren. Ich starrte aus dem Fenster auf die matschigen Straßen Manhattans, während Danielle die Meldungen des Tages durchging. »Blödsinn in der *Huffpo*«, sagte sie, mehr zu sich selbst. »Müll.« Ich drehte mich zu ihr und sah, wie sie die Meldungen eine nach der anderen löschte

und nur die von großen Medienunternehmen öffnete. Sie sah mich an und sagte: »Wir werden einen Praktikanten einstellen müssen, sobald der Wahlkampf beginnt. Aus Hunderten am Tag werden dann Tausende.«

Jetzt sehe ich die lange Liste ungelesener Meldungen nach dem Absturz durch und grinse. Pech, Danielle.

Ich öffne das Doc. Leer. Ganz oben steht jetzt: Letzter Eintrag von Bruce Corcoran vor 36 Stunden.

Ich nehme einen Schluck Cola-Light, die Kohlensäure kitzelt in meiner Nase. Niemand würde jemals auf die Idee kommen, dass ich nicht in dem Flugzeug war.

Die Sonne ist jetzt ganz aufgegangen, und ich betrachte das Zimmer. Auf dem Holzfußboden liegt ein tiefroter Teppich, der einen wunderschönen Kontrast zu den Wänden bildet, die in einem warmen Gelbton gestrichen sind. Er erinnert mich an die Farbe des Wohnzimmers meiner Mutter, und in diesem Moment fühle ich mich beschützt, wie ein Bär im Winterschlaf. Während die Welt sich ohne mich weiterdreht, verkrieche ich mich hier, bis es sicher ist und ich wieder herauskommen kann.

Neugierig öffne ich vorsichtig die oberste Schublade von Evas Schreibtisch. Schließlich wohne ich in ihrem Haus, trage ihre Kleidung. Ich werde ihren Namen benutzen – zumindest für eine Weile. Es wäre hilfreich zu wissen, wer sie war.

Ich bin zuerst vorsichtig, habe Angst, zu viel zu verändern. Das meiste, was ich finde, ist unspezifisch – verblasste Quittungen, die ich nicht mehr lesen kann. Ein paar ausgetrocknete Stifte, Notizblöcke von örtlichen Immobilienbüros. Als ich mich sicherer fühle, greife ich weiter nach hinten, schiebe einen Haufen Reißzwecken, Büroklammern und eine kleine blaue Taschenlampe nach vorne und versuche, in der ganzen Unordnung den Menschen zu finden, der diese Dinge in die Schublade geworfen hat – in der festen Überzeugung, irgendwann die Zeit zum Aufräumen zu haben.

Zwei Stunden später sitze ich umgeben von Papieren auf dem Fußboden. Ich habe den Schreibtisch ausgeleert und alles durchgesehen. Kontoauszüge. Bezahlte Strom- und Kabelfernsehrechnungen. Alles auf Evas Namen. Im Schrank habe

ich einen Karton mit wichtigeren Dokumenten gefunden. Ihren Kraftfahrzeugschein. Ihre Sozialversicherungskarte. Aber es fehlt etwas. Keine Heiratsurkunde. Keine Versicherungsunterlagen, wie man sie nach langer Krankheit und Tod erwarten würde. Was mir gestern schon an Evas Haus aufgefallen ist, wird mir jetzt deutlich bewusst. Es gibt nichts Persönliches. Keine Fotos oder Erinnerungsstücke. Absolut kein Hinweis, dass außer Eva noch jemand hier gewohnt hat.

Ich suche angestrengt nach Erklärungen. Vielleicht war ihr Mann nicht kreditwürdig, und alle Rechnungen mussten an sie ausgestellt sein. Vielleicht ist alles, was an ihn erinnert, in einem Karton in der Garage, weil es zu schmerzlich ist, es im Haus zu haben. Aber das alles sind fadenscheinige Erklärungen, die schlicht nicht wahr sind.

Ich hole den letzten Ordner aus dem Karton und öffne ihn. Es sind Vertragsunterlagen über den Barkauf dieser Haushälfte vor zwei Jahren. Ganz oben steht nur ihr Name. *Eva Marie James*. In der Rubrik darunter ist *alleinstehend* angekreuzt.

Ich habe noch ihre Stimme im Kopf, als sie von ihrem Mann sprach. Highschool-Liebe. Seit achtzehn Jahren zusammen. Wie sie mit bewegtem Tonfall von ihrer Entscheidung sprach, ihm beim Sterben zu helfen, wie ihre Stimme versagte, Tränen in ihren Augen.

Sie hat gelogen. Es war alles eine verdamnte *Lüge*. Alles.

EVA

Berkeley, Kalifornien

August

Sechs Monate vor dem Absturz

Zehn Minuten vor dem geplanten Treffen mit Brittany stellte Eva ihr Auto auf einem Parkplatz am äußeren Rand des Tilden Parks ab, statt hineinzufahren. Sie zog es vor, ihn zu Fuß zu betreten, leise zu kommen und wieder zu gehen. Sie steckte das Päckchen in die Manteltasche und betrat den Weg zu einer kleinen Lichtung, die sie früher immer gern besucht hatte, um dort zu lernen.

Die Bäume warfen einen Halbschatten auf den Weg, und von der Bucht zog ein kühler Wind herüber, obwohl es der letzte Sommermonat war. Der Himmel über Eva war klar, und sie sah die Bucht von San Francisco in der Ferne. Aber über dem Pazifik bildete sich bereits eine feucht-neblige Luftschicht. Sie schob die Hände tief in die Taschen ihres Lieblingsmantels – armeegrün, mit vielen Reißverschlussaschen – und fühlte die Umrisse der Pillen durch die Papierhülle.

Die Bäume, die Eva umgaben, waren alte Freunde. Sie kannte jeden einzelnen, die Form der Stämme und die Ausbreitung der Äste. Sie versuchte, sich in die Zeit zurückzusetzen, als sie nach den Kursen immer hierher kam, ihre Bücher auf dem Picknicktisch oder im Gras ausbreitete, wenn das Wetter schön war. Manchmal erhaschte sie Bilder von diesem Mädchen, wie aus einem vorbeifahrenden Zug. Einblicke in ein anderes Leben, mit einem normalen Job und Freunden. Dann war sie tagelang aus dem

Gleichgewicht.

Als sie die Lichtung erreichte, war sie erleichtert, dass sie allein war. Unter einer riesigen Eiche stand immer noch der Picknicktisch aus Holz, sichtlich mitgenommen vom Zahn der Zeit, daran festgekettet ein Müllbehälter aus Beton. Sie ging hinüber zum Tisch, setzte sich darauf und sah noch einmal auf die Uhr. Die vertraute Umgebung sorgte dafür, dass ihre Gedanken in die Vergangenheit wanderten.

Fish beherrschte die Drogenunterwelt in Berkeley und Oakland, und Dex arbeitete für ihn. »Die meisten Drogendealer werden schnell geschnappt«, hatte Dex sie ganz am Anfang gewarnt. Er hatte sie zum Mittagessen in ein Restaurant am Wasser in Sausalito eingeladen, um ihr zu erklären, was sie zu tun hatte. Auf der anderen Seite der Bucht war San Francisco in dicken Nebel gehüllt, nur die Spitzen der höchsten Gebäude waren zu sehen. Sie hatte an St. Joseph gedacht und an die Nonnen, die sie großgezogen hatten und annahmen, dass sie immer noch am College eingeschrieben war. Noch auf dem Weg, ihren Abschluss in Chemie mit Auszeichnung zu machen. Stattdessen war sie vor drei Tagen vom College verwiesen worden, schlief in Dex' Gästezimmer und erhielt gerade einen Crashkurs im Drogendealen. Eva riss den Blick los und konzentrierte sich auf Dex.

»Für das, was du herstellst, gibt es einen ganz speziellen Markt«, fuhr Dex fort. »Du verkaufst nur an Leute, die ich dir vermittle. Auf die Art bist du sicher.«

»Ich verstehe nicht«, hatte Eva gesagt. »Stelle ich her oder verkaufe ich?«

Dex faltete die Hände auf dem Tisch. Sie hatten zu Ende gegessen, die Kellnerin hatte die Rechnung neben Dex' Wasserglas gelegt und war wieder verschwunden. »In der Vergangenheit hat Fish immer Mühe gehabt, gute Chemiker lange zu halten. Sie denken immer, sie sind allein besser dran, und dann wird es schwierig. Deshalb probieren wir mit dir etwas anderes aus«, sagte er. »Du produzierst dreihundert Pillen die Woche. Dafür behältst du die Hälfte. Fish erlaubt dir, sie selber zu verkaufen und den ganzen Gewinn zu behalten.«

»Und wem werde ich sie verkaufen?«, hatte sie gefragt. Ihr war plötzlich unbehaglich bei der Vorstellung, persönlich mit Süchtigen zu tun zu haben. Menschen, die gewalttätig werden konnten. Menschen wie ihre Mutter.

Dex lächelte. »Du wirst einen wichtigen Dienst für eine sehr spezielle Klientel leisten – Studenten, Professoren und Sportler. Fünf Pillen sollten sich für ungefähr zweihundert Dollar verkaufen lassen«, hatte Dex zu ihr gesagt. »Du kannst leicht auf 300 000 Dollar im Jahr kommen.« Er lächelte und war offenbar amüsiert über ihren erstaunten Gesichtsausdruck. »Das funktioniert aber nur, wenn du die Regeln befolgst«, warnte er. »Wenn uns zu Ohren kommt, dass du dich selbstständig machst oder an Junkies verkaufst, bringst du alles und jeden in Gefahr. Verstehst du?«

Sie hatte genickt und einen ängstlichen Blick zum Eingang geworfen. »Was ist mit Fish? Ich dachte, er wäre heute hier.«

Dex lachte und schüttelte den Kopf. »Gott, bist du grün hinter den Ohren. Ich vergesse immer, dass du nicht weißt, wie es läuft. Wenn du deinen Job gut machst, wirst du Fish nie begegnen.« Sie musste verwirrt ausgesehen haben, denn er erklärte: »Fish hält die Dinge schön voneinander getrennt. So schützt er sich. Wenn jemand zu viel weiß, wird er zum Ziel entweder eines Konkurrenten oder der Polizei. Ich bin dein Verbindungsmann, und ich Sorge dafür, dass du sicher bist.« Dex warf einige Zwanzigdollarscheine auf den Tisch und stand auf. Ihr Essen war beendet. »Wenn du machst, was ich dir sage, hast du ein schönes Leben. Es ist sicher, solange du dich an die Regeln hältst.«

»Machst du dir keine Sorgen, dass du mal geschnappt wirst?«

»Im Gegensatz zu dem, was du vielleicht im Fernsehen siehst, kennt die Polizei nur die, die sie erwischt, und sie kriegen nur die Dummen. Und Fish ist nicht dumm. Er macht das nicht, um Macht zu haben. Er ist Geschäftsmann, der langfristig Gewinne machen will. Und das bedeutet, langsam zu wachsen. Bei den Kunden und den Leuten, die für ihn arbeiten, wählerisch zu sein.«

Sie brannte darauf, anzufangen. Es hatte so einfach geklungen. Und das System funktionierte. Das einzig Schwierige daran war, sich auf dem Campus aufhalten zu müssen, ein Leben so nah an dem zu führen, das sie gerade verloren hatte. An ihrem Wohnheim

vorbeizugehen, in dem ihre ehemaligen Kommilitonen immer noch wohnten. Am Chemiegebäude, in dem die Kurse ohne sie fortgesetzt wurden. Am Stadion, wo Wade weiter glänzte und ein Jahr später die Abschlussfeier stattfinden würde, die auch ihre hätte sein sollen. Es war, als wäre sie hinter eine Art Absperrung getreten, von wo aus sie ungesehen beobachten konnte, wie ihr altes Leben weiterlief. Aber mit den Jahren wurden die Studenten jünger, und bald war der Campus voller neuer Leute. Der Verlust war verblasst wie alle Verluste, ersetzt durch etwas Härteres. Stärkeres. Sie erkannte jetzt, was sie damals nicht sehen konnte. Alle Entscheidungen hatten Folgen. Und es kam darauf an, was man aus den Folgen machte.

Evas Blick wanderte die kleine Zufahrtsstraße entlang, die sich durch den zweitausend Hektar großen Tilden Park schlängelte. Irgendetwas an diesem Treffen war eigenartig, und ihre Instinkte, nach so vielen Jahren fein abgestimmt, klingelten. Sie würde Brittany noch zehn Minuten geben und dann gehen. Zu ihrem Wagen zurückkehren und nach Hause fahren, die Tür schließen und die Frau vergessen. Eva bemühte sich, wachsam zu bleiben. Nicht nachlässig und sorglos zu werden. Wie banal die Arbeit auch manchmal schien – die endlosen Stunden im Labor, die schnellen Übergaben an Dex oder einen Kunden –, der Job war gefährlich.

Schon früh – es musste irgendwann in ihrem ersten Jahr gewesen sein – hatte Dex sie kurz vor Tagesanbruch mit einem leisen Klopfen an ihrer Tür geweckt. »Komm mit«, hatte er gesagt, und sie hatte ihren Mantel vom Haken genommen und war ihm über den menschenleeren Campus gefolgt.

Schweigend gingen sie nach Westen, am Leichtathletikstadion und den Restaurants und Bars vorbei, die um diese Tageszeit geschlossen waren und die Rollläden heruntergelassen hatten. Sie hatte die blinkenden Lichter schon von Weitem gesehen. Polizei, Rettungswagen, der Gehsteig vor einem billigen Motel mit gelbem Tatortband abgesperrt, sodass sie gezwungen waren, die Straße zu überqueren.

Dex hatte seinen Arm um sie gelegt und sie an sich gezogen, als wären sie ein Paar auf dem Heimweg nach einer langen Nacht voller Spaß und Vergnügen. Als sie näher kamen, gingen sie langsamer,

und Eva konnte einen Körper erkennen, unter dem sich eine Blutlache gebildet hatte. Ein Fuß ohne Schuh, die weiße Socke leuchtete im Dunkeln.

»Warum sind wir hier? Kennst du den Mann?«

»Ja«, sagte er mit heiserer Stimme. »Danny. Er hat Fish mit härterem Stoff versorgt. Koks. Heroin.«

Dex zog sie weiter, und sie gingen um die Ecke. Rot- und Blaulicht tanzte immer noch vor ihren Augen und färbte ihre Sicht. »Was ist mit ihm passiert?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Dex. »Ich sehe auch nur, was ich sehen soll, wie du. Aber wenn ich eine Vermutung anstellen soll, er hat Fish entweder betrogen – für einen seiner Konkurrenten gearbeitet –, oder er hat's irgendwie vermässelt, wurde von der Polizei geschnappt.« Er zögerte. »So ist Fish. Er verschwendet keine Zeit mit Fragen. Er beseitigt einfach das Problem.«

Eva bekam das Bild nicht aus dem Kopf, den gekrümmten Körper, das viele Blut, mehr, als sie sich jemals hätte vorstellen können, ein schwarzroter Schatten, der wie aus einem Albtraum stammte.

Dex hatte den Arm von ihr genommen, und die kühle Morgenluft fühlte sich dort, wo er gelegen hatte, jetzt kalt an. »Fish ist ein starker Verbündeter, aber ein rücksichtsloser Feind. Er zögert nicht, jeden, der ihn betrügt, zu eliminieren. Vielleicht war es ein Fehler, dich hierherzubringen, aber du solltest selbst sehen, was passiert, wenn du ihm in die Quere kommst.«

Eva hatte schwer geschluckt. Bis zu diesem Punkt hatte sie sich vorgemacht, ihr Job wäre nicht anders als jeder andere – überwiegend Routine, rein theoretisch vielleicht ein bisschen gefährlich. Dex hatte sie vor dem Schlimmsten ferngehalten. Bis zu dem Morgen.

»Vollständige Transparenz«, hatte Dex sie gewarnt, als sie zurückgingen, während sich der Nachthimmel zu einem blassen Grau lichtete. Er verließ sie auf der Veranda und verschwand, während sie sich fragte, ob sie das alles nur geträumt hatte.

Eva wollte gerade den Picknicktisch verlassen und zurück zu ihrem Auto gehen, als ein Mercedes-SUV mit einer durchgestylten Frau am Steuer auf den Parkplatz einbog. Auf dem Rücksitz konnte Eva

einen Kindersitz erkennen, der zum Glück leer war. Auf dem Nummernschild stand *FUNMOM1*. Ihr Unbehagen wurde noch stärker, sie holte tief Luft und sagte sich, dass sie die Situation unter Kontrolle hatte und jederzeit gehen konnte.

Sie beobachtete, wie die Frau aus dem Auto stieg. »Danke, dass Sie sich mit mir treffen!«, rief sie. Sie trug teure, aber bequeme Kleidung. Ihre Chanel-Sonnenbrille hatte sie sich ins Haar gesteckt. Kniehohe UGG Boots, Designer-Jeans. Das war keine von Evas typischen Studentinnen, die sich nur von Nudeln ernährten.

Aus der Nähe sah Eva die geröteten Augen der Frau und bemerkte, dass ihre Haut trotz des makellosen Make-ups müde und abgespannt aussah. Schlagartig kam ihr eine Befürchtung.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme. Ich musste noch auf den Babysitter warten.« Sie streckte die Hand aus. »Ich bin Brittany.«

Eva nahm ihre Hände nicht aus den Taschen. Brittany ließ ihre schließlich sinken und begann in ihrer Handtasche zu wühlen, als wäre ihr gerade eingefallen, warum sie gekommen war. »Ich hatte gehofft, ich könnte mehr als das kaufen, worüber wir gesprochen haben. Ich weiß, ich habe fünf Pillen erwähnt, aber eigentlich brauche ich zehn.« Sie holte einen Haufen Bargeld aus der Tasche und hielt es Eva hin. »Das sind vierhundert statt zweihundert.«

»Ich habe nur fünf dabei«, sagte Eva, ohne das Geld zu nehmen.

Brittany schüttelte den Kopf, als wäre das unwichtig. »Wir können uns gerne morgen wieder treffen. An derselben Stelle, wenn Ihnen das passt.«

Die feucht-neblige Luft über der Bucht breitete sich jetzt aus, zog vor die Sonne, warf graue Schatten und dämpfte das Licht. Stärkerer Wind kam auf, und Eva zog ihren Mantel enger. Brittany blickte über ihre Schulter und sprach dann leiser, obwohl sie allein waren. »Wir gehen am Samstag auf eine Reise und kommen erst nächsten Monat wieder«, fuhr sie fort. »Ich will nur sichergehen, dass ich genug dabei habe.«

Eva spürte, wie sich ihr Körper anspannte. Diese Frau fuhr ein schickes Auto, trug teure Kleidung und hatte einen dicken Diamanten am Finger. Es war eine Sache, wenn man die Pillen brauchte, um eine schwere Aufgabe zu bewältigen. Doch diese Frau brauchte anscheinend pharmazeutische Hilfe, um ihren Alltag zu

bewältigen. Evas Widerstand war aber auch persönlicher Natur, kochte aus einer dunklen Ecke hoch, und die Hitze überraschte sie. Diese Frau war wie ihre Mutter.

»Ich glaube, ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Eva.

»Lassen Sie mich wenigstens kaufen, was Sie mitgebracht haben«, sagte Brittany jetzt so laut, dass ihre Worte die Stille der verlassenen Lichtung durchschnitten. »Bitte.«

Evas Blick ruhte auf einigen Schorfstellen an Brittanys Handrücken, aufgekratzt von nervösen Fingern. Brittany flatterte vor krankhafter Energie, und Eva wollte nur noch weg.

»Wir sind hier fertig«, sagte Eva.

»Warten Sie«, sagte Brittany und griff nach Evas Arm. »Was kann ich tun, damit Sie es sich anders überlegen?«

Eva riss ihren Arm weg und wandte sich zum Gehen.

»Kommen Sie schon«, rief Brittany hinter ihr her. »Deshalb sind wir doch hier. Sie bekommen Ihr Geld, und ich bekomme, was ich brauche. Wir gewinnen beide.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, rief Eva über die Schulter. »Sie müssen mich mit jemandem verwechselt haben.« Dann ging sie schnell in Richtung des Wanderwegs, der sich durch die Bäume schlängelte, und den Hügel hinunter zu dem Parkplatz, wo sie ihr Auto abgestellt hatte.

Als sie an dem SUV vorbeikam, sah sie durchs Fenster. Auf dem Rücksitz ein Durcheinander aus leeren Chipstüten, einem Trinkbecher und einem rosa Haarband. Eva ging langsamer und fragte sich, wie das Leben dieses Kindes aussah, mit einer Mutter, die um Pillen für mehrere Wochen bettelte. Sie fragte sich, ob ihre eigene Mutter wie Brittany gewesen war, in einem verlassenen Park Drogen gekauft hatte, während Eva zu Hause bei einem Babysitter saß. Sie hasste sich für die Eifersucht, die sie kurz empfand, weil dieses kleine Mädchen seine Mutter immerhin kannte.

Während sie in den Wald ging, hörte Eva Brittany Schimpfwörter hinter ihr herrufen. Dann hörte sie eine Autotür knallen und den Motor aufheulen, bevor Reifen quietschten. Sie blickte über die Schulter und sah das Auto schlingern, als es um eine Kurve raste. Eva hielt den Atem an, machte sich auf das Geräusch eines Aufpralls gefasst. Als es ausblieb, eilte sie zu ihrem eigenen Auto.

Eva sah sie an einer Tankstelle direkt gegenüber der Parkausfahrt wieder, als sie an einer Ampel warten musste. Brittany lehnte sich aus dem Fenster ihres SUV , und sprach mit einem Mann, der neben einem niedrigen Sedan mit getönten Scheiben und Regierungskennzeichen stand. Brittany gab dem Mann einen Zettel, den er in sein Sakko steckte.

Es wurde grün, und Eva starrte immer noch. Das Unbehagen überfiel sie wieder und verwandelte sich schnell in dunkle Panik. Hinter ihr hupte jemand, veranlasste sie, ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Straße zu richten, und zwang sie weiterzufahren. Als sie näher kam, versuchte sie so viele Einzelheiten wahrzunehmen, wie sie konnte. Die kurzen braunen Haare des Mannes und die verspiegelte Sonnenbrille. Die Umrisse eines Pistolenhalters unter dem Sakko. Als sie wegfuhr, fragte sie sich, was Brittany gerade ins Spiel gebracht hatte.

Zu Hause fuhr Eva das Auto in die kleine Garage neben ihrem Haus und schloss die Tür mit dem Vorhängeschloss. Sie musste so schnell wie möglich ins Haus und Dex anrufen, aber ihre neue Nachbarin saß vor der Tür, als würde sie auf Eva warten.

»Mist«, murmelte Eva vor sich hin.

Als die Frau sie sah, breitete sich Erleichterung auf ihrem Gesicht aus. »Ich bin gefallen«, sagte sie. »Hab die letzte Stufe verfehlt und bin gestolpert. Ich glaube, der Knöchel ist verstaucht. Könnten Sie mir ins Haus helfen?«

Eva warf einen Blick die Straße hinunter, dachte wieder an den Mann an der Tankstelle, den Zettel, den er in sein Sakko gesteckt hatte. Sie hatte keine Zeit. Aber sie konnte die Frau nicht auf der Veranda lassen. »Klar«, sagte sie.

Eva half ihr aufzustehen und war überrascht, wie klein sie war. Kaum einen Meter fünfzig groß und deutlich über sechzig, aber drahtig und stark. Sie hielt sich am Geländer fest und arbeitete sich, auf einem Bein hüpfend, die Stufen hoch, während Eva sie stützte. Sie ließ die Frau einen Moment lang zu Atem kommen, bevor sie gemeinsam die Tür und ihre Wohnung erreichten.

Teppiche in warmen Farben bedeckten den Fußboden, auf dem eine cremefarbene Couch stand. Eine Wand im Esszimmer war

tiefrot gestrichen, und in den Ecken befanden sich halb leere Umzugskartons. Eva half ihr zu einem Stuhl, und die Frau setzte sich.

»Wollen Sie Eis?«, fragte Eva voller Ungeduld, die Sache voranzubringen. Sie musste unbedingt Dex kontaktieren, um herauszufinden, was los war und was sie tun sollte, statt Krankenschwester bei ihrer Nachbarin zu spielen.

»Wir sollten uns erst mal vorstellen«, sagte diese. »Ich bin Liz.«

Eva bekämpfte ihre wachsende Panik, spürte, wie die Minuten vergingen, während sie in einer Art Small-Talk-Zeitschleife mit ihrer gesprächigen Nachbarin gefangen war. Trotzdem lächelte sie und sagte: »Ich heiße Eva.«

»Schön, Sie endlich kennenzulernen, Eva. Ja, Eis wäre gut. Da vorne gibt es welches, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Eva betrat die Küche, die bis auf ein paar Teller und Gläser auf dem Tresen neben dem Spülbecken kahl war. Im Kühlschrank fand Eva eine Schale mit Eiswürfeln, die sie in ein Geschirrhandtuch hüllte, das sie oben zusammendrehte. Sie nahm ein Glas vom Abtropfgestell neben dem Spülbecken und füllte es mit Wasser. Als sie beides zurück ins Wohnzimmer trug und Liz reichte, merkte sie, dass ihre Hände zitterten. Sie wollte sich gerade verabschieden und gehen, als Liz sagte: »Setzen Sie sich. Leisten Sie mir Gesellschaft.«

Mit einem kurzen Blick durch das Fenster auf die leere Straße dahinter setzte sie sich auf einen Stuhl, von dem aus sie die Dinge draußen im Auge behalten konnte.

Liz' Lächeln wurde breiter. »Ich kenne hier noch nicht viele Leute«, sagte sie. »Ich bin Gastprofessorin aus Princeton und gebe hier dieses Semester zwei Kurse.«

Eva lächelte höflich. Sie hörte nur halb zu, als Liz erzählte, wie sehr sie sich auf einen kalifornischen Winter freue, und ging in Gedanken noch einmal das Treffen mit Brittany durch. Was sie gesagt hatte. Wie ihre Hände gezittert hatten. Dass sie unbedingt etwas kaufen wollte. Irgendetwas. Allmählich hörten Evas Gedanken auf zu rasen, die Panik legte sich. Sie hatte schon vorher in der Klemme gesessen und sagte sich, dass sie nichts Illegales getan hatte. Im Moment war sie in Liz' Wohnzimmer sicher. Sie hatte die

Straße im Blick, während sie zuhörte, wie Liz erklärte, warum sie lieber eine Wohnung mietete, als in einer Unterkunft der Universität unterzukommen und sich den dortigen Gepflogenheiten zu unterwerfen. Sie spürte förmlich, wie ihr Blutdruck sank.

»Jetzt erzählen Sie«, sagte Liz. »Was machen Sie? Woher kommen Sie?«

Eva riss den Blick vom Fenster los und gab ihre Standardantwort. »Ich bin in San Francisco aufgewachsen. Ich bin Kellnerin im DuPree's im Zentrum von Berkeley.« Dann brachte sie das Gespräch zurück auf Liz. »Sie sind also Professorin? Was unterrichten Sie?«

Liz griff nach ihrem Wasser und nahm einen Schluck. »Politische Ökonomie, sagte sie. »Ökonomische Theorie und die dazugehörigen politisch-ökonomischen Systeme.« Sie lachte. »Ich verspreche Ihnen, es ist ein faszinierendes Fach.«

Sie nahm das Eis weg, und Eva beobachtete, wie sie ihren Knöchel begutachtete, ihn vorsichtig drehte. Dann sah Liz auf und grinste. »Keine Verstauchung. Zum Glück. Ein neues Semester auf Krücken zu starten wäre eine Herausforderung gewesen.«

Liz' Stimme war trotz ihrer geringen Körpergröße tief und voll wie dunkler Honig, und irgendwie beruhigte sie das. Diese Stimme klang in ihr nach und ließ sie tiefer atmen. Genauer zuhören. Eva stellte sie sich in einem Hörsaal vor, wo ihre Stimme in die entferntesten Ecken vordrang. Das Kratzen von Stiften auf Papier oder das schnelle Tippen auf Laptops, wenn die Studenten eifrig alles mitschrieben, was sie sagte.

Von ihrem Platz auf Liz' Couch sah Eva, wie der Sedan mit Regierungskennzeichen langsam die Straße hinabfuhr, langsamer wurde und am Bordstein hielt. Der Mann, der an der Tankstelle mit Brittany gesprochen hatte, stieg aus und ging den Weg zu ihrem Haus hinauf.

Sie dachte darüber nach, wie er es gefunden hatte, zählte eins und eins zusammen und kam zu dem unausweichlichen Schluss, dass ihr jemand gefolgt sein musste. Jemand, den sie nicht gesehen hatte.

Eva stand abrupt auf und ging zu Liz. Vom Fenster weg. »Sind Sie sicher, dass Sie keinen Arzt brauchen?«

Liz legte das Eis wieder auf ihren Knöchel und sagte: »Ich sage Ihnen, was ich brauche. Gießen Sie das scheußliche Leitungswasser weg, und schenken Sie mir einen Wodka ein. Holen Sie sich auch einen. Er steht im Kühlschrank.« Das entfernte Klopfen an der Tür nebenan erregte Liz' Aufmerksamkeit. »Ich glaube, da klopft jemand an Ihre Tür«, sagte sie.

Eva spähte durch die Jalousien und sah, wie der Mann etwas in ihren Briefschlitz steckte. Jeder Nerv ihres Körpers bebte vor Angst. Sie blickte in Liz' Küche, stellte sich vor, wie sie die Hintertür aufriss, durch das Tor lief, die Straße hinunter zu Dex rannte und Antworten verlangte.

Sie holte tief Luft und sagte sich, dass sie lediglich mit einer Frau im Park gesprochen hatte. Sie hatte ihr nichts verkauft oder auch nur etwas gezeigt. *Spiel weiter*. Der Rat, den Dex ihr am Anfang immer gegeben hatte, wenn sie Angst bekommen hatte. *Nur Schuldige laufen weg. Sie warten nur darauf, dass du es tust. Also tu es nicht.*

»Den Mann hab ich schon mal gesehen«, log Eva. »Er verkauft Abonnements für eine Sicherheitsfirma. Sie müssen so tun, als wären Sie nicht zu Hause, sonst quatscht er Ihnen eine Blase ans Ohr.«

»Ich hasse Vertreter«, sagte Liz. Falls sie es merkwürdig fand, dass er nicht als Nächstes zu ihrer Tür kam, sagte sie zumindest nichts.

Eva stand auf. »Ich glaube, ich hol uns mal die Drinks.« Ein Drink war das Mindeste, was sie sich verdient hatte.

CLAIRE

Mittwoch, 23. Februar

Ich verlasse Evas mit Papieren übersätes Büro und gehe in den Flur. Ich bin entschlossen, mir darüber Klarheit zu verschaffen, was ich vermute – dass nichts von dem, was Eva mir über sich erzählt hat, der Wahrheit entsprach. Ich stoße die Tür zu ihrem Wandschrank auf und suche nach Hinweisen auf den Mann, den sie so geliebt hat. Zumindest sollte es eine große Lücke geben, wo seine Sachen einmal waren. Aber ich finde nur einige hübsche Tops, ein paar Kleider, Stiefel und flache Schuhe. Evas Kleidung. Als ich die Schubladen der Kommode aufreißer, finde ich Shirts, Jeans, Unterwäsche und Socken. Der Anblick meines ungewohnten Profils im Spiegel erschreckt mich. Es ähnelt Eva so sehr, dass ich für einen Moment beinahe glaube, sie sei zurückgekehrt. Dass sie hier ist und ich diejenige bin, die gestorben ist. *Verdammtter Freaky Friday.*

Ich sinke auf Evas Bett. Alles, was ich geglaubt habe – über Eva, über ihr Leben, warum sie nicht hierbleiben will –, liegt in Trümmern zu meinen Füßen. Wenn es keinen Ehemann gibt, gibt es auch keine Untersuchung seines Todes. Und wenn es keine Untersuchung gibt, muss es einen anderen Grund geben, warum Eva unbedingt die Plätze tauschen und verschwinden wollte.

Ich fange an zu lachen – der hysterische Ausbruch einer erschöpften Frau, die kurz davor ist, den Verstand zu verlieren – und denke an all die Lügen, die sie erzählt hat, ohne die Miene zu verziehen. Dann höre ich ihre Stimme in meinem Kopf, die mir sagt, ich soll mich beruhigen und verdammt noch mal aus ihrem Haus verschwinden. Ich muss grinsen, weil ich mich noch so gut an sie erinnern kann.

Keine von uns konnte mit dem rechnen, was passiert ist. Wir

haben nur die Tickets getauscht. Es war nicht geplant, dass ich zu ihrem Haus fahre, die Tür aufschließe und ihr Leben betrete. Wo auch immer ich hineingeraten bin – ich bin hier, weil ich mich dazu entschieden habe.

Zurück in Evas Büro, sehe ich mir ihre Kontoauszüge genauer an, ihre monatlichen Ausgaben. Essen, Benzin, Coffeeshops. Regelmäßige monatliche Zahlungen einschließlich Kabelfernsehen und Müllabfuhr. Ein Kontostand von zweitausend Dollar. Es gibt zwei Eingänge von einem Laden namens DuPree's Steakhouse, jeweils über neunhundert Dollar. Das Einkommen reicht nicht im Entferntesten für den Barkauf dieses Hauses.

Wie ich erwartet habe, gibt es keine Arztrechnungen, keine Zuzahlungen. Keine Medikamente. Ich empfinde eine Spur Bewunderung für die ungeheuerliche Lügengeschichte, die sie mir mit der Raffinesse einer Hochstaplerin aufgetischt hat. Für die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Bordkarte zwischen uns geschoben hat, eine leise Versuchung. Ich war zu sehr in Gedanken versunken, um es zu merken. Ich erinnere mich daran, wie sie betonte, dass man in Berkeley nicht auffällt. Wie subtil sie meine eigenen Wünsche und Befürchtungen erkannte und mit ihren eigenen in Einklang brachte.

Laut Zulassung fährt sie einen alten Honda, der wahrscheinlich in der Garage versteckt ist. Eine Frau, die klug genug ist, eine solche Sache einzufädeln, wird ihr Auto nicht an einem Flughafen oder Bahnhof stehen lassen und dadurch ihren Startpunkt verraten. Ich will nichts damit zu tun haben. Wenn jemand nach ihr sucht, wird er mit Sicherheit bei ihrem Auto anfangen. Aber es ist schön zu wissen, dass es da ist, falls ich es brauche.

Ich gehe noch schnell die restlichen Sachen auf und in Evas Schreibtisch durch. Noch mehr ausgetrocknete Stifte und verhedderte Büroklammern, leere Umschläge, ein paar Ladegeräte ohne Kabel. Aber nichts, was man eigentlich erwarten würde. Keine Geburtstagskarten oder Erinnerungen an Termine. Keine Fotos, Notizen oder Andenken. Nicht nur war ihr Mann eine Erfindung – mittlerweile beginne ich mich zu fragen, ob dasselbe für Eva gilt.

Links vom Schreibtisch steht ein leerer Papierkorb. Mein Blick fällt

auf einen kleinen Zettel, der daneben liegt, als ob jemand ihn wegwerfen wollte und den Korb verfehlt hat. Ich hebe ihn auf und streiche ihn glatt. Es ist eine kleine Karte mit ordentlicher Schreibschrift darauf, schräg und geschwungen, die man von einem Grundschulkind erwarten würde. *Alles, was du jemals wolltest, ist jenseits der Angst*.

Ich versuche mir vorzustellen, in welcher Situation Eva das geschrieben haben könnte und dann später weggeworfen hat. Ob sie es vielleicht nicht mehr brauchte, oder ob sie nicht mehr daran glaubte.

Ich trage die Karte durch den Flur in Evas Schlafzimmer und stecke sie in die Ecke des Spiegels über der Kommode. Dann beginne ich, die Unordnung zu beseitigen, die ich angerichtet habe. Als ich ihre Shirts wieder zusammenlege, verbreitet sich Evas Geruch – blumig, mit chemischer Note – in der Luft. Ich stoße auf ein Red-Hot-Chili-Peppers-Shirt und halte es mir an die Brust. Oversized und verwaschen, von der *Californication* -Tour. Die Chili Peppers waren eine von Violets Lieblingsbands, und ich hatte ihr versprochen, dass ich mit ihr zu einem Konzert gehen würde, wenn sie sechzehn wäre. Ich lege mir das Shirt über die Schulter und schließe die Schublade. Das Shirt will ich.

Ich räume die Kommode zu Ende auf, versichere mich, dass kein Geld oder Schmuck darin verborgen ist. Kein Tagebuch oder Liebesbriefe vor neugierigen Blicken versteckt wurden. Niemand führt ein derart einsames Leben – außer vielleicht ich in Rorys Haus.

Ich gehe hinüber zu ihrem Bett, setze mich auf den Rand und öffne die oberste Schublade ihres Nachttisches. Noch eine Tube mit der teuren Handcreme, die nach Rosen duftet, als ich meinen Arm damit einreibe. Eine Flasche Tylenol. Am inneren Rand der Schublade steckt ein Foto, das einzige, das ich bisher im Haus gesehen habe. Es ist eine neuere Aufnahme von Eva, wie sie mit einer älteren Frau vor einem Stadion in San Francisco posiert. Im Hintergrund hängen riesige Fahnen der Giants hinter lebensgroßen Pappfiguren der Spieler. Die beiden haben die Köpfe einander zugeneigt, Eva lacht und hat den Arm um die Schulter der älteren Frau gelegt. Sie sieht unbeschwert und glücklich aus. Welche dunklen Schatten auch immer sie verfolgen, zu diesem Zeitpunkt

waren sie offenbar noch nicht aufgetaucht. Ich frage mich, ob es eine Freundin ist – oder jemand anders, den Eva ebenfalls getäuscht hat. Ob Eva bei allem, was sie tat, auf ihren eigenen Vorteil bedacht war.

Ich stelle mir vor, wie Eva ein Lügennetz spinnt. Die Frau glauben macht, dass sie Hilfe braucht. Ich schaue mir das Gesicht der Frau genau an, frage mich, wo sie jetzt ist, ob sie vielleicht herkommt und nach Eva sucht. Und was sie sagen würde, wenn sie mich hier fände, mit genau demselben Haarschnitt und derselben Haarfarbe wie Eva. Wenn sie sähe, dass ich in Evas Haus wohne, ihre Kleidung trage. Wer ist jetzt die Hochstaplerin?

Ganz hinten in der Schublade, unter einer Schere und ein bisschen Klebeband, finde ich einen Umschlag. Darin befindet sich ein handgeschriebener Brief, der laut Datum vor dreizehn Jahren verfasst wurde. Er ist mit einer Büroklammer an diverse Papiere geheftet. Ich entferne die Klammer und blättere sie durch. Es handelt sich um Unterlagen einer Institution in San Francisco namens St. Joseph. Ein Kloster? Eine Kirche? Die Handschrift ist krakelig und verblasst, und ich halte den Brief ans Fenster, um ihn besser lesen zu können.

Liebe Eva,

ich hoffe, es geht dir gut, du studierst fleißig und lernst eine Menge! Ich schreibe dir, um dir mitzuteilen, dass das St.-Joseph-Heim nach achtzig Jahren schließlich von der Bezirksfürsorge übernommen wird. Es ist wahrscheinlich das Beste, denn wir werden alle älter – selbst Schwester Catherine.

Ich erinnere mich, dass du oft nach deiner leiblichen Familie gefragt hast. Und während es uns damals untersagt war, deine Fragen zu beantworten, will ich dir jetzt, da du über achtzehn bist, alle Informationen geben, die wir haben. Ich füge Kopien unserer Vermerke über deine Aufnahme und allgemeine Berichte aus den Jahren, in denen du hier warst, bei. Wenn es noch Einzelheiten gibt, die du wissen willst, musst du beim Bezirksamt einen Antrag auf die amtlichen Aufzeichnungen stellen. Ich glaube, der für deinen Fall zuständige Sozialarbeiter war Craig Henderson.

Du sollst wissen, dass ich die Familie deiner Mutter ausfindig gemacht habe, nachdem deine letzte Unterbringung in einer Pflegefamilie gescheitert war, weil ich hoffte, sie hätten es sich anders überlegt. Aber das hatten sie nicht. Deine Mutter kämpfte mit ihrer Sucht, und ihre Familie war mit der Belastung, sie zu überwachen und zu versorgen, überfordert. Das war einer der Hauptgründe, warum sie dich abgegeben haben.

Aber trotz allem bist du zu einem unglaublichen Menschen herangewachsen. Du sollst wissen, dass wir noch immer viel von dir sprechen – und stolz auf deine Erfolge sind. Schwester Catherine forstet immer die Zeitungen durch, um deinen Namen in Verbindung mit einer großen wissenschaftlichen Entdeckung zu finden. Ich muss sie immer daran erinnern, dass du noch studierst und es wahrscheinlich noch ein paar Jahre dauern wird. Wir würden uns freuen, wenn du uns einmal besuchen oder anrufen würdest, damit wir erfahren, was für ein wunderbares Leben du dir in Berkeley aufgebaut hast. Du bist dazu bestimmt, große Dinge zu vollbringen.

*Alles Liebe in Christus,
Schwester Bernadette*

Ich lege den Brief zur Seite und sehe mir die angefügten Unterlagen an. Es sind Fotokopien von handschriftlichen Vermerken, die vor mehr als dreißig Jahren angefertigt wurden. Sie berichten von der Ankunft und Eingewöhnung eines zweijährigen Mädchens in einem katholischen Heim.

Kind, Eva, kam um 19 Uhr an; Mutter, Rachel Ann James, lehnte Gespräch ab, unterschrieb Dokumente für die Entziehung des Sorgerechts. St. Joseph legt die Unterlagen dem Bezirksamt vor, wartet auf Antwort.

Ein anderes Dokument, datiert vor fünfundzwanzig Jahren, ist

weniger nüchtern.

Eva ist gestern Abend zu uns zurückgekehrt. Es war bereits ihre dritte Familie, und ich fürchte, es war auch ihre letzte. Wir werden sie so lange hierbehalten, wie der Herr es will, und ihr in St. Joseph einen Platz geben. Diesmal ist CH der für sie zuständige Sozialarbeiter, das bedeutet, dass wir ihn nicht oft sehen werden.

Eine Studentin in Berkeley, das erklärt die naturwissenschaftlichen Lehrbücher unten. Vielleicht hat sie nicht zu Ende studiert – entweder weil sie es sich nicht leisten konnte oder weil ihre Noten nicht gut genug für einen Abschluss waren, sodass sie schließlich Kellnerin in einem Steakhouse wurde. Und eine Betrügerin, die auf dem New Yorker Flughafen Lügengeschichten erzählt.

Der Brief erklärt auch, warum das Haus so kahl ist. Es gibt nichts, was Eva als Erinnerungen an eine Familie aufgehoben haben könnte – Fotoalben, Geburtstagskarten, Briefe. Ich weiß, wie es ist, jeden Morgen allein aufzuwachen, ohne dass eine Familie sich darum sorgt, dass es einem gut geht. Wie es tief im Herzen aussieht. Ob man glücklich ist. Wenigstens erlebte ich diese Geborgenheit in den ersten zwanzig Jahren meines Lebens. Eva hat sie womöglich nie erlebt.

Wenn am Ende des Lebens so vieles unerledigt bleibt, reisen die Gedanken immer wieder zu den Worten »hätte ich doch nur«. Aber das ist ein sinnloser Gedanke, ein Scheinwerfer auf einer leeren Bühne, der beleuchtet, was niemals war und niemals sein wird.

Ich stecke den Brief zurück in den Umschlag, lege ihn wieder in die Schublade und versuche diese neue Eva in meiner Vorstellung lebendig werden zu lassen. Aber sie tanzt hin und her, wie Quecksilber – scheint auf und ist weg. Steht nie lange genug still, damit ich sie deutlich sehen kann, eine sich ständig verändernde Form knapp außerhalb meines Blickfeldes.

Ich muss unbedingt duschen – einzelne abgeschnittene Haare jucken an meinem Rücken. Die einzigen Kleidungsstücke, die mir gehören, sind die paar Sachen, die ich in der Toilettenkabine am JFK aus meinem Koffer genommen habe. Meine Jeans. Eine Garnitur Unterwäsche. Nur der BH und die Socken, die ich trage. Ich blicke von der Tasche zu Evas Kommode voller Kleidung, die mir nicht gehört. Nicht nur Jeans und Shirts, sondern auch intime Dinge. Und mir wird klar, dass ich fast nichts mehr besitze. Ich zögere, bevor ich die Schublade mit der Unterwäsche wieder öffne, mein Magen zieht sich zusammen, wehrt sich gegen die Vorstellung, ihre Sachen zu tragen. Ich schließe die Augen, denke an andere Menschen, die viel schlimmere Dinge tun mussten, um zu überleben, als die Kleidung anderer zu tragen. *Es ist nur Baumwolle und Elasthan*, sage ich mir. *Und es ist sauber*.

Ich nehme meine eigenen Sachen aus der Tasche, frage mich, ob ein Mensch unbegrenzt mit zwei Unterwäschegarnituren leben kann, gehe schnell in den Flur und nehme mir ein Handtuch aus dem Wäscheschrank. Im Badezimmer stelle ich die Dusche an. Der Raum füllt sich mit Dampf, der mein Bild im Spiegel vernebelt, bis ich nur noch ein schwacher Umriss bin. Die verschwommene Nachbildung einer unbekannten Frau. Ich könnte jeder sein.

Als ich fertig bin, ziehe ich mich an und stehe vor dem Spiegel in Evas Zimmer. Der ungewohnte Rosenduft ihrer Seife und Lotion umgibt mich. Eine Fremde mit kurz geschnittenen Haaren und markanten Wangenknochen sieht mich an. Ich gehe hinüber zur Kommode, wo Evas Brieftasche ist, und nehme ihren Führerschein heraus, vergleiche mein Gesicht mit ihrem, und Optimismus flackert in mir auf.

Ich kenne dieses Gefühl, die freudige Erregung an der Schwelle eines neuen Lebens. Ich hatte es, als ich Rory traf, als alles möglich schien. Als ich scheinbar am Übergang zwischen der Person stand, die ich war, und der, die ich sein wollte.

Ich denke mir eine Geschichte aus, eine Erklärung, die ich jedem geben kann, der mich fragt. *Eva und ich sind zusammen im Heim aufgewachsen*. Ich kann etwas über Schwester Bernadette und Schwester Catherine sagen. Und wenn jemand fragt, wo Eva ist und

warum ich hier bin, werde ich sagen: Ich lasse mich gerade scheiden, und Eva lässt mich hier wohnen, während sie auf Reisen ist.

Wohin ist sie gereist?

Ich starre mein Spiegelbild an – nicht wirklich Eva, nicht wirklich Claire – und probiere die Antwort aus: »New York«.

Ich gehe wieder in Evas Büro und fange an aufzuräumen, ordne Evas Papiere zu Stapeln, weiß nicht, was ich als Nächstes tun soll, als ein Text auf dem Bildschirm meines Computers erscheint. Zuerst etwas von Rory. *Die Detroit-Reise*. Dann fügt Rory auf der rechten Seite einen Kommentar hinzu.

Rory Cook:

Was hast du mit dem FedEx-Päckchen gemacht?

Bruce' Antwort kommt prompt.

Bruce Corcoran:

Geld in der Schublade. Ausweis, Pass und Rest geschreddert.

Rory Cook:

Der Brief?

Bruce Corcoran:

Eingescannt, dann geschreddert.

Rory Cook:

Wie zum Teufel ist sie an einen falschen Ausweis und Pass gekommen?

Drei Punkte zeigen an, dass Bruce antwortet, und ich halte den

Atem an.

Bruce Corcoran:

Keine Ahnung. Das Heimatministerium geht gegen Fälscher vor, aber was Claire da hatte, sah echt aus. Ich habe mir ihre Handydaten in den Tagen vor der Reise angesehen. Eine Nummer, die sie an dem Morgen vor dem Abflug angerufen hat, können wir niemandem zuordnen, den sie kannte. Wir forschen immer noch danach.

Ich warte darauf, dass sie fortfahren, aber es kommt nichts mehr. Dann verschwinden die Kommentare einer nach dem anderen, und der Text im Doc selbst verschwindet auch. Bruce' Symbol oben rechts in der Ecke verschwindet, es bleibt nur noch das von Rory. Ich muss vorsichtig sein. Man kann im Doc meine Anwesenheit nicht von Rorys unterscheiden, und wenn ich anfangs, etwas anzuklicken, erscheint das auf seinem Computer unter seinem Namen. Ich komme also nicht weiter, bin ein stiller Beobachter, der nicht nachhaken oder Fragen stellen kann. Ich kann nur zusehen, was sich auf dem Bildschirm vor mir abspielt.

Da ich nichts zu tun habe und bis zum Schlafengehen noch Stunden vor mir liegen, öffne ich ein neues Fenster, gehe auf die Homepage von CNN und suche nach Berichten über den Absturz. Es gibt eine kleine Meldung, dass meine Beerdigung für Samstag in drei Wochen angesetzt ist. Reichlich Zeit für Rory, um etwas Großes zu planen, wahrscheinlich mit einer Gästeliste voller Würdenträger.

Dann klicke ich auf Kate Lanes Foto. Man kann sich ihre letzten Sendungen noch einmal ansehen. Ich scrolle nach unten und klicke die Pressekonferenz von gestern Abend an, um zu hören, wie der Vorstandsvorsitzende von NTSB die Fragen der Reporter beantwortet.

Nachdem er die Einzelheiten, die bereits bekannt sind, noch einmal aufgewärmt hat, beendet er die Pressekonferenz. *Wir sind immer noch mit Suche und Bergung beschäftigt. Weitere Informationen folgen in den kommenden Tagen. Ich muss Sie in*

dieser Sache um Geduld bitten. Vista Airlines war sehr kooperativ und folgt allen Aufforderungen der Verkehrsbehörde.

Wie ich erwartet habe, gibt es mehr Fragen als Antworten. Aber bevor wieder Kate im Studio zu sehen ist, bleibt mein Blick an etwas in der Menge hängen. Ich schaue mir das Ende der Pressekonferenz noch einmal an, drücke auf Pause, als ich es erneut bemerke. In der unteren linken Ecke blitzt eine vertraute Farbe zwischen den typischen schwarzen und braunen Parkas und marineblauen Windjacken auf. Das verschwommene Bild einer platinblonden Frau mit einem hellrosa Pullover, eindeutig fehl am Platz an einem kalten Februarabend in New York.

EVA

Berkeley, Kalifornien

August

Sechs Monate vor dem Absturz

Der Mann hieß Agent Castro, und während der nächsten paar Tage sah Eva ihn überall. Sie hatte die Visitenkarte, die er durch ihren Briefschlitz gesteckt hatte, weggeworfen und versuchte so zu tun, als wäre er ihr nicht bis zu ihrem Haus gefolgt. Aber er tauchte immer wieder auf. Im Parkplatz auf dem Supermarkt. Vor einem Coffeeshop. Er tauchte sogar bei DuPree's auf, setzte sich an einen Tisch in einem anderen Bereich und sorgte dafür, dass Eva mehrere Bestellungen durcheinanderbrachte, während er langsam Spareribs zum Abendessen verspeiste und ein Guinness trank.

Es beunruhigte sie, dass es ihn nicht störte, gesehen zu werden. Und sie fragte sich, wie lange er sie schon beobachtet hatte, bevor er beschloss, keinen Hehl mehr daraus zu machen.

Als Dex sie endlich zurückrief, verlangte sie ein sofortiges Treffen. »Woher hast du den Kontakt zu Brittany?«, fragte sie ihn. Sie saßen sich im Keller einer Bar in der Telegraph Avenue gegenüber, direkt neben einem Billardtisch und inmitten angetrunkener Studenten, die ein Footballspiel auf einem Großbildfernseher ansahen.

»Ein Typ, mit dem ich aufgewachsen bin, ist nach Los Angeles gezogen. Er kennt sie von da. Als sie hier aufgezogen ist, hat er ihr meinen Namen gegeben. Er sagt, sie wäre eine potenzielle Stammkundin. Warum?«

Eva sah ihn prüfend an, suchte nach Anzeichen, dass er log oder

sich schuldig fühlte. »Ich habe gesehen, wie sie mit einem FBI - Ermittler gesprochen hat, nachdem sie versucht hat, was von mir zu kaufen. Und der verfolgt mich jetzt. Ich sehe ihn überall.«

Dex hörte auf zu essen. Seine Miene wurde ernst. »Erzähl mir genau, was passiert ist.«

Eva berichtete, dass Brittany abhängig zu sein schien. Sie beschrieb ihre Nervosität und ihre zerkratzten Hände. »Meine Frage ist, warum du mir jemanden schickst, den du nicht selbst überprüft hast. So war das nicht abgemacht.«

Dex' Blick wurde düster. »Was meinst du?«

»Ich weise darauf hin, dass ich, kurz nachdem ich eine Kundin getroffen habe, die du mir geschickt hast, von einem Bundesagenten beschattet werde.«

»Fuck.« Dex warf seine Serviette auf den Tisch. »Ich will, dass du erst mal mit allem aufhörst. Stell nichts her und verkauf nichts, bis du von mir hörst.«

»Und wie willst du das Fish erklären?«, fragte sie.

»Ich regle das mit ihm«, sagte Dex. »Es ist mein Job, dich zu schützen.« Eva starrte ihn an, dachte darüber nach, was er gesagt hatte, wusste, wie dieses Spiel lief. Wenn jemand die Wahl zwischen Gefängnis und dem Verrat eines Freundes hatte, dann tat er letzten Endes das, was zu tun war. Sie machte sich keine Illusionen darüber, dass das auch für Dex galt, und sie war sich absolut nicht sicher, ob sie anders handeln würde.

Und doch war Dex derjenige gewesen, der ihr beigebracht hatte, wie sie Risiken einschätzte. Erkannte, ob jemand vielleicht ein verdeckter Ermittler oder ein Süchtiger war, der sie verraten könnte. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sie in einen Abgrund führte, in den er selbst mitgerissen werden würde.

Einige Monate nach ihrem Ausschluss vom College, als sie noch in Dex' Gästezimmer wohnte und die Drogen in seiner Küche herstellte, hatten sie sich mit einem neuen Kunden treffen sollen. Es war ein Student mit zotteligen Haaren, kaum zwanzig, mit Ohrstöpseln und hängenden Hosen.

»Sieh ihn dir genau an«, hatte Dex gesagt. Sie standen hinter dem Wartehäuschen einer Bushaltestelle, als würden sie den Fahrplan

studieren. Der junge Mann hatte eine Art Tick, zuckte kaum merklich mit der linken Schulter und schüttelte den Kopf, während er wartete. Dex sagte leise: »Du siehst dir die Leute immer erst genau an. Achte auf Besonderheiten; wenn jemand zum Beispiel bei 26 Grad ein Sweatshirt anhat. Oder ein Tank Top, wenn es regnet. Das sind Hinweise, und du *musst* sie bemerken. Sieh dir seine Ohrstöpsel an. Sie sind nirgendwo angeschlossen. Fällt dir auf, dass das Kabel in seiner Brusttasche endet und das Handy in seiner hinteren Hosentasche steckt?« Eva hatte genickt, diese Dinge abgespeichert, denn sie wusste, dass ihr Überleben davon abhing. Dex fuhr fort: »Wenn du so etwas siehst, gehst du weiter. Denn dann stimmt etwas nicht. Entweder ist es ein Junkie oder ein Polizist.« Er sah sie mit ernster Miene an, seine grauen Augen fixierten ihre. »Deine oberste Priorität – Fishs oberste Priorität – ist deine Sicherheit. Deshalb überlebt er schon so lange in dem Geschäft.« Dex lachte leise. »Deshalb und wegen der zehn Leute, die bei der Polizei von Berkeley und Oakland für ihn arbeiten.«

Sie waren weggegangen, ohne den Deal mit dem jungen Mann zu machen, ließen ihn am Bordstein zurück, während er auf Drogen wartete, die er nie bekommen würde.

»Hast du ihr was verkauft?«, fragte Dex Eva jetzt.

»Nein. Sie war ziemlich daneben. Verrückt. Ich hab ihr gesagt, sie hätte mich mit jemandem verwechselt, und habe zugesehen, dass ich wegkam.«

Dex nickte. »Gut. Du machst eine Weile Urlaub, bis wir herausgefunden haben, was los ist.«

»Scheint so, als wollte der Typ, dass ich ihn sehe.«

»Wahrscheinlich«, sagte Dex. »Die Menschen machen Fehler, wenn sie nervös sind, und er will dich nervös machen. Dass er sich so offen zeigt, bedeutet, dass er im Grunde nichts gegen dich in der Hand hat und langsam verzweifelt ist.«

»Was soll ich machen?«

»Lass dich von ihm verfolgen. Er wird nichts sehen, und irgendwann sucht er sich ein anderes Ziel.«

Dex warf ein paar Fünfdollarscheine auf den Tisch. Um sie herum brach Jubel aus, alle Augen waren auf den Fernseher gerichtet, wo

gerade jemand einen Touchdown erzielt hatte. Eva wollte aufstehen, aber Dex sagte: »Du solltest noch ein bisschen bleiben.«

Eva lehnte sich zurück und sah ihm nach, als er ging. Dabei bekämpfte sie eine aufkommende Panik, wie jemand, der darauf wartete, in ein Rettungsboot zu kommen. Ihr wurde klar, dass sie die Einzige sein würde, die auf dem sinkenden Schiff zurückblieb. Dex versuchte bereits, auf Distanz zu gehen.

Die Collegestudenten um sie herum tranken und lachten. Ihre größte Sorge war, ob Cal ins Pokalspiel kommen würde. Sie war in ihrem ganzen Leben noch nie so entspannt gewesen wie diese Leute. Selbst als Studentin war sie wachsam gewesen. Still. Da sie im Heim aufgewachsen war, hatte sie von klein auf gelernt, dass es das Sicherste war, Beobachter zu bleiben. Die Schwestern in St. Joe ermahnten sie, fleißig zu sein. Respektvoll. Das war Eva geworden, und hatte dabei stets herauszufinden versucht, wie sie die Regeln unauffällig unterlaufen konnte.

Aber es war kein Zuhause. Die Schwestern waren älter. Streng und kompromisslos. Sie dachten, Kinder sollten still und gefügig sein. Eva erinnerte sich an die kalten Flure vor dem Schlafsaal, hinter dem Altarraum, wo es nach Kerzenwachs und Feuchtigkeit roch. Sie erinnerte sich an die anderen Mädchen. Nicht an ihre Namen, aber an ihre Stimmen, rau und herrisch oder weich und verängstigt. Sie erinnerte sich an das Weinen in der Nacht. Wie am Ende des Tages jede von ihnen allein war.

Eva nahm einen letzten Schluck von ihrem Bier und stand auf, bahnte sich einen Weg zur Treppe, die nach oben in den Hauptspeiseraum führte. Sie sah den Notausgang und stellte sich vor, wie der Alarm losging, der bereits in ihrem Kopf schrillte. Aber sie ging daran vorbei, denn es war nicht der Zeitpunkt, etwas so Verzweifelteres zu tun. Noch nicht.

Als sie in ihre Einfahrt einbog, sah sie, wie Liz gerade ihre Tür abschloss und zu ihrem Auto ging. Eva suchte die Straße mit ihren Blicken ab und zwang sich, ganz normal zu handeln.

»Hallo!«, rief Liz.

Eva war seit dem ersten Nachmittag in Liz' Wohnung neugierig auf die ältere Frau geworden. Sie erwischte sich dabei, dass sie auf

Geräusche von ihr horchte. Beobachtete, wie sie kam und ging. Eva hatte immer noch ihre Stimme im Kopf, und sie musste zugeben, dass sie sich zu der Frau hingezogen fühlte.

Eva schloss ihr Auto ab und wandte sich ihr lächelnd zu, wobei sie auf Liz' New-Jersey-Kennzeichen deutete. »Sind Sie den ganzen Weg hergefahren?« Sie versuchte, ihre Schultern zu entspannen und konzentrierte sich auf Liz, statt daran zu denken, dass Agent Castros Auto jeden Moment um die Ecke kommen könnte.

Aber heute war sie offenbar nicht besonders gesprächig, und Eva atmete auf, als Liz lediglich sagte: »Ich dachte, es wäre ein toller Roadtrip, aber ich fürchte mich jetzt schon vor der Rückfahrt.« Sie öffnete die Tür ihres Wagens und glitt mit einem Winken auf den Fahrersitz. Eva ging weiter zur Haustür, schloss sie auf und schlüpfte hinein.

Die Stille war angenehm. Sie ging zur Couch, legte sich hin und zwang sich, einige Male tief durchzuatmen. Doch sie konnte sich nicht entspannen. Sie spürte Castros Gegenwart, als würde er bei allem zuschauen, was sie tat. Jede Interaktion – wie die vor ein paar Sekunden mit Liz – wurde dokumentiert. *16.56: Eva spricht mit älterer Nachbarin vor dem Haus.* Sie starrte die Wand an, die ihre Haushälfte von der Wohnung ihrer Nachbarin trennte, und fragte sich, ob es nützlich wäre, Liz in der Nähe zu haben. Teil der Geschichte zu werden, die sie Castro präsentieren wollte. Dass sie nur eine Kellnerin war, die ein bescheidenes Leben führte, voller banaler Dinge, zu langweilig, um sie alle aufzuzeichnen. *Eva ist mit befreundeter Nachbarin ausgegangen . Oder: Eva und befreundete Nachbarin nehmen an einer Führung durch den Berkeley Rose Garden teil .* Was könnte ihn am meisten langweilen?

Später am Abend klopfte es an der Tür. Ein schneller Blick aus dem Fenster offenbarte, dass Liz mit einer Auflaufform auf der Veranda stand. »Wenn ich koche, vergesse ich immer, die Zutaten eines Rezepts vorher zu halbieren«, sagte sie. Eva vermutete jedoch, dass Liz ungern nur für sich allein kochte.

Liz gab ihr die Form und trat ein. Eva zögerte zunächst, brachte das Essen dann aber in die Küche. Als sie den Kühlschrank schloss und sich umdrehte, sah sie, wie Liz die Buchtitel auf dem Regal im

Wohnzimmer studierte. Es beunruhigte sie, dass jemand in ihrer Wohnung war und ihre Sachen ansah. Aber sie holte tief Luft und lächelte darüber hinweg. *19.45: Nachbarin bringt Eva Essen. Sie unterhalten sich zwölf Minuten lang.* Sie würde das schaffen.

»Sie interessieren sich für Chemie?«, fragte Liz.

Eva zuckte mit den Schultern. Es waren hauptsächlich alte Lehrbücher aus ihrem letzten College-Jahr, die Eva jahrelang nicht mehr geöffnet hatte. Aber sie konnte sich nicht überwinden, sie wegzuwerfen. Es fühlte sich an, als würde sie damit einen wichtigen Teil ihres Lebens entsorgen. »Ja, in der Schule hab ich mich mal dafür interessiert.«

»Das sind aber College-Bücher«, sagte Liz und zog eins davon heraus. Sie schlug es auf und entdeckte darin den Stempel der College-Buchhandlung von Berkeley. »Sie sind hier aufs College gegangen? Das haben Sie nie erwähnt.«

»Eine Weile lang«, sagte Eva. »Ich habe keinen Abschluss gemacht.«

»Warum nicht?«, fragte Liz, wie Eva vorhergesehen hatte.

»Es ist was dazwischengekommen.« Eva hoffte, dass ihre einsilbigen und ausweichenden Antworten die Unterhaltung beenden würden.

Evas Handy vibrierte auf dem Tresen, eine Nachricht von Dex leuchtete auf. Eva griff schnell nach dem Telefon und drückte auf *Für später speichern*, bevor sie es in die Hosentasche schob.

Liz beobachtete sie, wartete darauf, dass sie etwas sagte, und als das nicht geschah, deutete die ältere Frau auf die geöffnete Cola-Light-Dose auf dem Tresen. »Das Zeug ist Gift«, sagte sie.

Eva sah auf ihre Armbanduhr, das Theater erschöpfte sie plötzlich. Wie lange würde sie diese Frau unterhalten müssen? »Ich sollte besser duschen. Ich arbeite heute Abend im Restaurant.«

Liz wartete kurz, als versuche sie herauszufinden, ob Eva die Wahrheit sagte, bevor sie erwiderte: »Wissen Sie, das Leben ist lang. Es kann viel schiefgehen und am Ende doch gut ausgehen.«

Eva dachte an das Labor unter ihnen. Sie hielt es für eine passende Metapher. Liz sah nur das, was sie vor sich hatte, während Eva sich Sorgen über das machte, was unter der Oberfläche versteckt war. Und dass es hochkommen könnte, damit

Agent Castro es nur noch einsammeln müsste.

»Danke für das Essen«, sagte sie.

Unmissverständlich zum Gehen aufgefordert, stellte Liz das Buch wieder ins Regal. »Gern geschehen.«

Nachdem sie weg war, zog Eva das Handy aus der Tasche und las Dex' Text.

Fish kümmert sich darum. Nimm dir ein paar Wochen frei,
und dann ist der Mann verschwunden.

Eine Welle der Erleichterung überkam sie. Castro würde an ihr vorbeirasen und sie schwach und zitternd, aber heil zurücklassen.

»Es wird alles gut«, sagte sie laut in den leeren Raum. Nebenan hatte Liz Musik angestellt. Jazzklänge drangen leise an Evas Ohren, ein flüchtiger Einblick in ein Leben, das sie jetzt für eine Weile führen konnte.

Später am Abend betrat sie DuPree's durch den Seiteneingang, ging schnell zu ihrem Schrank und hoffte, dass Gabe, der Geschäftsführer, nicht merkte, dass sie zu spät kam. Als sie wieder auftauchte, wies er gerade einen Hilfskellner an, einige Tische abzuräumen. »Endlich«, sagte er. »Du hast Bereich fünf.«

Eva schnappte sich ihren Notizblock und ging mit dem Souschef die Tageskarte durch, bevor sie in den großen Speiseraum lief. Bald war sie ganz in ihre Arbeit vertieft, nahm Bestellungen auf, unterhielt sich mit Gästen, servierte Essen. Für kurze Zeit konnte sie die sein, für die alle sie hielten. Nur eine Kellnerin, die hart arbeitete und ihr Trinkgeld für ein langes Wochenende in Cabo oder für eine neue Lederjacke sparte. Leichtigkeit erfasste sie, ihr war schwindelig vor freudiger Erwartung. Sie fühlte sich wie ein Schulkind zu Beginn der Sommerferien.

Gabe fand sie in der Küche, wo sie dem Koch Anweisungen für ein vegetarisches Gericht gab. Gabe war Mitte vierzig, seine Haare lichteten sich, und sein Hemd spannte sich über einen kleinen Bauch. Er war ein fairer Boss, der zwar oft schroff und ungeduldig wirkte, seinen Angestellten aber immer freigab, wenn es nötig war. »Eva«, sagte er. »Wann kann ich dich für mehr Schichten

einplanen? Ich brauch dich häufiger als zweimal die Woche.«

»Das geht leider nicht«, sagte sie. »Dann kann ich meinen Hobbys nicht mehr nachgehen.«

»Hobbys?«, sagte Gabe verdutzt. »Welche Hobbys?«

Eva lehnte an der Küchenwand, dankbar für die kurze Pause, und zählte sie an den Fingern auf. »Stricken. Töpfern. Roller Derby.«

Eine der Küchenhilfen prustete, und sie blinzelte dem jungen Mann zu.

Gabe schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin, dass niemand Verständnis für ihn habe.

Jemand rief durch die Küche: »Eva, Tisch vier will bestellen.«

Sie ging zurück in den Speiseraum, der jetzt, um kurz vor neun, bereits nicht mehr ganz so voll war. Als sie bei Tisch vier ankam, blieb sie abrupt stehen. Dort saß einer ihrer besten Kunden, Jeremy, flankiert von seinen Eltern.

Jeremy studierte im Hauptfach Kommunikationswissenschaften, und sein Vater verlangte glatte Einsen dafür, dass er Jeremys Studiengebühren und seinen verschwenderischen Lebensstil finanzierte. Dazu gehörten ein BMW, ein luxuriöses Loft in Berkeley und die Drogen, die Eva produzierte. Und anders als Brett bezahlte Jeremy immer bar bei der Übergabe. Es war angenehm, mit ihm zu arbeiten.

Es kam hin und wieder vor, dass sie ihre Kunden in der realen Welt traf, was diese immer aus dem Konzept brachte. Bei Jeremy war es nicht anders. Als er sie sah, wurde er blass, und seine Augen suchten nach dem nächsten Ausgang. Seine Mutter studierte die Speisekarte, während sein Vater mit dem Handy beschäftigt war. Eva lächelte und hoffte, ihm die Befangenheit zu nehmen. »Hallo. Darf ich Ihnen noch sagen, was wir auf der Tageskarte haben?« Sie begann mit ihrem Vortrag, und Jeremy sah sie währenddessen nicht einmal an. Sie hatte Verständnis für seine Panik. Es hatte Jahre gedauert, bis sie verstand, dass normale Leute sie nicht durchschauten. Dass sie nicht wussten, was sie tat, wenn sie sie im Park oder an der Ecke neben dem Lebensmittelladen trafen. Die Welt war voller Menschen, die Geheimnisse hatten. Niemand war die Person, die er oder sie zu sein schien.

Vor dem Dessert lauerte Jeremy ihr neben den Toiletten auf und

stellte sie zur Rede. »Was machst du hier?«, zischte er.

»Ich arbeite hier.«

Er blickte über ihre Schulter in den Speiseraum.

Sie folgte seinem Blick und sagte: »Hör zu, Jeremy. Du kannst ganz entspannt sein. Lass dir eins sagen: Die Menschen glauben das, was sie glauben sollen, solange du dich ganz normal verhältst. Du kennst mich nicht, und ich kenne dich nicht.« Sie ging weg und ließ ihn zwischen den Männertoiletten und dem Notausgang stehen.

Als ihre Schicht zu Ende war, lief sie auf dem Parkplatz an Agent Castros Auto vorbei, hielt seinem Blick für den Bruchteil einer Sekunde stand, bevor sie unauffällig davonging. Welches Spiel er auch spielte, sie beherrschte es ebenfalls.

CLAIRE

Mittwoch, 23. Februar

Ich starre auf das eingefrorene Bild auf dem Computerbildschirm, bis meine Augen zu tränen beginnen und ich nichts mehr sehe als eine Ansammlung von Pixeln – Rosatöne, dunkle Schatten, platinblonde Haare –, wo ein Gesicht sein sollte.

Rorys Tante Mary hat mir den rosa Kaschmirpullover zu Weihnachten geschenkt. »Der hält dich im eiskalten Zentrum der Cook-Familie warm.« Sie lachte laut und schwenkte das Eis in ihrem fast leeren Glas, als wolle sie den letzten Rest Gin vom Boden lösen.

Ich hielt den weichen, luxuriösen Pullover im Schoß und wartete darauf, dass jemand etwas dazu sagte und Tante Marys Worte relativierte. Aber sie ignorierten sie einfach. Rory zwinkerte mir dezent zu, als wüsste ich jetzt über das Familiengeheimnis Bescheid.

Später an diesem Weihnachtsabend machte sich Tante Mary betrunken an mich heran und sagte: »Die ganze Welt liebt Rory Cook.« Mary war die älteste Schwester von Rorys Vater, unverheiratet, und wurde als Belastung für die Familie betrachtet. Sie senkte die Stimme, ihr Atem roch stark nach Gin. »Pass auf, dass du ihn nicht verärgerst, sonst geht's dir so wie der armen Maggie Moretti.«

»Das war ein Unfall«, sagte ich, und mein Blick ruhte auf Rory, der auf der anderen Seite des Raumes mit einigen jüngeren Cousins herumscherzte. Ich versuchte, mir immer noch einzureden, dass ich das Leben führte, das ich immer gewollt hatte. Drei Generationen der Cook-Familie waren versammelt, um Weihnachten zu feiern. Ich wollte ihre Traditionen übernehmen: Sternsingen im Kinderkrankenhaus, Gottesdienst bei Kerzenlicht, gefolgt von einem

mitternächtlichen Mahl. Es war das Familienleben, nach dem ich mich immer gesehnt hatte, ein Kontrast zu den ruhigen Weihnachtstagen meiner Kindheit.

Dennoch wollte ich hören, was sie zu sagen hatte. Denn mein Bild von Rory hatte begonnen, sich zu verändern, seine Aufmerksamkeit verlor langsam ihren Glanz. Ich erkannte, welchen Preis ich gezahlt hatte, und vermisste die einfachen Dinge, die ich für selbstverständlich hielt. Die Freiheit, mir meine Freunde selbst auszusuchen. Die Autoschlüssel zu schnappen und aus einer Laune heraus irgendwohin zu fahren, ohne es vorher mit mindestens zwei Mitarbeitern und einem Fahrer abzuklären.

Tante Mary lachte. »Oh, du gehörst also zum Lager *armer Rory*, wie der Rest der Welt.« Sie nahm einen Schluck von ihrem Drink und erklärte: »Ich sag dir was. Es ist ein schlecht gehütetes Familiengeheimnis, dass mein Bruder alle Beteiligten bestochen hat. Warum sollte er das tun, wenn es nichts zu verbergen gab?« Sie lächelte mich listig an, wobei ihr rosa Lippenstift in die Falten um ihren Mund lief. »Die Cook-Männer sind echte Herzchen, solange du machst, was sie wollen. Aber sieh dich vor, wenn du aus der Reihe tanzt.«

Auf der anderen Seite des Raumes warf Rory den Kopf nach hinten und lachte über etwas, das einer seiner Cousins gesagt hatte. Tante Mary folgte meinem Blick und schüttelte den Kopf. »Du erinnerst mich ein bisschen an Maggie – ein nettes Mädchen aus einfachen Verhältnissen. Auch sie schien Anstand zu haben. Das ist etwas, woran es dieser Familie mangelt. Sie und Rory haben sich wie Hunde bekämpft wegen jeder unbedeutenden Kleinigkeit.« Sie sah mich an, ihr Grinsen war vom Alkohol verzerrt. »Sie konnte ihn nicht zügeln. Ich glaube, du kannst es auch nicht.«

»Warum erzählst du mir das?«, fragte ich.

Tante Mary sah mich mit ihren wässrigen Augen an, um die sich im Lauf der Jahre tiefe Linien gegraben hatten. »Diese Familie ist wie eine Venusfliegenfalle – glänzend von außen, aber im Innern sehr gefährlich. Und sobald du ihre Geheimnisse kennst, lassen sie dich nicht mehr gehen.«

Sie war betrunken. Voller Groll. Eine verbitterte alte Frau, die Gift versprühte. Und doch ließen mich ihre Worte nicht los, während Rory

immer stiller wurde. Dann aggressiv. Und schließlich gewalttätig. Ich wollte die Version glauben, die Rory der Welt präsentierte, aber er prügelte diesen Wunsch aus mir heraus.

Tante Mary starb ein paar Jahre später, als Letzte ihrer Cook-Generation. Aber ihre Worte verfolgten mich jedes Mal, wenn ich diesen Pullover trug. Ein Flüstern – oder eine Warnung –, dass ich eines Tages Maggie Morettis Schicksal teilen könnte.

Irgendwo draußen bellt ein Hund und holt meine Aufmerksamkeit zurück ins Zimmer und zu meinem Computer. Ich spiele das Video noch einmal von Anfang an ab und starre so angestrengt auf die Gestalt in Rosa, dass meine Augen zu brennen beginnen. Wie sehr ich mich auch anstrengt, ich kann nichts mehr erkennen. Nur blonde Haare – lang oder kurz, ich weiß es nicht. Nur ein rosa Fleck –, und ich erinnere mich daran, dass viele Menschen rosa Pullover tragen, bei jedem Wetter, und dass Eva bereits für den Flug gescannt war. Das kann man nicht fälschen.

»Einen Filterkaffee mit Platz für Milch«, sage ich der Barista am frühen Donnerstagmorgen. Ich sehe ihr nicht in die Augen und trage immer noch die NYU -Kappe, traue mich nicht, ihr mein ganzes Gesicht zu zeigen. Wird es so bleiben, werde ich jetzt für immer Angst haben, jemandem in die Augen zu schauen und zu lächeln?

Ich habe mich die ganze Nacht im Bett hin und her geworfen und in meinem Kopf immer wieder den rosa Fleck bei der Pressekonferenz gesehen. Aber welche Erklärung auch immer ich mir dafür zurechtlegte, ich stieß unweigerlich auf die Tatsache, dass mein Ticket für den Flug eingescannt war. Es ist unwahrscheinlich, dass Eva genug Zeit hatte, noch jemand anders zu überreden, mit ihr zu tauschen. Außerdem wäre es dem Bordpersonal beim Abzählen aufgefallen, wenn sie das Flugzeug vor dem Start verlassen hätte. Als ich heute Morgen aufwachte, war ich überzeugt, dass es nur ein Zufall war, dass mein Schuldgefühl sich wünschte, es wäre anders für Eva ausgegangen.

Ich bezahle meinen Kaffee und setze mich auf einen der weichen Ledersessel mit Blick auf die Tür und die Straße.

Als ich gestern Abend noch einmal versuchen wollte, Petra

anzurufen, habe ich gegoogelt, wie man bei einem Prepaid-Handy das Passwort zurücksetzt. Dann konnte ich Evas Telefon entsperren. Wie erwartet, war nicht viel darauf. Keine Fotos, keine E-Mails. Sie benutzte eine App namens Whispr, und die Textnachrichten, die am ersten Abend eingegangen waren, hatten sich aufgelöst. Waren im Äther verschwunden. Falls seitdem noch andere eingegangen waren, waren auch diese nicht mehr da.

Sobald ich es entsperrt hatte, wählte ich wieder Petras Nummer und stellte mir dabei vor, wie erleichtert ich sein würde, ihre Stimme zu hören. Sie auf Evas Veranda stehen zu sehen, mit einem Mietwagen am Bordstein, um mich aus diesem Albtraum zu holen und an einen sicheren Ort zu bringen. Ein schickes Hotel in San Francisco, wo wir beim Zimmerservice etwas bestellen würden, während wir darauf warten, dass Nicos Mann mir neue Papiere macht.

Aber der Anruf endete wieder mit den drei Tönen. Nicht mehr vergeben. Ich probierte ein paar Variationen, vertauschte Nummern, fügte andere ein. Ich erreichte ein Feinkostgeschäft, eine Spanisch sprechende Frau und eine Vorschule, bevor ich es aufgab. Nicos Worte fielen mir wieder ein: *Du kannst nicht zurück. Kein einziges Mal. Unter keinen Umständen.*

Ich sehe nach draußen und beobachte, wie das Leben in Berkeley erwacht. Ein paar Leute kommen herein, bestellen und gehen wieder. Um halb sieben ist es wieder leer, meinen Kaffee habe ich fast ausgetrunken.

Die Barista kommt hinter ihrem Tresen hervor und beginnt, den Tisch neben mir abzuwischen. »Sie kommen von außerhalb?«, fragt sie.

Ich erstarre, unsicher, was ich antworten soll, und befürchte, dass ich irgendwie erkannt worden bin. Aber sie redet unentwegt weiter und gibt mir Zeit, mich zu beruhigen. »Ich kenne fast jeden, der herkommt – zumindest die Gesichter. Aber Sie sind neu.«

»Ich bin auf der Durchreise«, sage ich, nehme meine Sachen und will gehen.

Sie wischt ein letztes Mal über den Tisch und sieht mich an. »Sie müssen nicht gehen«, sagt sie. »Lassen Sie sich Zeit.« Dann geht sie hinter den Tresen und bereitet eine neue Ladung Kaffee zu. Ich

lehne mich im Sessel zurück und beobachte, wie die Ampel an der Kreuzung von Rot auf Grün und wieder zurück springt.

Gegen halb acht wird es voll im Laden, und ich stehe auf. Die Frau hinter dem Tresen winkt und lächelt, als ich hinausgehe. Ich erwidere ihr Lächeln und spüre, wie mich eine Spur von Vergnügen einhüllt.

Ich beschließe, mich noch ein bisschen hinaus in die Welt zu begeben, und mache einen Spaziergang, schließlich kann ich mich nicht ewig verstecken. Statt zurück zu Evas Wohnung zu gehen, wende ich mich auf der Hearst Street nach Westen und folge der nördlichen Grenze des Campus, bewundere die riesigen Redwoods, die zwischen den Gebäuden und Grasflächen stehen. Als ich ans westliche Ende des Campus komme, wende ich mich nach Süden und gehe dann – den Campus umkreisend – an der Südseite nach Osten wieder zurück. Das ist das Berkeley, das man im Fernsehen sieht und über das man in Büchern liest. Vor dem Student Center hat sich ein Trommelkreis niedergelassen, und Leute schwärmen auf dem Weg zu Kursen oder Büros mit gesenkten Köpfen in der frischen Morgenluft an den Musikern vorbei. Als ich den Hügel hinauf in Richtung des alten Stadions gehe, drehe ich mich um und blicke nach Westen. Scharfer Wind durchdringt meine dünnen Ärmel. Ich zittere, starre auf die weiße Fläche von San Francisco, das graue Wasser, die kräftigen Grün- und Goldtöne der Hügel im Norden, die mattorange Silhouette der Golden Gate Bridge. Irgendwo da draußen liegt das Kloster, in dem Eva aufgewachsen ist. Eine ganze Kindheit wurde zwischen den Gebäuden verbracht und verloren, die dort in der Ferne schimmern.

Als ich quer über den Campus gehe, stelle ich mir vor, wie es wäre, hier zu studieren. Eine der vielen zu sein, die zu ihren Kursen gehen. Dann stelle ich mir Eva als eine von ihnen vor. Als ich zu einer Brücke über einen kleinen Bach komme, gehe ich langsamer, lehne mich an das Geländer und blicke hinunter ins wirbelnde Wasser, das Richtung Meer fließt. Über mir rauscht der Wind in den hohen Bäumen, und mich überkommt eine Ruhe, die meine Gedanken langsamer fließen lässt. Am liebsten würde ich einen Ort wie diesen nie mehr verlassen.

Ich stoße mich vom Geländer ab und gehe zurück zu Evas Haus, vorbei am Coffeeshop, wo die Barista in ihrer Morgenschicht arbeitet, und vorbei an einigen geschlossenen Geschäften – ein Antiquariat, ein Friseur –, bis ich wieder in Evas Gegend bin. Mein Atem geht schneller, als ich an Apartmenthäusern, kleinen Einzelhäusern und Doppelhäusern wie Evas vorbei die kurvenreiche Straße den Hügel hinaufgehe. Ich spähe in einige davon hinein, während ich vorbeispaziere – eine Frau sitzt am Esstisch und füttert ein Kleinkind in einem Hochstuhl. Ein Student mit zerzausten Haaren und verquollenen Augen starrt noch halb im Schlaf aus dem Küchenfenster.

Als ich um die Ecke in Evas Straße biege, stoße ich mit einem Mann zusammen. Er greift nach meinem Arm, um zu verhindern, dass ich falle. »Tut mir leid«, sagt er. »Alles in Ordnung?«

Er hat dunkle grau melierte Haare, sieht aber nicht viel älter aus als ich. Eine Sonnenbrille verdeckt seine Augen, und er trägt einen langen Mantel, unter dem ein wenig Farbe aufblitzt. Dunkle Hose, dunkle Schuhe.

»Mir geht's gut«, sage ich. Dann blicke ich an ihm vorbei Evas Straße hinauf und frage mich, woher er kam und ob er ein Nachbar von Eva ist.

»Wunderschöner Morgen für einen Kaffee und einen Spaziergang«, sagt er.

Ich lächle angespannt und gehe um ihn herum, spüre seinen Blick in meinem Rücken, bis die Straße eine Kurve macht und ich ihm entkomme.

Erst als ich die Tür hinter mir zugemacht und abgeschlossen habe, geht mir etwas auf. Woher weiß er, dass ich gerade einen Kaffee getrunken und einen Spaziergang gemacht habe? Beklommenheit beschleicht mich, und ich zittere innerlich, bin jetzt noch unruhiger und nervöser.

Wieder an meinem Computer, checke ich Rorys E-Mails und sehe, dass er eine neue Nachricht vom NTSB bekommen und an Danielle weitergeleitet hat. Eine Bitte um eine DNA -Probe und meinen Zahnabdruck. Seine Anweisungen sind kurz und präzise: *Kümmere dich darum* .

Ich blicke zum Fenster, durch das jetzt das helle Morgenlicht fällt. Wenn sie Leichen bergen, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie herausfinden, dass ich nicht darunter bin. Und dass jemand unter ihnen ist, der nicht an Bord des Flugzeugs gehörte.

Ich wechsele zum Doc, gerade noch rechtzeitig, um das Ende einer Unterhaltung zwischen Rory und Bruce mitzubekommen. Ich scrolle nach oben zum Anfang. Aber es geht nicht um die Bergung der Leichen, wie ich erwartet habe. Es geht um eine E-Mail, die gestern Abend von jemandem namens Charlie gekommen ist.

Ich kann Rorys scharfen Ton förmlich hören, seine abgehackte Sprechweise.

Rory Cook:

Das wurde schon vor Jahren bereinigt, mit Bargeld. Du musst Charlie daran erinnern, was es kosten wird, sich zu melden.

Charlie ? Der einzige Charlie, der mir einfällt, ist Charlie Flanagan. Ein leitender Bilanzbuchhalter der Stiftung, der vor zwei Jahren in Rente gegangen ist. Während ich den Rest ihrer Unterhaltung lese, bemerke ich, dass Rory sich immer mehr aufregt, während Bruce versucht, ihn zu beruhigen und besänftigen. Rorys letzte Bemerkung verwirrt mich am meisten, denn hinter seinem üblichen herrischen Ton blitzt Verwundbarkeit auf.

Rory Cook:

Ich kann es mir nicht leisten, dass das jetzt rauskommt. Es ist mir egal, wie du das regelst. Oder wie viel es mich kostet. Bring es einfach in Ordnung.

Ich durchsuche Rorys Posteingang nach E-Mails von Charlie. Es gibt viele, aber nicht die, über die Rory und Bruce sprechen, und keine in letzter Zeit. Und soweit ich sehen kann, haben alle E-Mails von Charlie mindestens zwei weitere Empfänger unter den Mitarbeitern der Stiftung.

Ich stecke den USB -Stick in den Computer und suche dort weiter,

finde aber zunächst nur die Geheimhaltungserklärung, die alle Mitarbeiter unterschreiben. Also ordne ich alles, was ich von seinem Computer kopiert habe – Tausende von Dokumenten – alphabetisch und konzentriere mich auf die Buchstaben C und F. Nichts würde Rory dermaßen aus der Ruhe bringen – es sei denn, Charlie weiß von einem finanziellen Fehltritt oder einer Lüge, die Rorys Kandidatur scheitern lassen könnte.

Informationen, die zeigen, dass das Goldkind von Marjorie Cook doch nicht so unbescholten ist. Deshalb habe ich die Festplatte kopiert. Es ist wie mit dem Bären im Wald, man muss keinen sehen, um zu wissen, dass einer da ist.

Aber das meiste, was ich lese, ist unauffällig. Notizen über neue Steuergesetze. Vierteljahresberichte. Hin und wieder taucht mein Name in strategischen Notizen auf. *Hier geht Claire vielleicht besser hin*, heißt es im Hinblick auf die Eröffnung einer Kunstgalerie in der Innenstadt. Ich gehe die Dokumente durch, eins nach dem anderen, aber es ist alles Müll, nutzloses Zeug. Es ist, als würde ich den Abfall von jemandem durchsehen.

Nach einer Stunde gebe ich auf. Was immer Charlie über Rory weiß und ihn so erschreckt hat, ich werde die Antworten nicht so leicht finden. Ich muss mich vorerst mit Beobachten begnügen. Darauf warten, dass sie mehr preisgeben.

EVA

Berkeley, Kalifornien

September Fünf Monate vor dem Absturz

»Zieh deine Schuhe an«, sagte Liz an einem sonnigen Samstag Ende September. »Ich nehme dich mit zu einem Baseballspiel.«

Eva und ihre Nachbarin besuchen ein Baseballspiel. »Baseball?«, fragte Eva.

Liz antwortete: »Nicht nur Baseball. Die Giants. Heimspiel.«

»Wir wohnen in Berkeley. Sollten wir nicht zu einem Spiel der A's gehen?«

Liz zuckte mit den Schultern. »Meine Fachbereichsleiterin hat Dauerkarten. Sie hat ein paar von uns eingeladen und gefragt, ob ich jemanden mitbringen könnte.«

Seit drei Wochen genoss Eva nun schon ihre Pause vom Drogengeschäft. Sie hatte zusätzliche Schichten im DuPree's übernommen und viel Zeit mit Liz verbracht; sie stellte sich vor, dass eine Buchhalterin in einem längst überfälligen Urlaub sich ähnlich fühlen könnte.

Aber die Bedrohung, die Castro darstellte, ging ihr nie ganz aus dem Kopf. Sie erwischte sich dabei, dass sie für ein Publikum, das aus einer Person bestand, spielte. Dass sie langsamer ging, lauter lachte, länger verweilte. Sie machte ein Spiel daraus. Jedes Mal, wenn Liz sie zu irgendetwas einlud, musste sie Ja sagen. Ein Spaziergang durch den botanischen Garten. Kino und shoppen in der Solano Avenue, hinterher Pizza bei Zachary. Jede Einladung war

eine Gelegenheit, jedem unsichtbaren Beobachter zu zeigen, dass sie nichts Besonderes war.

Sie sprachen über Philosophie, Politik, Geschichte. Sogar Chemie. Eva hatte das Nötigste von ihrer Vergangenheit preisgegeben. Sie hatte davon berichtet, wie es war, in St. Joe aufzuwachsen, und blieb überwiegend bei der Wahrheit, um besser den Überblick über ihre Lügen zu behalten. Sie hatte sich eine Geschichte ausgedacht, warum sie nie das College beendet hatte – ihr war das Geld ausgegangen, weil es Probleme mit ihrer finanziellen Unterstützung gegeben hatte. Dadurch war es Eva möglich, frei über ihr Leben als Studentin in Berkeley zu sprechen, und die beiden kamen sich beim Austausch über das Campusleben näher. Die verschiedenen Eigenarten der Gemeinschaft, die erbitterte Rivalität mit Stanford, Traditionen, die nur Insider verstanden.

»Hast du da, wo du herkommst, eine Familie?«, fragte Eva eines Abends.

»Meine Tochter Ellie«, sagte Liz und starrte ins flackernde Kerzenlicht. »Ich habe sie allein großgezogen – ihr Vater verließ uns, als sie sieben war.« Liz hatte geseufzt und in ihr Weinglas geblickt. »Es war hart für uns beide, aber wenn ich jetzt zurückblicke, glaube ich, dass es das Beste war.« Liz beschrieb die Pedanterie ihres Ex-Mannes, dass sein Steak auf den Punkt genau gebraten sein musste, und die unrealistischen Erwartungen, die er an seine kleine Tochter hatte. »Ich bin froh, dass sie nicht unter diesem gnadenlosen Druck aufwachsen musste.«

»Wo ist sie jetzt?«, hatte Eva gefragt. Sie war neugierig auf die Frau, die das Glück hatte, Liz' Tochter zu sein.

»Sie arbeitet für eine gemeinnützige Organisation. Viele Überstunden, selten ein freier Tag. Sie hat ihr Apartment in der Stadt untervermietet, um mein Haus zu hüten, während ich in Kalifornien bin. Aber ich mache mir Sorgen, dass sie sich da draußen in New Jersey, fern von ihren Freunden, isoliert«, sagte sie und lächelte Eva verlegen an. »Eine Mutter macht sich immer Sorgen.«

Eva hatte sie angestarrt und sich gewünscht, dass das stimmte.

Ein anderes Mal fragte Eva Liz nach den Kursen, die sie gab. Sie hörte ihr gern zu. Liz war eine begnadete Lehrerin, konnte komplexe

Zusammenhänge einfach erscheinen zu lassen, und es war, als wäre sie wieder im College. Vielleicht sogar noch besser. Dex, der eine feste Größe in ihrem Leben gewesen war, hatte plötzlich aufgehört zu existieren und war durch diese gesprächige, zierliche, kluge Frau aus Princeton ersetzt worden.

Als Liz also an diesem strahlenden Samstag im September mit zwei Baseballkarten vor ihr stand, war Eva wieder bereit, Ja zu sagen.

»Klar«, sagte sie. »Ich brauche nur eine Minute.«

Sie ließ Liz im Wohnzimmer zurück und rannte nach oben, um sich etwas anderes anzuziehen. Während sie in ihre Tennisschuhe schlüpfte, warf sie einen Blick auf ihr Handy und sah eine Nachricht von Dex.

Wir haben alles in Ordnung gebracht. F will, dass du sofort wieder anfängst zu arbeiten. Wir treffen uns Montag mit ausreichender Versorgung im Tilden.

Sie starrte eine volle Minute lang auf die Nachricht, bis die Whisper-App dafür sorgte, dass sie verschwand.

Eva ließ sich auf ihr Bett fallen, überrascht davon, dass ihre erste Reaktion nicht Erleichterung war, sondern Traurigkeit. Denn eigentlich hatte sie ja genau darauf gewartet. Die Zeit, die sie mit Liz verbrachte, hatte nur diesen einen Zweck – Castro zu verjagen und wieder an die Arbeit gehen zu können. Aber es fühlte sich an wie ein leerer Sieg, einer, den sie nicht mehr wollte, jetzt da sie ihn errungen hatte. Ihr Blick schnellte zur Tür, hinter der Liz unten auf sie wartete. Ahnungslos, dass sie nicht länger gebraucht wurde.

Aber Eva würde zum Baseball mitkommen und ihre Rolle noch ein bisschen länger spielen. Sie warf das Handy auf die Kommode, härter als nötig, überrascht von dem schrillen Geräusch, als es über das polierte Holz rutschte und gegen die Wand stieß.

Sie fuhren mit der Bahn zur anderen Seite der Bucht, gingen mit Massen von Menschen Richtung Stadion. Liz zog Eva zu einem Fotostand, wo man neben Pappausschnitten von Spielern posieren konnte, die Eva nicht erkannte. »Kommen Sie schon«, sagte sie.

»Das ist lustig. Geht auf meine Rechnung.«

Eva zögerte. Sie war nicht der Typ, der sich gerne fotografieren ließ. Sie konnte sich auch nicht daran erinnern, dass jemand einmal eine Kamera auf sie gerichtet und *Lächeln* gesagt hatte. Trotzdem war sie einverstanden. Ein Teil von ihr war sogar froh, ein Souvenir zu haben.

Im Stadion fanden sie ihre Sitzplätze, und Liz' Kollegen vom Fachbereich Politische Wissenschaften begrüßten sie freundlich. Liz' engste Freundin Emily war mit ihrer Partnerin Bess da, außerdem ihre Fachbereichsleiterin Vera. Eva setzte sich auf den äußersten Sitz und ließ sich von ihren Gesprächen berieseln – sie tratschten darüber, wer Forschungsgelder erhielt und wer nicht, wer etwas veröffentlichte und wer nicht. Und beklagten sich über die Kollegen, die immer das Popcorn in der Büro-Mikrowelle anbrennen ließen.

Für Eva war es, als würde sie einen Blick in ein Leben werfen, das sie sich einmal für sich selbst erträumt hatte. Es hatte eine Zeit gegeben, zu der sie sich vorgestellt hatte, selbst Professorin in Berkeley zu sein. Vorlesungen in Gillman Hall zu halten. Studenten und Doktoranden zu betreuen. Über den Campus zu gehen und zu lächeln, wenn Studenten sie grüßten: »Hey, Dr. James.«

Es versetzte Eva einen Stich, und das überraschte sie. Denn sie hatte geglaubt, ihren Frieden mit allem gemacht zu haben, was geschehen war. Das war das Seltsame am Bedauern. Es lebte im Innern fort, schrumpfte, bis man beinahe glaubte, es sei verschwunden. Aber es konnte jederzeit plötzlich wieder auftauchen, mit voller Wucht, ausgelöst durch Menschen, die nichts Böses wollten.

Schließlich richteten alle ihre Aufmerksamkeit auf das Spiel. Vera zählte die Punkte, sprach über Spielerstatistiken und bevorstehende Wechsel, während der Rest von ihnen diskutierte, ob es genauso eklig war, Sonnenblumenkernschalen auszuspucken, wie Kautabak. Eva jubelte bei jedem Punkt, den die Giants machten, trank ein Bier und aß einen Hot Dog. Es war ein Stück Leben, von dem Eva gedacht hatte, es käme nur in Filmen vor. Diese Vorstellung, dass alles so perfekt sein konnte – das Gras, die Sonne, die Spieler in ihren makellosen weißen Trikots, wie sie Home Runs über den Zaun und in die Bucht von San Francisco schlugen, wo eine Traube von

Menschen mit Baseballhandschuhen in Kajaks darauf wartete, einen davon zu fangen.

Unmittelbar vor dem sechsten Inning beugte Emily sich vor und sagte: »Ich freue mich, dass Sie heute kommen konnten. Liz spricht schon seit Wochen nur noch von Ihnen.«

Eine Welle der Freude durchlief Eva, aber sie lächelte nur zaghaft. Es war das Lächeln, das sie Kassierern oder Polizisten schenkte. »Danke, dass Sie mich eingeladen haben«, sagte sie.

Liz mischte sich schnell ein: »Mir sind schon viele kluge Menschen in meinem Leben begegnet, aber Eva ist einer der scharfsinnigsten«, sagte sie. »Neulich abends hat sie mich fast davon überzeugt, dass Keynesianismus besser sein könnte als freie Marktwirtschaft.«

Emily sah beeindruckt aus. »Das ist eine Leistung. Wo sind Sie aufs College gegangen?«

Eva zögerte, stellte sich vor, welche Fragen sie stellen würden, wenn sie von Berkeley sprach. *Was war ihr Hauptfach? Wer war Ihr Professor? In welchem Jahr haben Sie Ihren Abschluss gemacht? Kennen Sie Dr. Fitzgerald?* Sie fragte sich, wie schnell jemand die Wahrheit herausfinden würde – eine harmlose Bemerkung im Faculty Club, und jemand würde leise ihre Geschichte erzählen. Der Fachbereich Chemie war klein, und die Leute verließen Berkeley nicht, um woanders einen besseren Arbeitsplatz zu finden. Es waren sicher noch einige da, die sich an sie erinnerten.

Liz schien ihr Unbehagen zu spüren. »Sie hat Chemie in Stanford studiert«, sagte sie und lächelte Eva kaum merklich zu. »Aber wehe, ihr nehmt es ihr übel.«

»Sie mussten nicht für mich lügen«, sagte Eva später, nachdem sie sich von den anderen verabschiedet hatten und auf dem Weg zurück zur Bahnstation die Embarcadero entlangschlenderten. Die Abendluft fühlte sich sanft auf der Haut an, die Wärme der Nachmittagssonne war noch nicht ganz verschwunden.

Liz machte eine abwehrende Geste. »Sie sind ein Haufen Tanten. Sie würden dich mit Ratschlägen überhäufen, wie du zurück aufs College gehen und deinen Abschluss machen kannst. Es hätte für sie keine Rolle gespielt, dass du klug genug bist und keine Ratschläge brauchst.«

Eva dachte daran, was auf der anderen Seite der Bucht auf sie wartete. Sicher nicht die Möglichkeit, zurück aufs College zu gehen. Diese Option würde es für sie nie mehr geben. Bevor Liz aufgetaucht war, war Eva meistens zufrieden gewesen. Aber jetzt spürte sie tief in ihrem Innern einen Hunger, mehr Zeit mit Liz und ihren Freundinnen zu verbringen. Aber nicht als Gast. Sie wollte dazugehören, in ihrer Mitte leben. Eva wollte sich darüber beklagen, dass Frauen nicht dieselben Chancen hatten, Forschungsgelder zu bekommen, wie Männer. Sie wollte die freudige Erregung spüren, wenn sie einen weiteren Artikel in einer wissenschaftlichen Fachzeitschrift unterbrachte. Sie wollte diejenige sein, die Popcorn in der Büro-Mikrowelle anbrennen ließ.

Die Vorstellung, die Arbeit wiederaufzunehmen – die Heimlichtuerei, die Lügen, die Wachsamkeit, die sie stets begleitete, wenn sie das Haus verließ – legte sich wie ein Schatten auf sie, und eine Trauer, wie sie sie seit dem Ausschluss von Berkeley nicht mehr empfunden hatte, bemächtigte sich ihrer. Sie plante, was nun zu tun war. Zutaten kaufen. Utensilien reinigen. Ihren Rückzug von Liz vorbereiten. Sie würde ihr sagen, dass sie mehr im Restaurant arbeiten müsste oder vielleicht einen Freund erfinden, der bald ihre gesamte freie Zeit in Anspruch nahm.

Aber dort in der Dämmerung, als das Wasser der Bucht gegen die Pfähle des Piers schwappte und die Lichter der Bay Bridge in einem anmutigen Bogen über ihnen glitzerten, hatte Eva das Bedürfnis, etwas mehr von sich preiszugeben. Liz ein Stück von der Wahrheit zu erzählen. »Meine letzte Pflegefamilie wohnte auf der anderen Seite des Hügels dort«, sagte sie und zeigte nach Westen Richtung Nob Hill.

Liz sah sie an. »Was ist passiert?«

Bei Carmen und Mark war Eva dem Ziel, eine Familie zu haben, am nächsten gewesen. Als sie acht Jahre alt war, hatte das Paar St. Joe besucht, weil es gerne ein kleines Mädchen adoptieren wollte. Sie wurden von ihrem Sozialarbeiter, Mr. Henderson, begleitet, einem blassen Mann mit strähnigen Haaren und einer Tasche voller Akten. Die Frau, Carmen, strahlte und war voller Energie. Als Eva sie kennenlernte, schien sie vor Lebenskraft zu sprühen. Carmens Mann Mark war zurückhaltender und stand im Schatten seiner Frau,

behielt den Blick gesenkt. Eva fragte sich, ob er ebenfalls dachte, dass es das Beste war, immer ein Stück von sich vor den Augen der anderen zu verbergen.

»Carmen und Mark«, sagte Eva jetzt zu Liz. »Zuerst war es toll. Sie taten alles, damit ich in der Schule die Förderung für besonders begabte Kinder bekam. Kaufte mir Tonnen von Büchern und Kleidung, gingen mit mir ins Museum und ins Science Center.«

»Das klingt wunderbar. Was ist dann passiert?«

»Ich hab angefangen, sie zu beklaulen. Erst Geld. Dann ein Armband.«

Liz sah sie scharf an. »Warum hast du das gemacht?«

Jetzt kam der schwierige Teil. Eva wollte es Liz erklären, damit sie verstand, wer sie war. Dass sie von klein auf darauf angewiesen war, sich hinter einem Vorhang aus Lügen zu verstecken, nie jemandem so weit zu vertrauen, dass sie ihm zeigte, was hinter ihrer Fassade steckte.

»Unerwünscht zu sein ist eine schwere Bürde«, sagte sie leise. »Man kann sich niemals völlig auf die Welt einlassen. Zulassen, dass andere dich sehen.«

Eine große Gruppe von Menschen kam lachend und plaudernd auf sie zu, und Eva wartete, bis sie vorbeigegangen waren. Wie konnte sie erklären, wie sie sich gefühlt hatte, als sie hörte, wie Carmen und Mark mit ihrer Klugheit angaben? Wie glücklich sie waren, sie zu haben? Es hatte sich angefühlt, als würden sie sie in Plastikfolie packen. Menschen konnten sie noch sehen, aber ihr eigentliches Wesen war unter ihren Erwartungen eingeschlossen, und sie machte sich Sorgen, was passieren würde, wenn die Wahrheit herauskam. »Es war einfacher, sie wegzustoßen«, sagte Eva schließlich. »Wenn sie mich ansahen, sahen sie das Kind einer Süchtigen. Alles, was ich tat – gut oder schlecht –, wurde durch diese Linse wahrgenommen, und solange ich bei ihnen war, würde das immer meine Geschichte sein, die hinter vorgehaltener Hand geflüstert würde. *Es ist erstaunlich, wie viel Eva in so kurzer Zeit bewältigt hat* . Oder: *Man kann ihr kaum einen Vorwurf machen, wenn man bedenkt, was sie durchgemacht hat* . Ich musste ihnen zeigen, dass sie mich nicht heilen konnten. Dass ich nicht geheilt werden wollte.«

»Du wolltest diejenige sein, die bestimmt, wer du bist«, sagte Liz. Sie hakte sich bei Eva unter, die sich gegen sie lehnte und das verlässliche Gefühl genoss, Liz' Schulter an ihrer eigenen zu spüren. Sie wollte, dass dieser Moment ewig dauerte, wollte nicht zur Bahnstation hinabsteigen, nicht in ihr altes Leben auf der anderen Seite der Bucht zurückkehren, das fade und verdorben war. »Also bist du bis zum Schulabschluss im Kloster geblieben?«, fragte Liz.

Eva nickte. »Bis ich achtzehn wurde und anfang zu studieren.«

Der Wind von der Bucht frischte auf und wurde stärker, als er zwischen den hohen Gebäuden hindurchpiff. Eva legte den anderen Arm fest um Liz und dachte an die Familie, die sie beinahe gehabt hätte, wenn sie jemand anders gewesen wäre. Ein besserer Mensch. Aber die Möglichkeit war bereits zerbrochen, lange bevor Carmen und Mark aufgetaucht waren. Der Bruch hatte raue, scharfe Kanten hinterlassen. Sie hatte die scharfkantigsten Teile auf Abstand gehalten, doch Liz hatte sie behutsam ergriffen, vorsichtig ausgewickelt und ihr gezeigt, dass sie sich vor ihrer Vergangenheit nicht fürchten musste. Dass sie die Stücke in die Hand nehmen konnte, ohne sich zu verletzen. Dass sie etwas mit ihnen anfangen konnte, wenn sie wollte.

Sie schwiegen, als sie die Stufen hinunterstiegen, das Drehkreuz passierten und auf den Bahnsteig gingen. Das schwache Geräusch eines entfernten Zuges kam aus dem Tunnel, und Eva stellte sich die Menschen über ihnen vor, die in Autos fuhren, die Straße entlanggingen, in den hohen Gebäuden des Finanzdistrikts arbeiteten. Es war ein Wunder, dass das ganze Gebilde nicht auf sie herabstürzte.

»Hast du jemals daran gedacht, deine leibliche Familie zu suchen?«

Eva schüttelte den Kopf. »Nachdem es mit Carmen und Mark nicht mehr funktionierte, haben die Nonnen einen weiteren Versuch unternommen, mich mit ihnen zusammenzuführen.« Sie blickte in den Tunnel, auf der Suche nach ihrem Zug, aber es war still. »Sie sagten Nein.«

»Es war vielleicht das Beste, was sie für dich tun konnten.«

Eva wusste, dass das wahrscheinlich stimmte, dass sie keine Chance auf ein normales Leben gehabt hätte, wenn sie bei einer

Drogenabhängigen aufgewachsen wäre. Aber dieses Wissen machte die Zurückweisung nicht besser – und hob sie nicht auf. »Ich weiß nicht, ob ich ihnen jemals vergeben kann«, sagte sie.

Liz schüttelte den Kopf. »Du weißt nicht, was sie zu dieser Zeit bewältigen mussten. Die Probleme deiner Mutter haben sie wahrscheinlich vollkommen aufgefressen. Ich kann mir kaum vorstellen, was für eine Hölle das gewesen sein muss.« Sie blickte nach unten auf den Bahnsteig und dann wieder zu Eva. »Du kannst ihnen nicht vorwerfen, dass sie ihre Grenzen kannten. Selbst wenn diese Grenzen dich ausschlossen.«

Auf der Anzeige über ihnen leuchtete ihre Zugnummer auf, und Eva spürte unter ihren Füßen erste Anzeichen, dass die Bahn kam. Liz legte eine Hand auf ihren Arm und sagte: »Hör zu. Du weißt offenbar, was das Beste für dich ist. Aber ich spüre eine Traurigkeit, ein Loch, das dafür sorgt, dass du dich vom Rest der Welt fernhältst. Und ich sehe dich nicht gerne leiden. Sie zu suchen bedeutet nicht automatisch, ein Happy End zu erwarten. Ich glaube nicht, dass du es deshalb tun solltest. Aber Wissen ist Macht. Und wenn du dieses Wissen erst einmal hast, kannst du entscheiden, was du damit machst. Das ist alles, was ich mir für dich wünsche.«

Sie warteten schweigend, während Eva über Liz' Worte nachdachte. Sie fragte sich, wie es wäre, Menschen zu kennen, die mit ihr verwandt waren. Die aussahen wie sie. Die Familienerinnerungen hatten und wussten, woher sie ihre spitze Nase oder blonden Haare hatten. Sie hatte nie diese Art von Verbindung zu jemandem gehabt.

Liz fuhr leise fort: »Du bist nicht das einzige adoptierte Kind, das Antworten von seiner leiblichen Familie will.«

»Ich bin nie adoptiert worden.«

Liz schloss kurz die Augen, öffnete sie dann wieder und wandte Eva ihr Gesicht zu. »Es tut mir leid. Du hast recht, und es geht mich nichts an.«

»Hör zu. Ich schätze deine Meinung, wirklich. Aber diese Art von Zurückweisung macht etwas mit einem Menschen. Man zerbricht innerlich daran. Und sie macht es einem unmöglich, verletzlich zu sein. Sich jemandem zu öffnen.«

Liz blickte Eva unverwandt und vielsagend an, und Eva musste

wegsehen. In dem Moment fuhr der Zug in den Bahnhof ein, und die Menschenmenge drängte sie von hinten durch die sich öffnenden Türen.

Auf dem Weg zurück nach Berkeley betrachtete sie Liz neben sich, die kurzen weißen Haare und wohlgeformten Schultern, und dachte darüber nach, was sie ihr gesagt hatte. Eva stellte sich ihre leibliche Familie irgendwo da draußen vor, die vergessen wollte, dass sie sie im Stich gelassen hatte. Stellte sich den Schmerz vor, eine drogensüchtige Tochter zu haben; wie sie ihre Enkelin geopfert hatten, um sie zu retten. Und was würden sie bekommen, wenn sie plötzlich auftauchte? Mehr Leid. Mehr Schmerz. Eine Bestätigung, dass sie richtig gehandelt hatten, sie damals wegzugeben.

Was Eva tat, war schlimmer als alles, was ihre Mutter je getan hatte. Ihre Mutter war krank. Eva war eine Drogendealerin, die bei der Vorstellung, dass ein Neunzehnjähriger wegen ein paar Hundert Dollar zu einem blutigen Haufen zusammengeschlagen wurde, kaum mit der Wimper zuckte. Eva dachte an ihr Handy zu Hause, das nur darauf wartete, sie wieder herunterzuziehen. Sie von Liz wegzureißen, die keine Ahnung hatte, was für ein Mensch Eva wirklich war.

Der Zug rumpelte und schwankte, ihre Ohren knackten, als sie unter der Bucht entlangfuhren, die Lichter flackerten und produzierten dunkle Schatten um sie herum. Sie dachte an den nächsten Tag, wenn sie das Regal in der Küche zur Seite schieben und wieder an die Arbeit gehen müsste, und spürte die Anspannung, die sich in ihr ausbreitete. Sie wünschte, sie könnte noch einmal zu dem Morgen zurückgehen, als Liz in der Tür stand, so aufgeregt, dass es fast ansteckend war. Oder noch weiter. Zu dem Nachmittag im Tilden Park, als sie auf Brittany gewartet hatte. Wünschte, dass sie auf ihren Instinkt gehört hätte und nach Hause gegangen wäre. Sich für ihre Schicht im DuPree's fertig gemacht hätte, weit entfernt von Agent Castro und Brittany. Sie wünschte sich, noch weiter zurückzugehen und Dex auf dem Gehweg vor dem Wohnheim *nein, danke* zu sagen. Das war das Problem mit Wünschen. Sie führten immer zu anderen Wünschen. Noch größeren. Wenn man in der Zeit zurückging, musste ein Knoten nach dem anderen gelöst werden,

denn man hatte nicht bemerkt, wie man von ihnen eingeschnürt wurde, bis sie einen schließlich runterzogen.

Aber als sie ihr Spiegelbild im dunklen Zugfenster anstarrte, kam ihr plötzlich ein Gedanke, so klar und aus tiefstem Herzen, dass ein Schauer sie durchlief. *Ich werde das nicht mehr machen.*

Ein unmöglicher Wunsch. Fish und Dex würden sie niemals gehen lassen. Nicht nur aufgrund dessen, was sie tun könnte – sondern wegen allem, was sie wusste. Denn obwohl die Aufgaben streng verteilt waren, wusste sie einfach zu viel.

Könnte ich noch mehr herausfinden?

Castros Gegenwart hatte sich wie eine Bedrohung angefühlt. Aber jetzt erkannte sie, dass sie auch eine Chance sein könnte. Die Chance, der Mensch zu werden, den Liz sah, wenn sie Eva betrachtete. Sie blickte auf das Foto von ihnen beiden am Eingang des Stadions, das bereits wie ein Relikt aus einer anderen Zeit erschien. Als der Zug am östlichen Ende der Bucht wieder nach oben kam und das Licht von draußen in ihren Wagen fiel, fühlte Eva sich, als würde es in sie dringen. Fühlte, wie es Platz schuf, wo Dunkelheit geherrscht hatte, und Hoffnung, wo vorher Verzweiflung gewesen war.

Eva würde tun, was von ihr erwartet wurde. Sie würde die Arbeit wieder aufnehmen, die Drogen liefern, aber dabei würde sie tun, was sie am besten konnte: Sie würde beobachten. Und warten. Und die Selbstzufriedenheit der anderen ausnutzen. Denn sie war sicher, dass Castro wiederkommen würde. Und diesmal würde Eva für ihn bereit sein.

CLAIRE

Freitag, 25. Februar

Während ich am Freitagmorgen im Coffeeshop auf meinen Kaffee warte, gehe ich hinüber zum Schwarzen Brett mit den Jobangeboten. Mein vorläufiger Plan ist es, Evas Sozialversicherungskarte, Geburtsurkunde und andere relevante Dokumente an mich zu nehmen und irgendwo anders hinzuziehen. Dazu brauche ich aber mehr Geld, als ich gegenwärtig habe.

Es werden viele Mindestlohnjobs angeboten, die ich machen könnte – Daten eingeben, Kellnern oder sogar in einem Coffeeshop arbeiten –, aber ich bin gelähmt vor Angst, wäge ständig Risiken gegen Nutzen ab. Mich dort zu bewerben würde bedeuten, mich tatsächlich und offiziell als Eva auszugeben. Es ist ein Unterschied, ob man sich unter ihrem Namen einen Kaffee kauft oder ob man ihre Sozialversicherungsnummer in einer Steuererklärung angibt.

Mich beschäftigt, wovor Eva flüchtet. Eine Flut von Fragen zieht meinen Verstand in unvorhersehbare Richtungen. Ich werde niemals für jemanden arbeiten können, der meinen Lebenslauf überprüfen möchte. Ich werde immer unterwegs sein, nie zur Ruhe kommen, mich ständig fragen, wann Evas Vergangenheit mich schließlich einholt.

Durch das Fenster sehe ich Studenten, die zu ihren Kursen gehen. Sie steigen aus dem Bus, einige tragen Kaffeebecher und Kopfhörer, sehen müde müde und abgespannt aus, denn es ist früh am Freitagmorgen.

Als sie sich zerstreut haben, sehe ich ihn wieder. Den Mann von gestern. Er steht an der Ecke und wartet darauf, die Straße überqueren zu können. Er trägt denselben Wollmantel und hat sich eine Zeitung unter den Arm geklemmt, als wäre er auf dem Weg zur Arbeit. Ich starre ihn an, versuche herauszufinden, was mich an ihm

stört. Er ist nur ein Mann auf dem Weg irgendwohin. Je länger ich bei Eva wohne, desto vertrauter werden mir die Menschen in der Gegend schließlich vorkommen.

Aber als die Ampel grün wird, blickt er mich über die Schulter direkt an, als wüsste er, dass ich hier bin und ihn beobachte. Unsere Blicke treffen sich, ich spüre das Gewicht seines neugierigen, suchenden Ausdrucks. Er hebt die Hand zu einem stillen Gruß, der nur für mich bestimmt ist, bevor er die Straße überquert und auf dem Campus verschwindet.

»Eva?«, sagt die Barista.

Ich drehe mich um, immer noch überrascht, dass ich ihr meinen Namen gesagt habe. Es schien nicht riskant, ihn bei einer Barista zu benutzen, die sich offenbar mehr für lokale Bands interessiert als für überregionale Nachrichten.

»Suchen Sie einen Job?« Sie gibt mir meinen Filterkaffee, den billigsten auf der Karte.

»Kann sein«, sage ich und gebe ihr zwei Dollar.

Sie hebt die Augenbrauen, als sie mir das Wechselgeld gibt. »Ja oder nein?«

»Ja.« Ich wende mich von ihr ab und gebe viel Milch und Zucker in meinen Kaffee, um wenigstens für ein paar Stunden ein Sättigungsgefühl zu haben. Ich weiß nicht, wie ich ihr sagen soll, dass ich dringend Arbeit suche, dass ich Angst habe, dass mir das Geld ausgeht und ich hier für immer festsitze.

»Ich arbeite in Teilzeit für einen Caterer«, sagt sie und wischt den Tresen neben der Kaffeemaschine. »Er sucht immer zusätzlich Bedienungen. Haben Sie Interesse?«

Ich zögere.

Sie sieht mich an und wischt weiter. »Man kriegt zwanzig Dollar die Stunde. Und ...«, sie grinst verschmitzt, »... er zahlt unter dem Tisch.«

Ich nehme einen Schluck Kaffee und spüre, wie die heiße Flüssigkeit mir die Kehle hinunterläuft. »Er würde jemanden einstellen, den er nicht kennt?«

»Er sucht dringend Leute. Dieses Wochenende hat er eine riesige Party, und zwei seiner Bedienungen sind abgesprungen, weil sie eine Art Ehemaligentreffen haben.« Sie rollt mit den Augen und wirft

den Lappen ins Waschbecken hinter sich. »Wenn es gut läuft, könnte es eine regelmäßige Sache werden.«

Ich habe Hunderte von Veranstaltungen mit Caterern organisiert – kleine wie große – und frage mich, wie es wohl ist, im Hintergrund zu arbeiten. Einer der anonymen Menschen zu sein, die ich kaum bemerkt habe, wenn ich Gastgeberin war. »Was hätte ich zu tun?«

»Tische decken. Tablett mit Essen tragen. Über schlechte Witze lachen. Und alles aufräumen. Die Veranstaltung beginnt um sieben, aber wir fangen um vier an. Wir treffen uns hier am Samstag um halb vier. Zieh eine schwarze Hose und ein weißes Top an.«

Ich rechne schnell. Bei zwanzig Dollar die Stunde, schwarz, würde ich an einem Abend fast zweihundert Dollar verdienen.

»Okay«, sage ich.

»Ich heiße Kelly«, sagt sie und hält mir ihre Hand hin. Sie hat einen festen, kühlen Händedruck.

»Freut mich, Kelly. Und danke.«

Sie lächelt. »Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Sie sehen aus wie jemand, der eine Chance brauchen könnte. Ich kenne mich damit ein bisschen aus.«

Bevor ich noch etwas sagen kann, ist sie durch die Schwingtür nach hinten gegangen, und ich stehe da, erstaunt, was für ein Glück ich habe.

Es ist erst sieben Uhr morgens, und die Vorstellung, direkt zurück zu Eva zu gehen und mich den ganzen Tag lang dort zu verstecken, macht mich nervös. Stattdessen gehe ich über den Campus zur Telegraph Avenue. Ich stehe vor dem Student Center und beobachte, wie Leute über die Kreuzung gehen, ohne sich ihres Glücks bewusst zu sein, einfach mit anderen sprechen zu können. Zu diskutieren oder über einen Witz zu lachen. Gemeinsam essen oder, später vielleicht, gemeinsam schlafen. Und ich wünschte, ich könnte eine von ihnen sein, zumindest für eine Weile.

Ich überquere die Straße, den Kopf leicht gesenkt und die Hände tief in die Taschen von Evas Mantel geschoben. Obdachlose betteln um Geld, Leute versuchen, mir Flyer in die Hand zu drücken, auf denen Bands angekündigt werden. Aber ich schüttele den Kopf und gehe weiter.

Beim Gehen sehe ich immer wieder kurz mein Spiegelbild in den Schaufenstern. Vor einem Bekleidungsgeschäft bleibe ich stehen und starre mich an. Mit den kurzen blonden Haaren unter der Mütze und Evas Mantel kommt es mir vor, als wäre ich ein Geist. Hinter mir auf dem Gehweg ziehen Leute vorbei – lachende Studenten, Obdachlose, alternde Hippies –, aber es sind nur Fremde, die ich niemals kennenlernen kann. Ich werde mich niemals hinsetzen und mich jemandem öffnen können, niemals frei über meine Mutter und Violet sprechen können oder darüber, wer ich bin und woher ich komme. Das ist das Leben, das mir bevorsteht. Immer auf der Hut sein.

Als eine große Gruppe Studenten zurück zum Campus geht, schließe ich mich ihnen an und gebe mich der Illusion hin, dass ich zu ihnen gehöre. Dass ich in diesem neuen Leben nicht allein bin. Ich folge ihnen über die belebte Straße, die den Campus begrenzt, und trenne mich von ihnen, als sie ins Student Center gehen. Ich kann mit ihnen gehen, aber ich werde nie zu ihnen gehören.

Auf dem Weg zurück zum Haus mache ich bei einem Supermarkt halt, um ein paar Dinge einzukaufen. Ich schnappe mir einen Korb und finde die günstigen Lebensmittel, die meine Mutter immer gekauft hat – Billigbrot, Erdnussbutter, ein großes Glas Traubenmarmelade. Ihre anderen bevorzugten Artikel lasse ich aus – Reis, gekochte Bohnen mit Zwiebeln und Knoblauch. Ich will nicht lange genug hierbleiben, um Reste zu hinterlassen.

An der Kassenschlange wandern meine Augen zum Zeitschriftenständer. Auf der Titelseite von *Stars Like US* – ein Klatschmagazin irgendwo zwischen *People* und *US Weekly* – steht es. *Der Absturz von Flug 477: Wie die Familien mit der Tragödie fertigwerden.*

Und oben rechts in der Ecke ist mein Bild zu sehen. Die Bildunterschrift lautet: *Ehefrau von Philanthrop Rory Cook unter den Opfern.*

Das Foto ist vor ein paar Jahren bei einer Galaveranstaltung in der Met entstanden. Ich lache über etwas, das jemand, der nicht im Bild ist, gesagt hat. Auf meinem Gesicht liegt ein Lächeln, aber meine Augen sind ausdruckslos. Ich verstehe besser als die meisten, wie

sich Geheimnisse auf der Haut abzeichnen und wie schwer sie zu verbergen sind, denn die Wahrheit offenbart sich immer irgendwie.

Ich lege die Zeitschrift mit dem Cover nach unten auf das Kassenband und lese die Titelseiten der anderen Klatschblätter. Seit der Sache mit Maggie Moretti hat Rory nicht mehr so viele Schlagzeilen bekommen. *Rory, von Trauer gezeichnet, sucht Trost bei geheimnisvoller Frau*, lautet eine davon. Dazu gibt es ein Bild von Rory und einer Frau, die ich noch nie gesehen habe. Mit Schrecken wird mir klar, dass Rory sich irgendwann wieder verlieben wird. Ein Teil von mir fühlt sich schuldig, dass ich einfach gehe und die Falle für jemand anders geöffnet lasse.

»Wie geht's Ihnen?«, fragt die Kassiererin, während sie meine Lebensmittel einscannt.

»Gut, danke«, sage ich leise und will schnell bezahlen, bevor sie mich weiter beachtet. Ich halte den Atem an, als sie fertig ist und anfängt, alles in eine Tüte zu packen, die Zeitschrift achtlos hineinwirft. Ich erinnere mich daran, dass ich nicht mehr wie die Frau auf der Titelseite aussehe. Man müsste meine Gesichtszüge genau betrachten, die Form meiner Augen, die Sommersprossen auf den Wangen, um es zu sehen. Ich sehe jetzt aus wie Eva. Ich trage ihre Sachen. Trage ihre Handtasche. Lebe in ihrem Haus. Die Frau auf dem Cover dieser Zeitschrift existiert nicht mehr.

Zu Hause stelle ich die Lebensmittel ab und vertiefe mich in die Zeitschrift. Ein wachsendes Unbehagen befällt mich, als ich mir die lachenden Gesichter der Menschen ansehe, die nicht so viel Glück hatten wie ich. Ich zwingen mich, mir ein Foto von Eva vorzustellen, das mich von den Seiten der Zeitschrift anstarrt. Entschlossen, hoffnungsvoll. Und heuchlerisch.

Es sind zwei Doppelseiten mit Farbfotos vom Absturzort. Der Artikel beschäftigt sich fast ausschließlich mit den Opfern, beleuchtet Biografien und enthält Interviews mit den Hinterbliebenen. Ein frisch vermähltes Paar auf dem Weg in die Flitterwochen. Eine sechsköpfige Familie, das jüngste Kind gerade mal vier Jahre alt, die ihre lang ersehnte Reise nach Hause antrat. Zwei Lehrer, die ihre Winterferien in einer warmen Gegend verbringen wollen. Alles wunderbare, lebhaft Menschen, ausgelöscht bei einem

schrecklichen Absturz ins Meer.

Den Artikel über mich und Rory spare ich mir für zuletzt auf. Er hat ihnen ein Foto von unserer Hochzeit gegeben, auf dem wir uns in die Augen blicken, im Hintergrund sind funkelnde Lichter zu sehen. *Unter den Opfern ist auch die Ehefrau des New Yorker Philanthropen Rory Cook, Sohn der früheren Senatorin Marjorie Cook. Seine Frau Claire war auf dem Weg nach Puerto Rico, um die Hilfsmaßnahmen für die Hurrikan-Opfer zu unterstützen. »Claire war eine Lichtgestalt in meinem Leben«, sagt Cook. »Sie war großzügig, lustig und liebevoll. Sie hat einen besseren Menschen aus mir gemacht, und meine Liebe zu ihr hat mich für immer verändert.«*

Ich setze mich hin und versuche, diese Worte mit dem Mann, den ich kenne, in Einklang zu bringen. Identität ist etwas Seltsames. Sind wir die Person, als die wir uns beschreiben? Oder werden wir die Person, die andere in uns sehen? Definieren sie uns aufgrund dessen, was wir ihnen von uns zeigen – oder auf der Grundlage all dessen, was sie sehen, obwohl wir es gern verbergen würden? Rorys Worte und das Hochzeitsfoto vermitteln ein bestimmtes Bild. Aber die Leser der Zeitschrift sehen nicht, wie er sich verhalten hat, bevor und nachdem es aufgenommen wurde. Es gibt Hinweise, wenn man weiß, wo man suchen muss. In der Art, wie er mich am Ellbogen festhält, wie er den Kopf neigt, wie er sich vorbeugt und ich mich zurücklehne.

Ich erinnere mich an den Moment, nicht weil er wunderbar war, sondern aufgrund dessen, was unmittelbar vorher passiert ist. Ich war auf die andere Seite des Raums hinübergegangen, um mich mit Jim, einem ehemaligen Arbeitskollegen bei Christie's, zu unterhalten. Ich hatte gelacht, die Hand auf Jims Arm gelegt, als Rory zu uns kam und Jims Geschichte mit einem strengen Blick unterbrach.

»Lächle«, hatte ich Rory getadelt. »Dies ist ein glücklicher Tag.«

Stattdessen griff Rory nach meinem Handgelenk und drückte so fest, dass ich beinahe aufschrie. »Wenn Sie uns entschuldigen würden«, sagte er zu Jim, »wir werden drüben für Fotos gebraucht.« Sein Ton war sanft, sodass Jim keinen Verdacht schöpfen konnte. Aber ich erkannte an der Art, wie er mein Handgelenk festhielt, an der starren Mundhaltung und den zusammengekniffenen Augen,

dass ich später für meine lockere Bemerkung würde bezahlen müssen.

Zufällig sah ich, wie meine Mitbewohnerin vom College uns quer durch den Raum beobachtete. Sie saß mit ein paar anderen Freundinnen neben dem Mischpult des DJ s. Ich warf ihr ein strahlendes Lächeln zu in der Hoffnung, sie davon zu überzeugen, dass alles bestens war. Dass ich nicht gerade einen Mann geheiratet hatte, der mir Angst zu machen begann.

Rory verlangte, dass ich für den Rest des Empfangs an seiner Seite blieb. Er machte die Runde durch den Raum, bezauberte Gäste, riss Witze, aber sprach kein einziges Wort mit mir. Erst als wir im Fahrstuhl auf dem Weg in unsere Luxussuite waren, wandte er sich mit eisigem Blick an mich und sagte: »Demütige mich nie wieder so.«

Ich starre das Foto an, erkenne die Frau auf dem Bild kaum und fahre mit dem Finger an den Konturen ihres Gesichts entlang. Ich wünschte, ich könnte ihr sagen, dass alles gut wird. Dass sie auf höchst ungewöhnliche Weise entkommen wird. Sie muss nur durchhalten.

Nachdem ich schnell ein Brot mit Erdnussbutter und Marmelade gegessen habe, setze ich mich wieder vor meinen Computer und klicke das Doc an. Es ist leer, aber ich sehe, dass Rory an meiner Trauerrede gearbeitet hat. Ich öffne sie und lese.

Meine Frau Claire war eine unglaubliche Frau, deren außergewöhnliches Leben aus Pflichtbewusstsein und Aufopferung bestand.

Ich schaudere. Sogar das Zitat in der Zeitschrift drückte mehr Gefühl aus. Das hier klingt, als wäre ich eine Achtzigjährige, die nach einem langen, fleißigen Leben friedlich im Schlaf gestorben ist. Nicht der lebensfrohe Mensch, der ich war – und noch bin. Und ich frage mich, was Rory meiner Meinung nach stattdessen sagen sollte.

Ich war unglaublich streng mit Claire – viel strenger, als sie es verdient hat. Ich weiß, dass ich ihr Angst gemacht habe. Ich habe sie manchmal verletzt. Ich habe sie auf eine kaputte und abartige Weise

geliebt, die es unmöglich gemacht hat, dass wir wirklich glücklich waren. Aber Claire war ein guter Mensch. Ein starker Mensch. Ich schüttelte den Kopf. Nicht mal in meiner Vorstellung klingt das wirklich nach Rory.

Es tut mir so leid, Claire. Was ich dir angetan habe, war falsch.

In der Trauerrede vor mir auf dem Bildschirm steht nichts davon. Sie handelt von meiner Kindheit in Pennsylvania und berichtet dann von meiner Wohltätigkeitsarbeit, von den vielen Menschen, die ich berührt habe, und all denen, die ich zurücklasse. Selbst hier spüre ich einen Mangel an echter Trauer und Bedauern. Aber vielleicht war ich ja nichts anderes für ihn. Die Ehefrau aus bescheidenen Verhältnissen. Die Ehefrau, die auf tragische Weise ihre Familie verloren hat. Die Ehefrau, die in der Kunstszene erfolgreich war, bis sie ihren Beruf aufgab, um in der gemeinnützigen Stiftung ihres Mannes zu arbeiten. Und jetzt die Ehefrau, die jung gestorben ist. Es liest sich wie die fiktive Biografie einer Nebenfigur in einem Roman, nicht wie mein Leben.

Ich stelle mir vor, wie meine ehemaligen Kollegen von Christie's bei meiner Beerdigung in der hinteren Ecke der Kirche sitzen. Menschen, mit denen ich dank der Isolation durch Rory seit Jahren nicht gesprochen habe. Wie viele werden kommen? Vier? Zwei? In gewisser Weise habe ich das Gefühl, schon vor Jahren gestorben zu sein. Von meinem früheren Ich ist nichts mehr übrig. Der Mensch in dieser Trauerrede ist eine Fremde.

In dem Moment wird angezeigt, dass eine neue Nachricht in Rorys Outlook eingegangen ist, und ich öffne den Posteingang. Sie kommt vom Vorstandsvorsitzenden des NTSB , und als ich die Vorschau lese, läuft mir ein Schauer den Rücken hinunter.

Sehr geehrter Mr. Cook, ich beziehe mich auf unser
Gespräch über den Teil des Flugzeugs, in dem Ihre Frau ...

Ich bin versucht, sie zu öffnen, zu lesen und dann als *ungelesen* zu kennzeichnen. Ich muss wissen, wie der Satz endet. Aber ich zwingen mich, zu warten.

Ich stehe auf, gehe im Zimmer auf und ab, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden, und flehe Rory insgeheim an, seine E-Mails

zu checken. Endlich, nach fünf Minuten, erscheint neben der Nachricht das Symbol für *gelesen*, und ich stürze zurück zum Schreibtisch, um sie anzuklicken.

Sehr geehrter Mr. Cook, ich beziehe mich auf unser Gespräch über den Teil des Flugzeugs, in dem Ihre Frau gesessen hat. Gerade habe ich die Information erhalten, dass Bergungsleute berichten, der Sitz Ihrer Frau sei leer gewesen, obwohl der Rumpf der Maschine relativ intakt ist. Wir werden der Bergung ihrer sterblichen Überreste weiterhin oberste Priorität einräumen, und ich werde Sie über neue Entwicklungen auf dem Laufenden halten.

Mir bleibt für einen Moment die Luft weg. Alles, woran ich geglaubt habe, hat sich geändert und wird auf den Kopf gestellt.

Rorys Antwort auf diese E-Mail erscheint fast sofort.

Was bedeutet das? Wo ist sie?

Ich lehne mich im Stuhl zurück. Rorys Fragen, was mit mir passiert sein könnte, wirbeln mir durch den Kopf und münden in Fragen, wie Eva es geschafft haben könnte. Wen hat sie noch getäuscht, und wohin könnte sie geflogen sein? Ein Teil von mir ist überhaupt nicht überrascht. Eine Frau, die behauptet, ihren Mann getötet zu haben – einen Mann, der gar nicht existiert –, ist sicherlich auch dazu fähig.

Ein paar Minuten später kommt eine Antwort.

Bevor wir die Black Box und damit mehr Informationen über den Absturz haben, kann ich unmöglich etwas sagen. Es könnte eine ganze Reihe von Gründen dafür geben, warum Ihre Frau nicht da war, wo wir es erwartet haben. Es tut mir leid, und ich bitte Sie um Geduld. Einen Absturz zu rekonstruieren erfordert Zeit. Es wird eine Weile dauern, bis wir Antworten haben.

Ich sehe ihn wieder vor mir, den rosa Fleck bei der Pressekonferenz. Zum ersten Mal erwäge ich ernsthaft die Möglichkeit, dass Eva nicht an Bord gegangen ist.

EVA

Berkeley, Kalifornien

September Fünf Monate vor dem Absturz

Lass uns mal was Neues ausprobieren und im Chávez Park treffen.

Eva hoffte, dass ihre SMS an Dex den Eindruck erweckte, als wäre sie nervös. Verängstigt.

Der César Chávez Park war eine riesige Grünanlage direkt an der Bucht von San Francisco. Ein Weg führte um das gesamte Gelände herum. An den Wochenenden wimmelte es dort von Familien, die Drachen steigen ließen, Joggen und jeder Menge Hunde. Aber um 14 Uhr an einem Dienstag Ende September war der Park verlassen. Eva entdeckte Dex auf einer Bank. Er saß mit dem Rücken zur Bucht und hatte die Hände in den Taschen vergraben. Als er sie sah, erhob er sich.

»Lass uns ein Stück gehen«, schlug sie vor, als sie ihn erreichte.

Während Eva ihre Handtasche fest gegen ihre Seite presste, erinnerte sie sich selbst daran, dass Dex nur ein ganz gewöhnlicher Mensch war. Weder konnte er Gedanken lesen noch durch ihre Handtasche hindurch das Aufzeichnungsgerät sehen, das sie eingesteckt hatte, bevor sie aus dem Auto gestiegen war, und dessen Aufnahmetaste jetzt rot leuchtete. Er würde lediglich eine verstörte Frau vor sich sehen. Und das war ihr Vorteil. Immer schon gewesen.

Eva bereitete sich vor. Castro würde zurückkommen, und Eva würde die Informationen, die sie bereits kannte, sowie die, die sie noch sammeln würde, gegen eine neue Identität eintauschen. Ein neues Leben in einer neuen Stadt. Castro konnte ihr eine neue Biografie verschaffen ohne drogenabhängige Mutter, Pflegefamilien und den Rauswurf. Sie könnte ganz von vorne anfangen. Aber zunächst musste sie hoffen, dass sie keinen Fehler machte.

Gemeinsam drehten sie auf dem zementierten Weg eine Runde um den Park. Ein hoher Grashügel in der Mitte des Geländes versperrte ihnen die Sicht auf die Anhöhen und den Yachthafen von Berkeley. »Also, was hast du für mich?«, fragte Dex.

Eva verschränkte die Arme gegen den Wind, der von der Bucht herüberwehte, und erwiderte: »Sag mir die Wahrheit. Ist es wirklich erledigt?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass Fish sich darum gekümmert hat.«

Eva sah ihn ungläubig an. »Und du glaubst wirklich, dass mir das genügt? Sie hatten mich im Visier. Haben mich bis nach Hause verfolgt.« Ihre Stimme zitterte vor Erregung. »Verdammt, erzähl mir nicht, Fish hat sich darum gekümmert, und erwarte dann von mir, dass ich einfach so weitermache.«

Vor langer Zeit, als Eva noch im Heim lebte, hatte sie erkannt, dass große Gefühle den meisten Menschen unangenehm waren. Und sie hatte gelernt, Wut oder Trauer als Druckmittel zu benutzen, damit andere nur noch einen Wunsch hatten: sie zu beruhigen. Dex bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Und Eva musste sich nicht allzu sehr anstrengen, um den Eindruck zu erwecken, dass sie mehr Details brauchte, um sich wieder zu beruhigen.

Von Weitem kamen ihnen zwei Frauen entgegen. Sie waren ins Gespräch vertieft, und Eva fuhr fort: »Überall, wo ich hingehe, frage ich mich, ob ich vielleicht verfolgt werde. Von dem Mann hinter mir an der Kasse, von der Frau mit dem Handy am Ohr ...« Eva deutete auf die beiden Frauen, die jetzt näher kamen. »Oder sogar von denen da. Woher soll ich wissen, ob sie nicht für Castro arbeiten?«

Dex nahm ihren Arm, zog sie zu sich heran und zischte: »Beruhige dich, Eva. Scheiße!«

Sie machten einen Schritt zur Seite und ließen die Frauen vorbei. Als diese wieder außer Hörweite waren, sagte Eva: »Dann sag mir,

was ›Fish hat sich darum gekümmert‹ bedeutet. Denn es ist etwas anderes, wenn ein diensthabender Beamter irgendwelche Papiere verschlampt, als wenn ein Sergeant oder Lieutenant laufende Ermittlungen einstellt.«

Informationen darüber, wie Fishs Leute innerhalb der Abteilung agierten, waren nicht Evas eigentliches Ziel. Sie wären zwar nützlich, aber Eva benutzte sie lediglich, um Dex einen Anstoß zu geben und ihn zum Reden zu bringen. Mit der Zeit und mit zunehmendem Druck würde ihr das auch gelingen.

Dex blickte zu den Hügeln von Berkeley hinüber, seine Stimme klang leise, und Eva trat näher an ihn heran. »Die Frau, mit der du dich in dem Park getroffen hast, war eine Informantin«, erklärte er. »Dein Instinkt hat dich nicht getäuscht. Sie war eine Suchtkranke, die sich anbiedern wollte, um eine mildere Strafe zu bekommen. Fishs Leute beim Drogendezernat haben sie als Quelle erfolgreich ausgeschaltet. Weil du ihr nichts verkauft hast und kein Geld den Besitzer gewechselt hat, haben sie keinerlei Anhaltspunkte. Sie sind weg.«

Sie gingen langsam weiter, Schulter an Schulter, jetzt mit dem Wind im Rücken. In der Ferne erhoben sich die grünen Hügel von Berkeley. Eva ließ ihren Blick über den Glockenturm, das Stadion und das weiße Gebäude des Claremont Hotels gleiten und ließ Dex in dem Glauben, dass sie über das nachdachte, was er sagte. »Was ist mit ihr passiert?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Dex. »Vermutlich Gefängnis oder Entziehungsklinik.«

Eva wandte sich ihm zu und legte ihre Hand auf seinen Arm. »Sieh mal, du kennst mich. Ich neige nicht zu Hysterie. Aber ich kann unmöglich weiterhin in aller Öffentlichkeit Drogen verkaufen. Jedenfalls so lange nicht, bis Gras über die Sache gewachsen ist.«

Dex kniff die Augen zusammen. »Du hast eine Verpflichtung. Du kannst keine Bedingungen stellen.«

»Und ob ich das kann«, sagte Eva. »Ich bin diejenige, die über die erforderlichen Kenntnisse verfügt.«

Dex starrte sie von oben herab an und reagierte wütend. »Das ist kein Spiel. Die Sache mit Brittany mag zwar erledigt sein, aber es ist noch nicht vorbei. Jetzt beginnt die Aufräumarbeit, die

Dekonstruktion dessen, was passiert ist. Wer war noch beteiligt, was wussten sie und zu welchem Zeitpunkt. Wenn du ausgerechnet jetzt Probleme machst, bringst du damit auch mich in Gefahr.«

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Der Wind erfasste ihren Mantel und blähte ihn auf. Dann stellte Eva die nächste Frage. »Was ist mit dem Chemiker passiert, den Fish vor mir hatte?« Dex sah sie überrascht an. »Du hast mir erzählt, er habe seinen Job aufgegeben. Aber das war nicht die ganze Wahrheit, oder?«

»Er weigerte sich, das zu tun, was er sollte«, erklärte Dex schließlich. »Ich will nicht, dass dir dasselbe passiert.«

Erneut ließ Eva die Panik, die sie spürte, an die Oberfläche kommen, wo Dex sie sehen konnte. Sie presste die Lippen zusammen, als müsste sie ihre ganze Kraft aufbieten, um ruhig zu bleiben. »Die Leiche, die du mir vor dem Motel gezeigt hast. War er das?«

Dex schüttelte den Kopf. »Nein, das war jemand anders. Der Chemiker war schon tot, bevor du mit ins Boot kamst.« Er senkte die Stimme, und Eva kam näher, um zu verstehen, was er sagte. »Du musst dich zusammenreißen. Für mich und für dich. So passieren Fehler.«

Eva nickte, als würde sie sich mit den Gegebenheiten abfinden. Für den Moment hatte sie genug. Mittlerweile hatten sie den äußeren Rand des Parks erreicht, und zwischen ihnen und Evas Wagen befand sich nur noch mit Müll übersäter schwarzer Asphalt. Sie griff in ihre Manteltasche und zog einen Umschlag hervor. »Footballkarten für diesen Samstag«, erklärte sie. »Vorerst regeln wir alles intern.«

Die Bezeichnung *intern* verwendeten sie und Dex, wenn sie meinten, dass es zu riskant war, wenn Eva ihm seine wöchentliche Drogenration in einem Park oder Restaurant überreichte. Vor vielen Jahren hatte Eva damit begonnen, Dauerkarten für Football- und Basketballspiele zu kaufen, obwohl sie diese nur selten benutzte. Aber durch den Erwerb hatte man gleichzeitig Zugang zu besonderen Veranstaltungsorten der Vereine, welche den Mitgliedern das Gefühl von Zugehörigkeit und Sicherheit vermittelten. Zugang zu Orten, wohin ihnen ein verdeckter Ermittler

nicht so leicht folgen konnte.

Zu diesem Zeitpunkt konnte sie nicht damit aufhören, Drogen für Fish herzustellen. Aber falls Castro sie immer noch beschattete, wollte sie nichts tun, um sich selbst zu belasten, bis sie ihm etwas anzubieten hatte.

Dex ließ die Tickets in seine Tasche gleiten, legte den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. »Geht klar, solange du nur deinen Job machst.«

CLAIRE

Freitag, 25. Februar

Bergungshelfer berichten, der Sitz Ihrer Frau sei leer gewesen.

Ich starre auf die Nachricht des NTSB und versuche, mir einen Reim darauf zu machen. Meine Gedanken springen zwischen zwei Fragen hin und her: Kann Eva irgendwie das Flugzeug verlassen haben? Und was wird Rory tun, wenn Bergungshelfer ihm erklären, dass es keine Spur von mir gab?

Ich öffne einen neuen Tab in meinem Browser und google *Bergung von Überresten nach einem Flugzeugabsturz über dem Ozean*. Mindestens zwanzig Beiträge über den Absturz von Flug 477 poppen auf; alle wurden in den letzten vier Tagen verfasst. *Neueste Meldung: Sucher entdecken sterbliche Überreste und Trümmer*. Ein anderer Beitrag trägt die Überschrift *Vista-Airlines-Unglück: Flug 477 stürzt vor der Küste Floridas ab*. Ich versuche was anderes. *Wie werden menschliche Überreste nach einem Flugzeugabsturz geborgen?* Wieder erscheint eine lange Reihe von Beiträgen mit den neuesten Meldungen über die Suche. Sie beinhalten kurze Berichte über Vistas mangelhafte Sicherheitsbewertung und Spekulationen über die Ursache des Absturzes. Aber nichts, das mir verrät, was ich wissen muss – ob sie in der Lage sein werden, definitiv festzustellen, dass ich nicht in der Maschine war. Oder ob es möglich ist, dass sie nicht alle Passagiere bergen können.

Oder eine Antwort auf die entscheidende Frage: Wie kann Eva aus diesem Flugzeug gekommen sein? Ich versuche mir vorzustellen, wie sie irgendwo da draußen herumläuft, meinen Namen benutzt, so wie ich ihren benutze, und meinen Führerschein

benutzt, um in Hotels einzuchecken. Oder vielleicht hat sie ihn ja auch gleich nach der Landung verkauft. Ich habe Nico für meine falschen Amanda-Burns-Dokumente zehntausend Dollar gezahlt. Keine Ahnung, was ein echter Führerschein wert ist. Vielleicht war Identitätsdiebstahl ja Evas Nebenerwerb; deshalb konnte sie eine Doppelhaushälfte in Berkeley bar bezahlen.

Ich google weiter. *Kann man gescannt werden, ohne in den Flieger zu steigen?* Ich finde einen Beitrag in einem Forum; dort fragt sich jemand, ob man das tun kann, um mit den zusätzlichen Meilen seinen Vielfliegerbonus aufzustocken. Doch die Antworten sind nicht gerade ermutigend:

Um die abschließende Zählung der Passagiere kommt man nicht herum. Wenn die Zahl nicht stimmt, müssen alle das Flugzeug verlassen und noch einmal durch die Sicherheitskontrolle. Das klappt nicht, ohne sich selbst und alle anderen Passagiere in dem Flieger zu verarschen.

Eine andere Antwort lautet:

Es ist unmöglich, die Bordkarte scannen zu lassen und anschließend nicht in den Flieger zu steigen. Überleg mal. Du wirst nur ein paar Meter vom Flugzeug entfernt kontrolliert. Meinst du, ein Flugbegleiter überprüft dich und sieht dann seelenruhig zu, wie du davonläufst? Diese ganze Diskussion ist albern und pure Verschwendung von geistiger Energie.

Richtig. Die Zählung der Passagiere. Eva muss in dieses Flugzeug gestiegen sein.

Ich erschrecke, als Evas Handy auf dem Schreibtisch neben mir bedrohlich summt. Ein Anruf von *Privat*. Ich starre auf das helle Display, während das Handy noch ein paarmal klingelt. Ich stelle mir vor, wie ich rangehe und mich als Eva ausbebe. Fragen stelle, die mir vielleicht Aufschluss darüber geben könnten, wer sie wirklich war. Was sie tat. Warum sie in einer Flughafenbar eine Fremde ansprach und ihr eine haarsträubende Geschichte über einen

sterbenden Ehemann erzählte. Das Summen hört auf, und in dem Raum herrscht wieder Stille. Nach einer Weile leuchtet das Display erneut auf und meldet den Eingang einer Sprachnachricht. Ich tippe den neuen Code ein, den ich erst kürzlich erstellt habe, und lausche.

Am anderen Ende ist eine Frauenstimme zu hören. »Hi, ich bin's. Wollte mal hören, wie es gelaufen ist. Ob alles okay ist. Du wolltest dich doch längst bei mir melden. Also, ruf mich an.«

Das war's. Kein Name. Keine Telefonnummer. Ich höre mir die Nachricht noch einmal an und versuche, irgendwelche Details zu erhaschen – das Alter der Frau, irgendwelche Hintergrundgeräusche, die mir vielleicht verraten, von wo sie angerufen hat – aber da ist nichts.

Meine Mutter ist einmal mit Violet und mir zum Strand von Montauk gefahren. Sie gab jedem von uns einen leeren Eierkarton, den wir mit Schätzen füllen sollten. Violet und ich gingen meilenweit, um nach bunten Scherben und intakten Muschelschalen zu suchen. Außen schwarz, aber wenn man sie umdrehte, waren sie entweder perlmuttrosa wie Ballettschuhe oder violettblau wie Babydecken. Wir sortierten unsere Schätze nach Art und Farbe, und als unsere Kartons voll waren, kehrten wir zu dem gemieteten Ferienhaus zurück, um sie unserer Mutter zu zeigen.

Evas Leben zu ergründen ist so, als würde man versuchen, einen jener Kartons zu füllen. Einige Leerräume sind mit Dingen gefüllt, die keinen Sinn ergeben, wie etwa einem zurückgelassenen Prepaid-Handy. Fehlenden persönlichen Gegenständen. Einem bar bezahlten Haus. Einer Frau, die auf einen Anruf von Eva wartet und sich erkundigt, *wie es gelaufen ist*. Und andere sind immer noch leer und warten darauf, dass sich alles zusammenfügt. Dass alles einen Sinn ergibt.

Ein Gefühl der Schwere überfällt mich. So hatte ich es mir nicht vorgestellt. Vielleicht war es naiv, aber ich habe nie bedacht, wie stressig oder beunruhigend es sein würde, eine Lüge zu leben. Ich habe immer nur daran gedacht, wie es sich anfühlen würde, von Rory befreit zu sein.

Und hier bin ich nun. Zwar frei, aber keineswegs befreit.

Samstagmorgen. Ich bin früh wach, esse einen Vanille-Joghurt und

schaue mir an, wie Rory und Bruce darüber diskutieren, ob sie nach der Beisetzung eine Druckfassung der Trauerrede veröffentlichen sollen, die Rory für mich verfasst hat. Bruce ist dafür, Rory dagegen.

Und dann:

Rory Cook:

Was hat Charlie bei eurem Treffen gesagt?

Ich setze mich auf und stelle meinen Joghurt vorsichtig beiseite, während ich auf Bruce' Antwort warte.

Bruce Corcoran:

Ich habe getan, worum du mich gebeten hast. Ich habe erklärt, dass du über Claires Tod zu erschüttert seist, um selbst zu kommen. Dass es überaus opportunistisch wäre, jetzt an die Öffentlichkeit zu gehen und damit gegen die Bedingungen einer stichhaltigen Geheimhaltungsvereinbarung zu verstoßen. Und dass wir in dem Fall gezwungen wären, eine Klage anzustrengen, was niemand wolle. Vor allem nicht jetzt.

Rory Cook:

Und?

Bruce Corcoran:

Es hat nichts gebracht. Charlie meinte, wenn du kandidieren willst, müssten die Wähler wissen, dass sie für einen Kriminellen stimmen. Was mit Maggie Moretti passiert sei, müsse ans Licht gebracht werden. Die Menschen, die sie geliebt haben, hätten es verdient, die Wahrheit zu erfahren.

Und plötzlich ordnen sich alle meine Vermutungen neu. Bei der Erwähnung von Maggies Namen spüre ich das Adrenalin in meinen Adern. Ich halte den Atem an und warte.

Bruce Corcoran:

Was soll ich jetzt tun?

Ich kann Rory förmlich herumbrüllen hören, während er tippt.

Rory Cook:

Ich will, dass du deinen verdammten Job machst und dafür sorgst, dass das aufhört.

Bruce Corcoran:

Ich werde ein Paket schnüren und sehen, ob das die Gemüter beruhigt. Hab Geduld.

Rory Cook:

Verdammt, ich bezahle dich nicht dafür, dass du mir sagst, ich soll Geduld haben.

Damit ist die Debatte beendet. In meinem Kopf dreht sich alles, und ich versuche, die Verbindung zwischen Charlie Flanagan, Rory und Maggie Moretti zu ergründen.

In meiner Jugend bin ich immer mit dem Fahrrad aus der Stadt in ein kleines Waldgebiet geradelt. Ich liebte es, den asphaltierten Bürgersteig hinter mir zu lassen und auf einen unbefestigten, vom Sonnenlicht gesprenkelten Weg einzubiegen, der sich unter hohen Bäumen dahinschlängelte, die meine Geheimnisse bewahrten.

Aber am meisten genoss ich es, wenn ich wieder aus dem Wald herauskam und mein ganzer Körper nach der langen Fahrt auf dem holprigen Boden vibrierte. Ich liebte das Gefühl, auf den Asphalt zurückzugleiten – alle Unebenheiten glätteten sich auf einmal wieder.

Nach den vielen Tagen auf unwegsamem Gelände spüre ich diese Energie jetzt erneut. Ich bin wieder draußen und sehe einen Weg vor mir.

Ich wende mich wieder dem USB -Stick zu und entdecke unter

dem Buchstaben M einen Ordner mit der simplen Bezeichnung *Mags*. Als ich ihn öffne, finde ich nicht viel. Rory und Maggie waren in einer Zeit zusammen, als es noch kein Internet und keine E-Mails gab. Deshalb gibt es nur etwa zwanzig gescannte Bilder – Fotos, Notizen auf liniertem Papier, auf Karten und auf der Serviette einer Hotelbar. Jedes einzelne Bild ist mit einer nichtssagenden IMG - Nummer gekennzeichnet. Beim Durchklicken überfällt mich ein kalter Schauer. Maggies Handschrift ist so persönlich wie ein Fingerabdruck, so leise wie ein Flüstern in meinem Ohr.

Es überrascht mich nicht, dass Rory diese Bilder aufbewahrt hat, lange nachdem er die Ausdrucke vernichtet hatte. Ich weiß, dass er sie auf seine eigene verdrehte Art und Weise geliebt hat. Wie eine Straßenkarte zeichnen die Bilder den Verlauf ihrer Beziehung von der anfänglichen Leidenschaft einer jungen Liebe bis hin zu einem eher komplizierten Verhältnis danach. Es ist wie ein Echo meiner eigenen Ehe. Wie eine Melodie, die vertraut und stumpf zugleich klingt.

Am Ende des Ordners öffne ich ein gescanntes Bild, auf dem die blauen Linien und gezackten Kanten einer aus einem Spiralblock herausgerissenen Seite zu sehen sind. Der Brief wurde nur wenige Tage vor Maggies Tod geschrieben.

Rory,

ich habe lange über deinen Vorschlag nachgedacht, das Wochenende auf dem Land zu verbringen, um die Dinge zu klären. Ich halte das für keine gute Idee. Ich brauche Zeit, um mir darüber klar zu werden, ob ich dich weiterhin sehen möchte. Unser letzter Streit hat mir Angst gemacht. Das war alles zu viel, und im Moment weiß ich nicht, ob es möglich ist, wie bisher weiterzumachen. Bitte, respektiere meinen Wunsch. Ich werde dich in Kürze anrufen. Aber egal, was kommt, ich werde dich immer lieben.

Maggie

Ich lese den Brief noch einmal und komme mir vor wie ein Rad, das

aus der Spur geraten ist, wenn ich an jenes Abendessen vor langer Zeit denke. *Maggie wollte, dass wir übers Wochenende wegfahren. Um es noch einmal zu versuchen und richtig miteinander zu reden, ohne die Ablenkungen der Stadt.*

Aber Maggie wollte gar nicht übers Wochenende wegfahren. Sie wollte die Beziehung beenden. Und ich habe selbst erlebt, wie Rory reagiert, wenn eine Frau ihn verlassen will.

Es ist eine grausame Ironie des Schicksals, dass sowohl Maggie Moretti als auch ich erst sterben mussten, um endlich von ihm freizukommen.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Oktober

Vier Monate vor dem Absturz

Es dauerte nicht lange, bis Liz anfang, Fragen zu stellen. Zunächst war es eine Bemerkung über den seltsamen Geruch im Garten hinter dem Haus, den sie nicht einordnen konnte. Daher war Eva gezwungen, nachts zu arbeiten, wenn Liz schlief.

»Bist du krank?«, fragte Liz ein andermal, nachdem Eva drei Nächte hintereinander nicht geschlafen und infolgedessen dunkle Ringe unter den Augen hatte. Eva hatte versucht, den Fragen auszuweichen, indem sie den Nachbarn von gegenüber die Schuld an dem Gestank zugeschoben und eine Nebenhöhlenentzündung für ihr abgespanntes Aussehen verantwortlich machte.

In den wenigen Wochen ihrer Auszeit hatte sich Evas Leben verändert, und sie tat sich schwer, in die Normalität zurückzukehren. Sie begann, ihr Dasein als zwei parallel verlaufende Bahnen zu betrachten: das Leben, das sie gerade führte, mit der nächtlichen Laborarbeit und den Forderungen von Dex und Fish, und das Leben, das sie noch vor ein paar Wochen geführt hatte. In dem sie oft mit Liz zu Abend gegessen hatte. Eine unkomplizierte Zeit, zwangloser und schöner, als sie es sich jemals vorgestellt hätte.

Und als sie sich jetzt ihren Weg durch die in Vereinsfarben gekleidete Menschenmenge zum Memorial Stadium bahnte, fühlte sie sich wie benommen, und ihr Blick war düster. Sie wartete in der Schlange vor dem Eingang und hielt ihren Blick auf die

Sicherheitsleute gerichtet, die jeden aufforderten, Taschen und Rucksäcke zur Kontrolle zu öffnen. Sie presste ihren Arm gegen ihren Oberkörper und spürte den Umriss des Päckchens mit Pillen, das sie sicher in einer Innentasche ihres Mantels verstaut hatte.

Eva hatte zu keinem ihrer Kunden Kontakt aufgenommen, um Bescheid zu geben, dass sie wieder im Geschäft war. Sie würde zwar Drogen für Fish herstellen, aber soweit es ihre Kunden betraf, machte sie immer noch eine Auszeit. Und das würde auch auf unbestimmte Zeit so bleiben. Ihr einziges Ziel war, möglichst viele Informationen über Fish und seine Organisation zu sammeln.

Als sie an der Reihe war, öffnete sie ihre Handtasche und sah zu, wie der Sicherheitsbeamte den Inhalt kontrollierte – einen Geldbeutel, eine Sonnenbrille und ein kleines Aufzeichnungsgerät. Sie hielt wie immer den Atem an und wartete darauf, dass jemand sie durchschaute und endlich erkannte, was sie wirklich war.

Aber das würde heute nicht passieren.

Sie betrat das Stadion, und unter ihr breitete sich das Spielfeld aus, jede Endzone mit dem gelben Schriftzug *California* auf dunkelblauem Grund und dem markanten *Cal*-Logo mitten auf der Fünfzig-Yard-Linie versehen. Eva ignorierte die Menschen auf den anderen Plätzen und starrte auf das Feld, wo die Blaskapelle spielte und der Bereich daneben sich mit Studenten füllte. Seit Jahren hatte sie sich nicht mehr so isoliert und allein gefühlt.

Als Studentin war Eva nur bei einem einzigen Spiel gewesen, und die Erinnerung daran verfolgte sie jedes Mal, wenn sie an diesen Ort zurückkehrte. *Wir treffen uns anschließend im Nordtunnel*, hatte Wade gesagt. Die vielen Menschen, die sich dort aufhielten und auf die Spieler warteten, hatten sie verwirrt. Anhänger, Fans, Studentinnen, die ihre Haare zurückwarfen und ihren Lipgloss checkten. Sie hatte sich zurückgehalten und das Treiben wie üblich aus einiger Entfernung beobachtet. Als Wade erschien, wanderte sein Blick über die Menge und landete schließlich auf ihr. Als ob sie leuchten würde. Er bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge, legte den Arm um sie und führte sie weg. Der Duft seiner Seife vermischte sich mit dem Geruch der Mammutbäume rings um das Stadion. Damals wurde ihr klar, dass sie verloren war, dass Wade Roberts sie ausgewählt hatte, und sie war verpflichtet,

ihm zu folgen, ob sie wollte oder nicht.

Eva hatte ihn in dem Chemielabor kennengelernt, wo sie als Lehrassistentin arbeitete. Zunächst hatte sie ihn für einen Sportfreak gehalten, der versuchte, mit Flirten eine bessere Note zu bekommen. Aber jedes Mal, wenn Wade sie angesehen hatte, war sie wie elektrisiert gewesen.

Als sie zu Beginn des Semesters einige grundlegende chemische Reaktionen durchgenommen hatten, hatte Wade gefragt: »Warum machen wir das? Wann werden wir jemals wissen müssen, welche Substanzen mit Kalziumchlorid reagieren?«

Eigentlich hätte sie ihn wieder an die Aufgabe erinnern müssen. Aber Eva war klar, dass sie sich völlig unerwartet verhalten musste, wenn sie seine Aufmerksamkeit behalten wollte. »Magst du Süßigkeiten?«, hatte sie ihn gefragt. Und dann hatte sie allen Kursteilnehmern gezeigt, wie man Kristalle mit Erdbeergeschmack herstellte, eine simple Prozedur, die man auch im Internet finden konnte.

So hatte alles angefangen. Ein Kreuz auf der Landkarte, das den Beginn einer Reise markierte, die sie nie unternehmen wollte. Schon kurz nach ihrem ersten Date hatte Wade sie gedrängt, Drogen herzustellen. Zuerst weigerte sie sich. Aber das, worum er sie bat, war so einfach, dass sie überlegte, es einmal zu tun und ihn sich anschließend vom Hals zu schaffen. In der Wissenschaft hatte sie sich immer sicher gefühlt – zwischen all den Gesetzen von Physik und Chemie. Im Gegensatz zum wahren Leben, wo man im Alter von zwei Jahren plötzlich im Heim landen konnte, war Chemie berechenbar. Jeder wollte mit Wade befreundet sein, und er wollte ihr nahe sein. Und als er sie bat, es noch einmal zu tun, tat sie es. Und danach wieder.

Das Stadion füllte sich. Eva sah auf die Uhr, griff in ihre Handtasche und schaltete das Aufnahmegerät ein. Jenseits des Spielfelds spielte die Blaskapelle denselben Rhythmus wie damals, vor so vielen Jahren. Um Eva herum drängten sich die Leute, und sie hatte das Gefühl, zu ersticken. Sie versuchte, sich in sich selbst zurückzuziehen, um durchzuhalten. Zu warten. Ihren Job zu machen und bereit zu sein.

»Bist du schon lange hier?«, fragte Dex und ließ sich auf den Sitz

neben ihr gleiten.

»Vielleicht fünf Minuten.« Ihr Blick wanderte den Hügel hinauf, wo die Kanone, die nach jedem Touchdown abgefeuert wurde, auf ihrer Plattform zwischen den Bäumen hervorlugte. Eine weiße Kalifornien-Fahne flatterte im Wind. Tightwad Hill, offen für jeden, der bereit war, dort hinaufzulaufen und sich in den Dreck zu setzen. Scheiß Berkeley. »Gott, wie ich diesen Ort hasse«, sagte sie.

»Dann gib mir, was du hast, und lass uns von hier verschwinden.« Dex drehte sich um, blickte in die Menge hinter ihnen und schaute dann wieder nach vorn. Dabei wippte er nervös mit dem Knie.

Eva schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Wir machen es auf meine Weise.« Nur weil Dex behauptete, Castro sei fort, hieß das nicht, dass er nicht noch irgendwo da draußen war, sie beobachtete und nur darauf wartete, dass sie einen Fehler machte.

»Du musst dir wirklich keine Sorgen machen.«

»Deine ungenauen Angaben sind nicht gerade vertrauenerweckend«, meinte Eva. Sie zog die Handtasche unter ihrem Sitz hervor und wischte welkes Laub und altes Kaugummipapier ab, bevor sie sie neben ihre Armlehne stellte. »Du musst mir Einzelheiten nennen. Wer hat mich verfolgt? Warum? Und wieso sind sie jetzt verschwunden?«

Dex lümmelte sich in seinen Sitz. Sein Blick wanderte unentwegt hin und her. »Okay«, sagte er schließlich. »Es war eine gemeinsame Einsatzgruppe von Beamten der Drogenvollzugsbehörde und hiesigen Drogenfahndern, die Fish schnappen wollten. Das versuchen sie schon seit Jahren. Vor zwei Wochen wurde die Gruppe aufgelöst.«

»Wieso kann Fish eine ganze Einsatzgruppe zurückpfeifen?«, drängte sie.

Dex spähte über das Feld, wo die Kapelle jetzt eine Version von »Funky Cold Medina« anstimmte. Schließlich sagte er: »Eine Überwachung kostet viel Geld, und du hast ihnen nichts geliefert. Sie können dich nicht ewig beschatten. Ein paar hohe Tiere haben die Mittel gestrichen, und da es keine stichhaltigen Beweise gab, fingen Fishs Freunde in der Behörde an, sich über den *sinnvolleren Einsatz von Ressourcen* auszulassen und über das Budget zu meckern. Ihnen blieb keine andere Wahl, als die Sache abzublasen.«

»Hörst du dir eigentlich selbst zu?«, fragte sie. »Bundesbeamte. Gemeinsame Einsatzgruppe. Und du willst mir erzählen, dass ich mir keine Sorgen machen muss?«

»Wie gesagt, dieses Thema ist abgeschlossen. Du musst es vergessen.«

Sie betrachtete sein Profil, die sanften Konturen seines Kinns, die Lachfältchen um Augen und Mund. Sie kannte Dex nun seit zwölf Jahren. Aber etwas an ihm war heute anders.

In diesem Moment wurde die Kanone abgefeuert, und das Cal-Team stürmte aus dem Nordtunnel. Neben ihr sprang Dex fast von seinem Sitz. Dann erhob er sich zusammen mit den übrigen Zuschauern, als die Kapelle das Kampflied anstimmte. Aber Eva ließ sich nicht täuschen. »Alles okay?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte Dex und schob die Hände in die Taschen. »Nur ein bisschen durch den Wind.« Die Zuschauer setzten sich wieder, und das erste Viertel des Spiels begann.

»Du hast grade behauptet, alles sei in Ordnung. Was soll die Scheiße, Dex?«

Er schüttelte den Kopf. »»Es ist alles okay. Fish überprüft nur gerade diesen Typen, von dem ich dir erzählt habe. Mein Freund, der Brittany empfohlen hat.«

»Bist du in Gefahr?«

Dex lachte dumpf und sah sie mit traurigen Augen an. »Wann bin ich das nicht?«

In der Halbzeit begaben sie sich zum ersten Rang. Während die meisten Leute zu den Toiletten oder den Imbissständen strömten, führte Eva Dex zu der Tür mit der Aufschrift *Stadionclub*. Sie reichte dem Wachmann vor der Tür ihre Handtasche. Der Mann kontrollierte sie und winkte beide dann durch. Sie ließen den Lärm des Stadions hinter sich, stiegen eine Treppe hinauf und betraten einen großen Raum mit Blick auf den Campus, die Bucht von San Francisco und die Golden Gate Bridge.

»Ich besorge uns was zu trinken«, sagte Dex. Eva starrte aus dem Fenster und dachte an eine andere Zeit, an ein Büro mit fast identischem Ausblick. Der Geist von Wade Roberts verfolgte sie noch immer.

Es war das schönste Büro gewesen, das Eva in all den Jahren in Berkeley gesehen hatte. Es lag hoch oben auf dem Hügel über dem Campus, und vom Fenster aus hatte man einen beeindruckenden Ausblick auf die Golden Gate Bridge und darüber hinaus. In einer Ecke tickte eine Uhr und maß Evas Schicksal in Sekunden. Während der Dekan ihre Akte durchblättert, wanderte ihr Blick immer wieder zur Tür. Sie fragte sich, wann Wade wohl auftauchen und, wie versprochen, seine Entschuldigung vorbringen würde.

»Wie ich sehe, sind Sie Stipendiatin.« Der Dekan blickte auf und wartete auf ihre Bestätigung. Eva starrte auf seine markante Hakennase mit der Zweistärkenbrille und schwieg. Er las weiter. »Sie kommen aus St. Joe?«

Der erste Anflug von Sympathie. Sobald die Leute herausfanden, dass sie im Heim aufgewachsen war, machten sie entweder einen Schritt zurück oder einen Schritt nach vorn. Aber fast immer veränderte sich dabei ihre Sichtweise. Eva zuckte mit den Schultern und sah erneut zur Tür. »Das steht doch alles in der Akte.« Ihr Ton war schroffer als beabsichtigt, und sie wünschte, sie könnte ihre Worte zurücknehmen und noch einmal von vorn anfangen. Sie würde ihm sagen, wie sehr sie mittlerweile ihr Leben als Studentin genoss und dass Berkeley ein Ort war, an dem sich ihr jede Menge Möglichkeiten boten. Aber Eva hatte noch nie so viel Ehrlichkeit ausdrücken können, deshalb sagte sie nichts und wartete ab, was als Nächstes passierte.

»Es ist töricht, das alles wegzuwerfen, um im Chemielabor Drogen herzustellen«, meinte er.

Eva blieb es erspart, zu antworten, denn in diesem Moment ging die Tür auf, und der Assistent des Dekans führte Wade herein. Evas Anspannung löste sich. Wade hatte ihr versprochen, dem Dekan zu beichten, dass die Herstellung der Drogen seine Idee gewesen war, und die ganze Schuld auf sich zu nehmen. Als Quarterback des Footballteams würde er mit einem blauen Auge davonkommen und vielleicht ein Spiel aussetzen müssen. Nichts, was seiner Karriere schaden konnte.

Aber ihre Erleichterung verflog rasch, als Coach Garrison hinter Wade auftauchte. Eva kannte ihn bislang nur aus der Zeitung, und sie hatte ihn einmal bei dem einzigen Footballspiel, das sie je

besucht hatte, als winzigen Punkt an der Seitenlinie auf und ab gehen sehen. Sie war nur Wade zuliebe hingegangen. *Meine Freundin soll mich spielen sehen.* Das Wort *Freundin* hatte den Ausschlag gegeben. Eva war noch nie Tochter, Bekannte oder gar Freundin für irgendjemanden gewesen. Sie kam sich albern vor, weil der Vertrauensbruch sie so tief traf und weil sie tatsächlich angenommen hatte, Wade wäre anders.

»Sie hatten nur weißen«, sagte Dex und reichte ihr einen kleinen Plastikbecher mit Wein. Eva riss sich von ihren Erinnerungen los und konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart. Sie hatte geglaubt, sich wie Phönix aus der Asche erheben zu haben, um ein eigenständiges Leben zu führen. Aber es war alles eine Illusion gewesen. Selbsttäuschung. Nichts hatte sich geändert. Dex hatte Wades Platz eingenommen, und alles ging so weiter, wie es begonnen hatte, nur in größerem Umfang.

Dex nahm einen Schluck aus seinem Becher und verzog das Gesicht. »Wie viel zahlst du jedes Jahr für das Privileg, beschissenen Wein zu trinken?«, fragte er.

Das Letzte, was Eva jetzt brauchte, war eine Tonaufnahme mit Aussagen über schlechten Wein. »Manchmal frage ich mich, ob ich Fish schon mal begegnet bin, ohne es zu wissen. Vielleicht ist er ja einer von diesen edlen Spendern da drüben.« Sie deutete auf eine Gruppe älterer, in Dunkelblau und Gold gekleideter Herren, die sich neben einem Trophäenschrank versammelt hatten. »Es ergibt sogar Sinn, dass er sich auf diese Weise unsichtbar machen würde.« Dex starrte sie über den Rand seines Plastikbechers hinweg an, und sie fuhr fort: »Du kennst ihn. Wie ist er so?«

Dex zuckte mit den Schultern. »Ein ganz normaler Typ, schätze ich. Nichts Besonderes. Ziemlich Furcht einflößend, wenn man ihn wütend macht.« Ein Schauer durchfuhr ihn, und er sah Eva mit trauriger Miene an. »Fang jetzt nicht an, Fragen zu stellen.«

Eva trank einen Schluck Wein, und der scharfe Geschmack brannte ihr in der Kehle. »Keine Angst. Ich weiß, dass du mir nicht alles sagen darfst. Aber ich habe darüber nachgedacht, was eigentlich mit den Pillen passiert, nachdem ich sie dir gebe. Bisher habe ich nie überlegt, ob davon irgendwas bis zu mir zurückverfolgt

werden kann. Mit Forensik kann man schon verrückte Sachen machen.«

»Sie bleiben nicht vor Ort, wenn es das ist, worüber du dir Gedanken machst.«

»Das hängt davon ab, was du unter ›vor Ort‹ verstehst. Sacramento? Los Angeles? Noch weiter weg?«

Dex trank noch einen Schluck Wein, bevor er den Becher in einen Abfalleimer warf. »Lass uns damit Schluss machen und von hier verschwinden.«

Sie gingen einen schmalen Gang entlang zu einer Toilette mit einem geschlechtsneutralen Symbol auf der Tür und stellten sich hinter einer Mutter mit einem Kleinkind an. Als ein älterer Mann aus der Tür kam, betraten Mutter und Kind die Toilette und verriegelten die Tür hinter sich. Eine Kellnerin sagte im Vorbeigehen: »Um die Ecke gibt es größere Toiletten. Da müsst ihr nicht warten.«

Dex und Eva lächelten und versicherten ihr, dass alles okay sei. Nach weiteren fünf Minuten und dumpfem Geschrei hinter der verschlossenen Tür war Eva endlich an der Reihe. Sie verriegelte die Tür und überprüfte das Aufnahmegerät in ihrer Handtasche. Sie war frustriert, weil Dex ihr nicht noch mehr verraten hatte. Sie lehnte sich an die Wand und spürte durch den Stoff ihrer Ärmel die kalten Fliesen. Eva überlegte, was sie fragen oder tun konnte, um Dex dazu zu bringen, ihr mehr Details zu geben. Wohin die Drogen geschickt wurden und wer sie bezahlte. Informationen über Fish, die sie weitergeben konnte. Schließlich betätigte sie die Toilettenspülung. Das hell eingewickelte Päckchen mit den Pillen holte sie erst hervor, nachdem sie sich die Hände gewaschen und abgetrocknet hatte.

Sie legte das Päckchen oben auf den Handtuchspender, verließ die Toilette und ließ Dex nach ihr durch die Tür schlüpfen. Als er wieder herauskam, tätschelte er seinen Mantel und sagte: »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, aber ich möchte lieber nicht zur zweiten Halbzeit bleiben.«

»Verstehe«, erwiderte sie. Sie verließen den Club, gingen die Treppe hinunter und dann aus dem Stadion.

Draußen blieben sie stehen. »Hör mal«, meinte Dex. »Wir sind beide ein wenig überdreht, und du hast recht damit, vorsichtig zu

sein.« Er deutete auf das Stadion hinter ihnen, wo das Spiel wieder begonnen hatte. »Wir machen es auf deine Weise, bis wir beide wieder entspannter sind.«

Sie sah ihn an. Nun, da er bekommen hatte, was er wollte, wirkte sein Gesichtsausdruck weicher. Er war gleichzeitig Beschützer und Gefängniswärter. Egal, wie er sich ihr gegenüber verhielt, Dex war nicht ihr Freund. Sie durfte nicht vergessen, dass er nicht um ihr Wohlergehen besorgt war, sondern um sein eigenes.

Eva schenkte ihm ein dankbares Lächeln und sagte: »Danke, Dex.« Solange er glaubte, mit ihr klarzukommen, würde er nicht bemerken, wie sie ihn manipulierte.

Anstatt zu arbeiten, setzte sich Eva später am Abend vor den Computer und starrte auf ein leeres Suchfeld. Im Stadion hatte sie sich heute daran erinnert, wie es damals gewesen war, ganz allein in diesem Büro zu sitzen, ohne jemanden, der sich für sie einsetzte und sagte: *Eva ist ein guter Mensch. Sie hat eine zweite Chance verdient.* Und sie fragte sich, ob eine zweite Chance überhaupt möglich gewesen wäre. Liz' Worte fielen ihr wieder ein. *Wissen ist Macht.* Liz hatte die Mauern durchbrochen, die sie selbst errichtet hatte. Und sie war sich nicht sicher, ob sie jetzt dabei war, sie wieder aufzurichten oder sie komplett zu zerstören.

Eva versuchte, sich auf das schmerzlichste Ergebnis vorzubereiten – dass ihre Mutter, mittlerweile genesen, mit Familie und Freunden ein glückliches Leben führte –, und trug den vollständigen Namen ihrer Mutter in das Suchfeld ein. Lediglich der helle Bildschirm erleuchtete den Raum und ihr Gesicht. Draußen fuhr ein Auto vorbei. Die Reifen summten auf dem Pflaster. Dann herrschte wieder Stille, die nur vom Zirpen der Grillen unterbrochen wurde.

Eva drückte die Return-Taste.

Eine lange Liste mit Treffern poppte auf. Rachel Ann James auf Facebook. Bilder. Twitter. Eine Rachel Ann James auf einem College in Nebraska. Sie scrollte nach unten und klickte auf einen kostenlosen People-Finder-Link, der achtzehn mögliche Übereinstimmungen fand. Aber in keinem der Fälle passte das Alter. Ihre Mutter wäre jetzt Anfang fünfzig, und diese Personen waren

entweder zu jung oder zu alt.

Ihr Körper vibrierte vor Angst, noch mehr als bei den stressigsten Drogendeals, und sie war nahe dran aufzugeben. Den Computer auszuschalten und alles zu vergessen. Aber stattdessen startete sie eine neue Suche und gab *Rachel Ann James Todesanzeige, Kalifornien*, ein.

Diesmal war es gleich der erste Link auf ihrer Ergebnisliste. Es handelte sich um einen kurzen Abschnitt aus einer Lokalzeitung in Richmond, nur ein paar Meilen nördlich von Berkeley. Keine Details darüber, wie sie gestorben war, nur das Jahr und ihr Alter (27). *Rachel hinterlässt ihre Eltern, Nancy und Ervin James aus Richmond, Kalifornien, und ihren Bruder Maxwell (35)*. Keine Rede von der Enkelin, die sie nicht haben wollten.

Eva starrte auf den Bildschirm und hörte das Blut in ihren Ohren rauschen. Eva war damals acht gewesen. Sie versuchte, die Erinnerungen an ihre Kindheit und diese neue Information unter einen Hut zu bringen. Ihre Zeit mit Carmen und Mark. Die Rückkehr ins Kloster, wo die Nonnen wiederholt versucht hatten, mit ihrer Familie in Kontakt zu treten. Irgendwann in dieser Zeit war ihre Mutter gestorben. Und trotzdem hatten ihre Großeltern, Nancy und Ervin, die endlich von dem Albtraum, eine drogenabhängige Tochter zu haben, befreit waren, sie nicht haben wollen.

Sie dachte daran, die Todesanzeige auszudrucken, nach unten zu gehen und an Liz' Tür zu klopfen, um sie zu fragen, wie dieses Wissen ihr Macht verleihen sollte. Für Eva fühlte es sich wie tausend Nadelstiche auf der Haut an, ein Schmerz ohne Zentrum, einfach ein Flächenbrand, der sie verzehrte.

Stattdessen beendete sie ihre Suche, schaltete den Computer aus und gewöhnte sich allmählich an die Dunkelheit. Sie musste diese erneute Zurückweisung, diesen neuen Kummer neben all dem anderen erst einmal verarbeiten.

CLAIRE

Samstag, 26. Februar

Dass Rory bezüglich seines letzten Wochenendes mit Maggie gelogen hat, ist zwar interessant, aber in rechtlichem Sinne nicht belastend. Natürlich wollte er mitfühlend erscheinen, als er mir, seiner neuen Freundin, die Geschichte erzählte. Aber ich kann nicht recht glauben, dass Maggie ihre Meinung geändert hat und trotz allem zu dem Treffen gegangen ist. Maggies Hinweis auf einen beängstigenden Streit beunruhigt mich, denn ich kenne Rorys Wutausbrüche und weiß, wie leicht so einer am Fuß dieser Treppe enden konnte.

Der Brief beweist jedoch nur, dass sie gestritten haben, worüber damals ausführlich berichtet wurde. Was allerdings an mir nagt, ist die Frage, inwiefern Charlie Flanagan mit jenem Wochenende im Jahr 1992 zu tun hat. Das ist der Schlüssel zu allem. Vielleicht war er derjenige, der die Schmiergelder gezahlt hat, von denen Tante Mary erzählte, nachdem er diese illegal vom Konto der Stiftung abgezweigt hatte.

Ein kurzer Blick auf die Uhr sagt mir, dass ich nur noch eine halbe Stunde Zeit habe, bis ich mich mit Kelly treffe. Ich gehe in die Küche, hole eine Cola-Light aus dem Kühlschrank, trinke einen Schluck und starre aus dem Fenster. Während ich darauf warte, dass das Koffein meinen Kreislauf ankurbelt, male ich mir aus, wie Charlie alle Informationen, die er besitzt, an die Presse weitergibt. Große Enthüllungsberichte im *New Yorker*, in der *Vanity Fair* und in der *New York Times*, die Rorys Ansehen völlig demontieren. Ich weiß, das ist weit hergeholt, aber die Fantasie verleiht mir immer noch Energie.

Ich stelle die Cola-Dose auf die Ablage und eile die Treppe hinauf, um nach einer schwarzen Hose und einem weißen Oberteil zu

suchen.

Als ich vor dem Coffeshop ankomme, ist Kelly schon da. Sie wartet in ihrem Wagen. Ich öffne die Tür und steige ein.

»Bereit?«, fragt Kelly.

»Los geht's.«

Als wir das Ende des Häuserblocks erreichen, klingelt Kellys Handy. »Jacinta«, sagt sie. »Ich bin auf dem Weg zur Arbeit.« Sie hört einen Moment zu, dann flucht sie leise. »Okay, ich bin in fünf Minuten da.«

Sie legt auf und wendet den Wagen. »Sorry, meine Tochter Jacinta arbeitet gerade an diesem Projekt für ihren Kunstgeschichte-Unterricht und hat das Material für das Plakat in meinem Kofferraum liegen lassen.«

»Kein Problem«, sage ich.

»Normalerweise würde ich sie schmoren lassen, aber sie arbeitet mit einer Klassenkameradin zusammen, und die möchte ich nicht für Jacintas Nachlässigkeit bestrafen.« Sie seufzt. »Dieses Projekt hat von Anfang an genervt.«

»Worum geht es denn?«

»Um den Vergleich und die Gegenüberstellung zweier Künstler aus dem 20. Jahrhundert. Sie müssen einen Vortrag darüber halten, mit Anschauungsmaterial.« Sie verdreht die Augen. »In Berkeley wird Kunsterziehung sehr ernst genommen.«

»Wie alt ist deine Tochter?« Kelly kann nicht viel älter als Ende zwanzig sein.

»Zwölf.«

Sie sieht mich an und bemerkt mein erstauntes Gesicht. »Als ich sie bekam, war ich erst siebzehn.«

»Das muss hart gewesen sein.«

Kelly zuckt mit den Schultern. »Meine Mutter hat mich fast umgebracht, als sie von der Schwangerschaft erfuhr. Aber dann hat sie sich mächtig ins Zeug gelegt.« Wir halten an einer roten Ampel, und sie sieht mich an. »Meine Mom ist mein Fels. Ohne sie könnte ich nicht arbeiten oder zur Schule gehen. Und sie und Jacinta stehen sich sehr nah. Mich schreit meine Tochter an und verdreht die Augen, wenn ich was sage, aber meiner Mutter vertraut sie sogar

Geheimnisse an.«

»Mit zwei Jobs und der Schule hast du bestimmt viel um die Ohren«, sage ich.

Kelly lächelt, während die Ampel auf Grün schaltet. »Kann man wohl so sagen. Aber ich habe schon immer gearbeitet, deshalb bin ich daran gewöhnt. Im Coffeeshop habe ich die Frühschicht übernommen, tagsüber bin ich in der Schule, und nachts und an den Wochenenden arbeite ich für Tom im Catering-Service. Ich spare auf eine eigene Wohnung für Jacinta und mich. Im Moment wohnen wir bei meiner Mutter, aber das ist etwas beengt.«

Ich beiße mir auf die Lippe, denn ich möchte ihr nur zu gern sagen, dass sie sich mit dem Auszug Zeit lassen soll.

Kellys Zuhause liegt in einer Wohngegend mit kleinen, eingeschossigen Häusern, die der meiner Mutter in Pennsylvania sehr ähnelt. Wenn ich die Augen zumache, sieht es fast so aus, ich sei wieder daheim. Als wir in die Auffahrt einbiegen, sagt Kelly zu mir: »Komm mit rein und lern meine Familie kennen.«

Ich zögere, weil mir klar ist, dass ich besser im Wagen bleiben sollte. Es ist ein Unterschied, ob man eine von mindestens zwanzig schwarz-weiß gekleideten Kellnerinnen bei einem Event ist, oder ob man sich mit Namen und einem Händeschütteln bei Kellys Familie vorstellt. Aber es wäre seltsam, wenn ich mich weigern würde.

Ich bin überwältigt davon, wie sehr ich mir wünsche, hineinzugehen. Nach so vielen Tagen des Alleinseins möchte ich mit jemandem in der Küche sitzen und über Kunst reden. »Ich kenne mich ein wenig in Kunstgeschichte aus«, sage ich schließlich. »Vielleicht kann ich helfen.«

»Wir können jede Unterstützung gebrauchen«, meint Kelly.

Es ist genau so, wie ich es mir vorgestellt habe. Das Wohnzimmer ist nur spärlich eingerichtet, mit einer Couch, einem Liegesessel und einem Fernseher. Durch eine offene Tür ist eine kleine Küche mit Essbereich zu sehen, wo zwei Mädchen über einen Tisch gebeugt sitzen. Der schmale Flur führt vermutlich zu ein paar kleinen Schlafräumen und einem Badezimmer. Im Haus meiner Mutter herrschte dieselbe Atmosphäre, bröcklige Ecken und Kanten, aber blitzblank. Ich kann mir vorstellen, wie die drei hier abends

zusammensitzen, jede auf ihrem Lieblingsplatz. Kellys Mutter im Sessel und Kelly und Jacinta mit ineinander verschränkten Beinen auf der Couch, so wie Violet und ich früher immer vor dem Fernseher saßen.

Eine ältere Frau steht an der Küchentheke und schneidet Gemüse, während auf dem Herd ein paar Töpfe dampfen. Der Duft von Rosmarin und Salbei liegt in der Luft.

Als wir eintreten, blickt eines der Mädchen auf. »Sorry, Mom.«

Kelly führt mich in die Küche und sagt: »Üben wir mal gutes Benehmen, Jacinta. Das ist Eva.«

»Schön, dich kennenzulernen«, sage ich.

Jacinta lächelt, und in ihren braunen Augen und den scharfen Konturen ihrer Wangenknochen erkenne ich Kelly wieder. »Freut mich auch, Sie kennenzulernen.«

»Und das ist ihre Freundin Mel.«

Das andere Mädchen hebt die Hand zum Gruß, wendet sich dann Kelly zu und sagt: »Danke, dass Sie zurückgekommen sind.«

Kelly drückt ihre Schulter und meint: »Nur dir zuliebe, Mel.«

Die ältere Frau an der Küchentheke schaltet sich ein. »Tut mir leid, dass ich nicht bei ihr nachgefragt habe, bevor du gegangen bist«, sagt sie mit Blick auf Jacinta. »Sie hat behauptet, sie habe alles, was sie braucht.«

Kelly wendet sich an mich. »Eva, das ist meine Mutter Marilyn.«

Ich mache mich auf alles gefasst und warte auf ein Flackern in ihren Augen, einen fragenden Blick. So wird es immer sein, wenn ich einen Fremden treffe. Aber sie lächelt und wischt sich die Hände an einem Handtuch ab, bevor sie mir die Hand schüttelt. »Schön, Sie kennenzulernen.«

Ich bin erstaunt über die Kraft des Glaubens. Wie leicht er sich von einer Person auf die andere überträgt. Kelly glaubt, ich sei Eva, und jetzt glaubt ihre Mutter es auch. Mein Blick wandert von einer zur anderen, ihre Verbundenheit ist mir so vertraut wie ein alter Lieblingsmantel, der mich umhüllt, und ich habe das Bedürfnis, mich an den Tisch zu setzen und nie wieder fortzugehen. »Erzählt mir, was ihr euch für euer Projekt ausgesucht habt«, sage ich zu den Mädchen.

Jacinta schiebt ihren Laptop zu mir rüber, und ich sehe auf dem

Monitor zwei Gemälde. Jasper Johns' *False Start* und Jean-Michel Basquiats *Boy and Dog in a Johnnypump* .

»Gute Wahl«, sage ich. »Basquiat hat in den Straßen von New York als Graffiti-Künstler angefangen und sich zu der sozialen Ungerechtigkeit geäußert, die er gesehen und am eigenen Leib erfahren hat. Er ist dafür verantwortlich, dass Graffiti zu der legitimen Kunstform geworden sind, die wir heute kennen.«

»Ich glaube, wir haben etwas darüber gelesen. Aber es vermischt sich alles irgendwie«, meint Jacinta. »Dieses Projekt ist absolut katastrophal.«

»Jacinta«, warnt Marilyn.

»Sorry, Grandma. Es ist nur ... Sieh mal, wie verschieden sie sind. Es ist einfach, die Unterschiede zu erkennen. Aber inwieweit ähneln sie einander? Sie sind sich überhaupt nicht ähnlich.«

Ich setze mich auf den Stuhl neben ihnen und stütze die Ellbogen auf den Tisch. Er wackelt genauso wie der meiner Mutter früher. »Ich gebe euch einen Tipp. Beißt euch nicht an den Bildern fest. In der Kunst geht es um Emotionen. Die Lehrer interessiert, was euch das Werk sagt und wie ihr es auf euer eigenes Leben anwendet. Es ist total subjektiv, also habt Spaß damit.« Das Sonnenlicht, das durch die Fenster fällt, der Duft einer gekochten Mahlzeit, der den Raum erfüllt, und das beruhigende Geräusch, wenn Marilyn hinter uns den Kühlschrank öffnet und zwischen Spüle und Herd hin- und herläuft – all das fühlt sich für mich an wie eine Reise in die Vergangenheit. Ich werde eins mit dem Raum um mich herum.

Ich verbringe weitere fünf Minuten damit, die Wissenslücken der Mädchen zu füllen, indem ich ihnen etwas über den Hintergrund der beiden Künstler, über ihre Kindheit und über die frühen Einflüsse erzähle. Schließlich erinnert Kelly mich daran, dass wir gehen müssen.

»Ich mag deine Familie«, sage ich, als wir aus der Auffahrt fahren.

Kelly lächelt. »Danke. Es ist nicht immer leicht, unter der strengen Aufsicht meiner Mutter ein Kind großzuziehen. Weil ich Jacinta so früh bekommen habe, vergisst meine Mom manchmal, dass ich Jacintas Mutter bin und nicht sie. Ich weiß ihre Hilfe zu schätzen, aber für drei ist dieses Haus einfach zu klein.«

Am liebsten würde ich ihr sagen, dass ihr beengtes Leben

eigentlich ein Trost und keine Last sein sollte. Ich hatte es so eilig gehabt, mich neu zu definieren, dass mir nicht bewusst war, dass ich mir damit ein Stück meines Herzens aus dem Leib schnitt. Ich ging davon aus, dass meine Familie immer da sein und auf mich warten würde. Manchmal rede ich mir ein, dass meine Mutter und Violet immer noch in unserem Haus sind und darauf warten, dass ich endlich nach Hause komme.

»Woher weißt du das alles?«, fragt mich Kelly, als wir auf die Auffahrt zur Schnellstraße einbiegen.

Ich habe fast während der ganzen Fahrt geschwiegen, weil ich immer noch an Kellys Zuhause denken muss. Wir entfernen uns immer weiter davon, und es fühlt sich an, als würde ich mich auch von mir selbst entfernen. Von der Person, die ich sein soll.

»Auf dem College war Kunstgeschichte mein Hauptfach.« Ich denke, ich riskiere nicht zu viel, wenn ich ihr das erzähle, und es fühlt sich gut an, die Wahrheit zu sagen.

Kelly scheint beeindruckt. »Du solltest dir einen Job im Museum oder im Auktionshaus suchen.«

»Es ist kompliziert.« Auf einmal habe ich Angst, ich könnte ihr alles erzählen, wenn ich weiterrede.

Kelly lacht. »Zeig mir jemanden, dessen Leben nicht kompliziert ist.« Als ich nicht reagiere, meint sie: »Kein Druck. Ich versteh schon.«

»Ich habe gerade eine schlimme Ehe hinter mir«, gebe ich schließlich zu. »Ich kann es mir nicht leisten, dass mein Mann mich findet, darum muss ich noch mal ganz von vorn anfangen, in einem Job, wo er mich niemals suchen wird.«

Das Auto fühlt sich an wie eine Schutzschicht, sicher und warm. Während wir auf der Schnellstraße nach Oakland dahinrasen, blicke ich aus dem Fenster und beobachte die Leute in den Wagen um uns herum. So viele Geheimnisse spielen sich in ihren Köpfen ab. Keiner von ihnen wird sich für meine interessieren. Und in Kellys Kopf habe ich eine Geschichte wie viele andere auch.

»Es gehört eine Menge Mut dazu, ganz von vorn anzufangen«, meint sie.

Ich antworte nicht. Nichts von dem, was ich getan habe, war

heldenhaft oder mutig. Kelly greift über die Mittelkonsole und drückt meine Hand. »Ich bin froh, dass du da bist.«

Es war kein Scherz gewesen, als Kelly sagte, die Party heute Abend würde ein Riesen-Event. Sie findet in einer gigantischen Lagerhalle im Zentrum von Oakland statt, und zwölf von uns müssen alles aufbauen und servieren. In dem riesigen Raum stehen fast vierzig Tische für jeweils acht Personen. Als sie mich ihrem Chef Tom vorstellt, widmet er mir seine Aufmerksamkeit nur für den Bruchteil einer Sekunde. Dann ruft jemand aus der Küche nach ihm. »Danke für den Job«, sage ich, während er schon davoneilt.

»Danke, dass Sie uns aus der Klemme helfen«, ruft er noch, bevor er hinten in der Küche verschwindet. »Kelly wird Ihnen zeigen, was zu tun ist.«

Kurz darauf sind wir mit Tischdecken, Besteck und Blumenschmuck beschäftigt. »Ich warte schon seit Monaten auf dieses Event«, sagt Kelly.

»Warum?«

Ihre Augen funkeln. »Es handelt sich um ein Bankett für die Oakland A's.« Sie sieht sich in der Halle um. »In ein paar Stunden wird es hier nur so von Profisportlern wimmeln. Hoffentlich kriege ich wenigstens ein Autogramm.« Sie zwinkert mir zu. »Oder vielleicht sogar eine Telefonnummer.«

Sie macht sich wieder an die Arbeit und lässt mich meine Servietten falten. Aber plötzlich versagen meine Finger mir den Dienst. Mein Blick wandert zum Ausgang und wieder zurück zu meinem Stapel mit Tischwäsche. Ich habe schon früher Events wie dieses organisiert, mit großen Namen an imposanten Orten. Und einer meiner ersten Anrufe galt immer der Presse. Je mehr Fotografen, desto besser.

Mit zitternden Händen falte ich die Servietten zu Ende und beginne mit dem Eindecken. Ich versuche, mich daran zu erinnern, dass ich jetzt anders aussehe. Und mit der schwarzen Hose und der weißen Bluse werde ich nur eine von vielen gesichtslosen Angestellten sein, die sich durch die Menge schieben und dafür bezahlt werden, unsichtbar zu bleiben.

Nach einer Stunde auf der Party bin ich schon entspannter. Am Eingang drängeln sich die Fotografen und machen Bilder von den ankommenden Gästen. Drinnen in der Halle befinden sich nur zwei, und man kann ihnen leicht aus dem Weg gehen. Die Verkrampfung in meiner Brust löst sich wieder, und ich bahne mir einen Weg durch den riesigen Raum, biete Appetithäppchen und Servietten an. Manche Leute lächeln mich an und bedanken sich, während andere sich etwas nehmen, ohne mich dabei auch nur eines Blickes zu würdigen oder ihr Gespräch zu unterbrechen.

Ich bin erstaunt, wie körperlich anstrengend die Arbeit ist.

»Du bist ein Naturtalent«, meint Kelly, als sie mit einem Tablett voller schmutziger Gläser an mir vorbei zur Küche geht.

Ich massiere meine verspannte Schulter. »Es scheint so einfach zu sein. Die Gäste versorgen und im Hintergrund bleiben.« Ich muss an Marcy denken, die Frau vom Partyservice, den ich in New York immer gebucht habe. Ein winziges Persönchen mit der Grazie einer Jackie Kennedy und der Gemütsruhe einer Bulldogge. Sie verlangte allen, die für sie arbeiteten, Respekt ab, und sie besaß die Gabe, jedem Event Glanz zu verleihen. Ihre Mitarbeiter benahmen sich immer tadellos, aber bis heute Abend hatte ich keine Ahnung, wie schwer ihre Arbeit war. Ich frage mich, was Marcy wohl zu meinem Tod sagt und ob sie auf meiner Beerdigung für Speisen und Getränke sorgen wird.

Während ich den Gästen Muscheln im Speckmantel reiche, komme ich an einer hübschen Frau in einem engen blauen Kleid vorbei, die sich im Flüsterton mit einem gut gebauten Mann streitet, der einer der Spieler sein muss.

»Hör einfach auf damit, Donny«, zischt die Frau.

»Sag mir verdammt noch mal nicht, was ich tun soll.«

Reflexartig spannen sich meine Muskeln an, obwohl mir bewusst ist, dass er nicht mit mir spricht. Doch die Art und Weise, wie er sie anschnauzt, mit so viel Bosheit in der Stimme, lässt Furcht in mir hochsteigen, und ich bekomme Gänsehaut. Ich eile an ihnen vorbei, denn ich weiß genau, wie es ist, solcher Wut ausgesetzt zu sein. Und ich wünschte, ich könnte kehrtmachen und dieser Frau irgendwie helfen. Ich frage mich, wie viele der Anwesenden hier

wissen, dass er sie so mies behandelt. Die anderen Spieler. Deren Ehefrauen und Freundinnen. Sehen sie es und schauen einfach weg, wie so viele es bei mir taten? Tuscheln sie miteinander darüber, aber tun nichts, um zu helfen? Ich fühle mich ohnmächtig vor Zorn, wenn ich sehe, wie sorglos die Leute mit den Problemen anderer umgehen, und weil ich nicht besser bin als sie. Zuschauen und nichts tun.

Mein Blick verfolgt sie, bis sie von der Menge verschluckt werden. Ich sehe seine Hand auf ihrem Rücken und weiß, wie leicht aus einer aufmerksamen Geste ein Stoß werden kann.

Dann tritt vorne im Saal ein Mann ans Mikrofon, und die Menge applaudiert. Ich stelle mich mit meinem Tablett hinten an die Wand und lausche. Die Stimme des Mannes klingt wie die eines Radiosprechers. Er berichtet über seine jahrelange Arbeit in der Stadionkabine. Aber meine Aufmerksamkeit richtet sich bald wieder auf jenes Paar, das jetzt direkt vor mir steht. Zunächst versucht er offenbar, sie mit hohlen Phrasen und Versprechungen zum Schweigen zu bringen, aber sie will nichts davon hören. Ihre Wut steigert sich, und ich spanne meine Muskeln an und warte, wie er reagiert. *Mach ihn nicht wütend*, flehe ich stumm. *Du hast noch Zeit, das Steuer herumzureißen*. Meine Handflächen sind schweißnass, und ich atme stoßweise. Ich versuche, mich zu beruhigen, indem ich mir sage, dass alle Paare mal streiten. Nur weil mein Mann mich regelmäßig geschlagen hat, heißt das nicht, dass dieser Mann sie auch schlagen wird. Trotzdem reagiert mein Körper mit Anspannung und macht sich bereit.

Der Mann am Mikrofon sorgt wieder für Gelächter, das den Streit des Paares für einen Moment überdeckt. Aber als es abebbt, durchbrechen ihre Worte die Stille.

Köpfe drehen sich zu ihnen um. Die Frau will sich entfernen, aber Donny packt sie am Arm und zieht sie zu sich heran. Die Umstehenden schnappen nach Luft.

Ich bin nahe genug, um die Furcht in den Augen der Frau zu erkennen. Nur für einen Sekundenbruchteil, aber lange genug, um zu begreifen, dass das nicht zum ersten Mal passiert. Sie weiß, was als Nächstes kommt.

Ohne zu überlegen, lasse ich mein leeres Tablett zu Boden fallen, stoße mich von der Wand ab, mache zwei große Schritte, dränge mich zwischen die beiden und tue, was niemand je für mich getan hat. Ich presse meine Hand gegen die Schulter des Mannes und sage: »Sie müssen sie loslassen.«

Überrascht lockert er seinen Griff, und die Frau reißt sich von ihm los. Sie reibt sich den Arm, sieht den Mann über meine Schulter hinweg hasserfüllt an und sagt: »Du bist ein verdammter Lügner, Donny.«

Beim Klang ihrer Stimme drehen sich noch mehr Leute um und starren auf uns drei.

»Cressida«, sagt er. »Es tut mir leid. Ich hab es nicht so gemeint.«

»Lauf mir nicht hinterher. Ruf mich nicht an! Ich bin fertig mit dir.« Sie schiebt sich an mir vorbei in Richtung Ausgang, und ich trete einen Schritt zurück.

Und dann sehe ich sie. Drei Smartphones, die auf uns gerichtet sind und Videos von uns machen.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Dezember

Zwei Monate vor dem Absturz

Eva spulte das Band zurück und lauschte wieder Dex' Stimme. Er weigerte sich, das zu tun, was er sollte. Ich will nicht, dass dir dasselbe passiert.

Das reichte nicht, deshalb begann sie, Buch zu führen. Sie notierte die Anzahl der produzierten Pillen sowie die Daten der Tage, an denen sie sie Dex übergab. Sie konnte es nicht ständig riskieren, Tonaufnahmen zu machen, und außerdem wusste sie nicht einmal, ob Castro diese überhaupt verwerten konnte. Es war, als würde sie versuchen, blind Auto zu fahren. Sie musste mithilfe von Instinkt und Mutmaßungen ihren Weg intuitiv erraten, um an die nötigen Informationen zu gelangen.

Und während der ganzen Zeit bemühte sie sich, nicht darüber nachzudenken, was passieren würde, wenn sie aufflog. Trotz aller Bemühungen, konzentriert zu bleiben, tauchten vor ihrem inneren Auge immer wieder Bilder auf, die sie nachts aus dem Schlaf rissen. Dann wachte sie schweißgebadet und panisch auf und war sicher, dass es niemals funktionieren würde. Dass sie bereits Bescheid wussten. Aber sie machte sich diese Angst zunutze, um noch mehr zu arbeiten. Sie hatte immer häufiger schlaflose Nächte, während sie abwartete, ob Castro zurückkam. Sie konnte ihn da draußen spüren, eine Präsenz, die sich in dunklen Ecken versteckt hielt und abwartete. Sie hoffte nur, dass sie bereit wäre, wenn er wieder

auftauchte.

Unten klopfte jemand an die Tür. Sie und Liz hatten vor, bei einem besonderen Gärtnerbetrieb, den Liz im Internet gefunden hatte, einen Weihnachtsbaum zu besorgen. Eva hatte zunächst abgelehnt – nicht einmal, sondern zweimal – und Gründe angeführt, die Liz jedoch einfach überging. Sie hatte Eva so lange bearbeitet, bis diese schließlich kapitulierte. Eva sagte sich, dass es leichter war, Liz einen Gefallen zu tun, als ihr aus dem Weg zu gehen. Liz würde nur noch einen Monat lang dort wohnen, und dann wäre sie fort, zurück in Princeton, rechtzeitig zum Sommersemester. Eva bemühte sich, das Gefühl von Trauer zu ignorieren, das sie jedes Mal überfiel, wenn sie sich Liz' leere Wohnung vorstellte. Doch wenn alles gut ging, würde Eva kurz danach ebenfalls weg sein.

Sie eilte die Treppe hinunter, schnappte sich ihren Mantel und riss die Tür auf. Aber es war nicht Liz. Es war Dex.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie.

Er verschwendete keine Zeit damit, sie zu begrüßen, sondern kam sofort ins Haus und stieß die Tür mit dem Fuß hinter sich zu. »Was treibst du für ein Spiel?«, sagte er mit finsterner Miene.

Ein panischer Schreck durchfuhr sie bei dem Gedanken, dass irgendjemand herausgefunden hatte, was sie machte. »Ich verstehe nicht«, flüsterte sie.

»In dem Päckchen von letzter Woche fehlten hundert Pillen.«

»Was? Nein. Das muss ein Irrtum sein.«

»Verdammt noch mal, das ist kein Irrtum«, sagte Dex. »Was zum Teufel ist mit dir los, Eva? Bist du lebensmüde?«

Eva schüttelte den Kopf. Sie musste Dex aus dem Haus kriegen, bevor Liz auftauchte. »Ich bin müde«, sagte sie. »Ich kann nachts nicht schlafen. Ich muss mich verzählt haben.« Sie konnte ihm die tiefe Erschöpfung nicht erklären, die der Versuch mit sich brachte, gleichzeitig zwei völlig verschiedene Leben zu führen.

»Du musst das wieder in Ordnung bringen.«

»Das werde ich.«

»Heute noch«, verlangte er.

Nebenan hörte sie Liz' Schritte auf der Treppe, und für einen kurzen Moment schloss Eva die Augen. »Heute geht es nicht.«

Dex sah sie ungläubig an. »Hast du etwa was Wichtigeres zu

tun?«

Sie blickte auf den Mantel hinab, den sie immer noch in der Hand hielt. »Meine Nachbarin und ich wollen einen Weihnachtsbaum besorgen.«

Dex blickte an die Decke, als könne er nicht glauben, was sie da sagte, und strich sich über das Kinn. »Jesus Christus«, entfuhr es ihm. Dann sah er sie an, und seine grauen Augen durchbohrten sie regelrecht. »Ist dir eigentlich klar, wie viel Mühe es mich gekostet hat, Fish dazu zu bringen, mich das erledigen zu lassen? Wie nahe er daran war, jemand anders loszuschicken, der keine Fragen stellen oder sich einen Dreck um einen verdammten Weihnachtsbaum scheren würde?« Seine Stimme wurde lauter, und Eva hatte Angst, dass man ihn durch die Wand hören konnte. Oder draußen auf der Veranda, wo Liz jeden Moment auftauchen konnte.

Wie aufs Stichwort hörte sie, wie Liz ihre Haustür zuschlug und abschloss.

»Du musst gehen, Dex. Ich werde mich darum kümmern. Versprochen.«

Er sah sie durchdringend an, als wollte er herausfinden, ob da vielleicht etwas Größeres im Gange war. »Dann bis morgen«, meinte er.

»Bis morgen.«

Dex riss die Tür auf und stand plötzlich Liz gegenüber, die gerade anklopfen wollte.

»Hallo«, sagte sie, und ihr Blick wanderte neugierig zwischen Dex und Eva hin und her.

Dex' Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Ich hörte, ihr beide wollt einen Baum besorgen. Dann viel Spaß.« Er zwinkerte ihnen zu – wie immer spielte er seine Rolle perfekt –, sprang die Treppe hinunter und ging mit großen Schritten davon.

»Wer war das?«, fragte Liz. »Er sieht gut aus.«

Eva nahm ihre fünf Sinne zusammen und setzte ein fröhliches Gesicht auf, das zu Dex' freundlichem Ton passte. Das Letzte, worum sie sich im Moment kümmern wollte, war ein Weihnachtsbaum. Aber wenn sie jetzt einen Rückzieher machte, würde Liz jede Menge Fragen stellen. »Das war Dex«, erklärte sie.

»Seid ihr beide ...?« setzte Liz an und verstummte wieder.

Eva zog die Tür hinter sich zu und schloss ab. »Es ist kompliziert. Gehen wir.«

Auf der Fahrt in Richtung Norden nach Santa Rosa dachte Eva an das, was gerade vorgefallen war. Es ließ ihr keine Ruhe, wie ein nerviger kleiner Kieselstein in ihrem Schuh. Sie war wütend auf sich, weil sie so nachlässig gewesen war. Wenn sie sich um zu viele Dinge gleichzeitig kümmerte, passierten solche Fehler. Obwohl sie es nicht riskieren konnte, in irgendeiner Weise Aufmerksamkeit zu erregen, hatte sie es regelrecht herausgefordert.

Als sie die Gärtnerei erreichten, hatte sie sich einen Plan zurechtgelegt. Nach ihrer Rückkehr nach Berkeley wollte sie die Nacht durcharbeiten. Wieder mal. Jetzt versuchte sie, sich auf Liz zu konzentrieren, die gerade den Baum beschrieb, den sie kaufen wollten. Einen ganz speziellen Baum, den sie vor dem Haus einpflanzen wollten, anstatt ihn für ein paar Wochen in einen Ständer mit Wasser zu stellen.

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schön das aussehen wird«, meinte Liz, als sie zwischen den hohen majestätischen Kiefern hindurch liefen. Liz begutachtete jeden Baum, um zu sehen, ob er einen dichten Wuchs hatte, bevor sie zum nächsten ging. Sie sprach leise und schwelgte in Erinnerungen. »Mein Dad und ich haben das immer gemacht, als ich noch ein kleines Mädchen war. An jedem Ort, wo wir wohnten – und davon gab es viele –, suchten wir nach einem neuen Baum für unsere Familie.« Sie streckte die Hand aus und strich im Vorbeigehen mit den Fingerspitzen über die Kiefernadeln. »Dad machte Weihnachten zu einem magischen Fest.«

Als Eva klein war und immer noch an die Chance glaubte, dass man sie wieder zurückholte, stellte sie sich immer vor, wie Weihnachten wohl sein würde, wenn sie bei ihrer richtigen Familie aufgewachsen wäre. Wenn ihre Mutter nicht drogenabhängig, sondern die Art von Mutter gewesen wäre, die darauf bestand, dass der Weihnachtsmann tatsächlich existierte, und die bis spät in die Nacht Spielzeug einpackte und Strümpfe füllte. Und wenn Eva dann aufwachte, würde sie zum Baum rennen und das Geschenkpapier aufreißen. Jedes Geschenk wäre größer und schöner als das vorherige, und sie bekäme immer genau das, was sie sich wünschte.

Vielleicht würden ihre Großeltern und die Verwandten vorbeikommen. Vielleicht gäbe es Cousinen, andere Kinder, die das Bild von der perfekten Familie abrundeten. Aber mittlerweile hatte sich dieses Bild verändert und zu der Erkenntnis geführt, dass solche Weihnachtsfeste ohne ihre Mutter schwierig gewesen wären.

»Kommt deine Tochter in den Ferien?«, wollte Eva wissen, denn sie war sich unsicher, wie es sich anfühlen würde, Ellie kennenzulernen.

»Sie muss arbeiten«, sagte Liz. Ihr bestimmter Ton machte deutlich, dass sie nicht weiter darüber sprechen wollte.

Liz schlüpfte zwischen zwei Bäumen hindurch in eine andere Reihe. »Der da«, rief sie, aber ihre Worte wurden durch die dichten Kiefernadeln ringsherum und auf dem Boden gedämpft.

Eva folgte dem Klang ihrer Stimme und entdeckte sie vor einem fast zweieinhalb Meter hohen, perfekt gewachsenen Baum. »Wie sollen wir den nach Hause bekommen?« Eva stellte sich vor, wie sie beide mit diesem gewaltigen Gewächs auf dem Autodach den Highway entlangfuhren.

»Sie werden ihn liefern«, meinte Liz, während sie langsam um den Baum herumging und ihn von allen Seiten betrachtete. »Wir behängen ihn mit Lichterketten, damit er schön funkelt. Dann packen wir uns warm ein, setzen uns mit einer Tasse heißer Schokolade auf die Veranda und bewundern ihn. Das Beste daran ist, dass der Baum jahrelang da sein wird. Dann liegen an Neujahr keine toten Bäume mehr am Straßenrand.«

Als ob Eva jemals einen ausgedienten Weihnachtsbaum an den Straßenrand geschleift hätte. »Und was ist, wenn es regnet?«

Liz zuckte mit den Schultern. »Wetterfeste Lichterketten. Baumschmuck aus Glas und Keramik. Zu Hause in New Jersey habe ich einige Schachteln davon. Aber weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, Weihnachten ohne Baum zu feiern, habe ich ein paar Lieblingsstücke eingepackt und mitgebracht.«

Liz nahm das Schildchen, das man ihnen beim Betreten der Baumschule überreicht hatte, und hängte es an den Baum, um damit anzuzeigen, dass er ihnen gehörte. Sie entfernte ein anderes Schild, um es mitzunehmen und zum Bezahlen an der Kasse vorzulegen.

Es dämmerte schon, als sie den Parkplatz verließen und Richtung

Süden nach Hause fahren. Eva lehnte sich auf dem Sitz zurück und starrte aus dem Fenster. Der warme Schein der Nachmittagssonne verblasste, und sie dachte an die lange Nacht, die noch vor ihr lag.

Zwei Tage später wurde der Baum geliefert, die Wurzeln waren von einem Leinensack umhüllt. Er wurde mit einem großen Truck transportiert, zusammen mit der nötigen Ausrüstung, um ein Loch zu graben, das tief genug war, um ihn einzupflanzen. Liz überwachte die ganze Aktion und wählte einen Platz links neben der Veranda aus. Nachdem der Baum eingepflanzt, die Arbeiter bezahlt und mit einem Trinkgeld belohnt worden waren, öffnete Liz ihre Haustür und trug eine Schachtel mit der Aufschrift *Weihnachten* heraus.

Während aus Liz' Stereoanlage Weihnachtslieder dröhnten, machten sich die beiden an die Arbeit. Zuerst brachten sie die weiß funkelnden Lichter an, danach war der Baumschmuck an der Reihe. Liz hatte zu fast jedem Stück eine Geschichte parat. Zum Teil handelte es sich um Geschenke von Kollegen und ehemaligen Studenten, an die sie sich noch recht lebhaft und mit Freude erinnerte. Es waren auch selbst gemachte Dinge darunter, die aus der Zeit stammten, als ihre Tochter Ellie noch ein kleines Mädchen war. »Wahrscheinlich bin ich die einzige Gastprofessorin, die jemals für einen Sechs-Monate-Job eine Schachtel mit Weihnachtsschmuck eingepackt hat«, meinte sie. »Aber ich habe noch nie Weihnachten ohne Baum gefeiert.« Mit traurigem Gesicht legte sie einen Kranz aus klumpigem Teig beiseite, auf dessen Rückseite *Ellie* stand, und Eva tat so, als habe sie es nicht bemerkt.

Während sie den Baum schmückten, ertappte sich Eva bei dem Wunsch, die Zeit möge langsamer vergehen, um den Abend in die Länge zu ziehen. Sie dachte daran, wie es wohl nächstes Jahr um diese Zeit sein würde, wenn alles auf die eine oder andere Art geklärt wäre. Entweder würde sie an einem weit entfernten Ort oder tot sein. Und Liz wäre schon lange fort, ihr kurzer Aufenthalt in Berkeley nur noch eine schöne Erinnerung und Eva für sie ein weiterer Name auf einer Grußkarte.

Als das letzte Dekorationsstück aufgehängt war, verschwand Liz im Haus und kehrte kurz darauf mit einem in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand zurück. Sie überreichte ihn Eva mit den

Worten: »Ich wollte diejenige sein, die dir deinen ersten Weihnachtsschmuck schenkt. Ich hoffe, du wirst von jetzt an, egal wo du bist oder hingehst, immer an mich denken, wenn du ihn anschaust.«

Eva wickelte das Geschenk aus, und ein Singvogel aus mundgeblasenem Glas kam zum Vorschein.

»Der Hüttensänger ist der Vogel des Glücks«, erklärte Liz. »Das ist mein Weihnachtswunsch für dich.«

Eva strich mit dem Finger über die glatte Oberfläche. Der Vogel war erstaunlich detailgetreu gearbeitet, in wirbelndem Dunkelblau und Violett, das an manchen Stellen fast in Schneeweiß überging. »Liz«, flüsterte sie. »Das ist unglaublich. Vielen Dank.« Sie beugte sich hinab und umarmte Liz.

Liz zog Eva an sich und drückte sie so fest, wie Eva es sich von ihrer Mutter gewünscht hätte. Sie brach fast zusammen, so stark war ihre Sehnsucht, gesehen zu werden. Sich öffentlich zu zeigen, anstatt sich dauernd verstecken und alle Worte und Handlungen abwägen zu müssen, um nicht entdeckt zu werden. Das war alles zu viel, um es alleine durchzustehen, und Liz gehörte zu der Sorte Mensch, die Eva aus dieser Situation heraushelfen konnte. Die Worte lagen ihr auf der Zunge, bereit, jeden Moment hervorzubrechen, aber Eva schluckte sie hinunter. »Ich habe gar nichts für dich.«

»Deine Freundschaft ist mir Geschenk genug«, meinte Liz. »Lass uns die Lichter anmachen und eine Tasse heiße Schokolade trinken.«

Sie trugen Stühle aus Liz' Esszimmer auf die Veranda, setzten sich und legten die Füße auf das Geländer. Die Lichter am Baum erhellten die dunkle Nacht und hüllten mit ihrem Schein alles andere in dunkle Schatten.

»Ich habe herausgefunden, dass meine Mutter tot ist«, sagte Eva. Ihre Stimme war nur ein Flüstern in der Dunkelheit. Sie konnte Liz zwar nicht die ganze Wahrheit über ihr Leben verraten, aber dieses Detail durfte sie ruhig wissen. »Sie starb, als ich acht war.«

Liz drehte sich auf ihrem Stuhl zur Seite und sah Eva an. »Das tut mir so leid.«

Eva zuckte mit den Schultern und versuchte, sich gegen den

Schmerz zu wappnen, den sie angesichts dieser Erkenntnis immer noch spürte. »Ich versuche mir einzureden, dass es besser ist. Einfacher. Wenigstens hatte sie einen guten Grund, warum sie mich nicht gefunden hat.«

»So kann man es auch sehen«, meinte Liz und wandte sich wieder dem Baum zu. »Wirst du versuchen, deine Großeltern zu finden?«

Eva dachte daran, wie sehr sie die Entdeckung, dass ihre Mutter tot war, mitgenommen hatte. Sie war sich nicht sicher, ob sie die Kraft hatte, noch einmal enttäuscht zu werden. »Ich glaube nicht«, sagte sie. »Es ist leichter, nicht zu wissen, wo sie sind.«

»Es ist so lange leichter, bis du deine Meinung änderst«, meinte Liz. »So ist das Leben. Wenn du dazu bereit bist, machst du dich vielleicht wieder auf die Suche.«

Mit jedem Gespräch, mit jeder Vertraulichkeit verkürzte Eva die Distanz zwischen sich und Liz, gewährte ihr immer mehr Einblicke in ihr wahres Ich. Es war irgendwie beruhigend, einige ihrer Geheimnisse zu lüften. Zu wissen, dass jemand die Bruchstücke ihres alten Lebens aufbewahren und sie als diejenige in Erinnerung behalten würde, die sie gewesen war – selbst wenn sie schon längst ein neues Leben begonnen hatte.

In der Ferne läuteten die Glocken des Campanile zur vollen Stunde. Als das Läuten aufgehört hatte, sagte Liz: »Dieser Mann neulich. Erzähl mir mehr über ihn.«

Eva zögerte, denn sie war es so leid, zu lügen. »Da gibt es nichts zu erzählen. Er ist nur ein Freund.«

Liz ließ Evas Erklärung kurz sacken und fragte dann: »Bist du bei ihm in Sicherheit?«

Eva warf ihr einen kurzen Blick zu. »Natürlich. Warum?«

Liz zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, ich hätte Geschrei gehört. Und sein Gesicht, für einen kurzen Moment ...« Sie führte den Satz nicht zu Ende. »Mein Ex-Mann war auch so. Er konnte manchmal regelrecht ausrasten, und im nächsten Moment hatte es wieder den Anschein, als würde er sein wahres Ich hinter einer Maske verbergen.« Sie schüttelte den Kopf. »Dein Freund hat etwas in mir ausgelöst, das ist alles.«

Eva überlegte, ob sie Liz eine Version der Wahrheit erzählen

sollte. Dass Dex ein Kollege war. Dass sie bei der Arbeit einen Fehler gemacht und ihn dadurch gegenüber ihrem Chef in eine üble Lage gebracht hatte. Aber mit Halbwahrheiten war das so eine Sache. Sie führten rasch zu weiteren Enthüllungen und entwickelten bald eine Eigendynamik.

Liz wandte sich wieder Eva zu, sah sie an und wartete auf eine Erklärung.

»Wir hatten uns zum Mittagessen verabredet, und ich habe es vergessen«, sagte Eva schließlich. »Er war sauer. Aber jetzt ist alles wieder okay. Mir geht's gut.«

Liz hielt kurz inne, so als würde sie Evas Geschichte abwägen und auf die restliche Erklärung warten. Aber Eva schwieg, und sie spürte, wie sich Liz' Neugier und Sorge allmählich in Schmerz und Enttäuschung verwandelten, weil Eva ihr nicht die Wahrheit anvertraute. »Ich bin froh, das zu hören«, sagte Liz schließlich.

Während Eva auf den Baum starrte, ging eine Veränderung in ihr vor. Etwas Leuchtendes, Verletzliches und Gefährliches stieg an die Oberfläche und durchbrach ihre harte Schale. Und ihr wurde bewusst, dass Liz' Zuneigung erschreckender war als alles, was sie je erlebt hatte. Denn sie wusste, dass sie Liz nicht für immer an ihrer Seite haben würde.

Noch lange nachdem Liz zu Bett gegangen war, saß Eva auf der Veranda und sah zu, wie nach und nach die Beleuchtung in den Häusern entlang der Straße verlosch. Sie wollte die Lichter am Baum noch nicht ausmachen und ins Haus gehen. *Noch nicht*, flüsterte eine innere Stimme ihr zu. Sie fühlte sich unsichtbar, wie der Geist ihres früheren Ichs, der sie in ihrem jetzigen Leben aufsuchte, um sie an einen besseren Ort zu führen.

Hinter dem beleuchteten Baum vernahm Eva leise Schritte. Sie setzte sich aufrecht hin, schärfte ihre Sinne und dachte sofort an Dex. An Fish. Daran, dass sie es erst wissen würde, wenn es schon zu spät war.

Auf dem Weg zum Haus tauchte ein Mann auf. Die hellen Lichter des Baums warfen einen dunklen Schatten auf ihn, und Eva spähte in die Dunkelheit, als er auf sie zukam. Agent Castro trat in den Lichtkegel des Baums und lehnte sich an das Geländer der Veranda.

Eva blieb sitzen und wartete. All die Wochen der Vorbereitung, der Organisation, der Planung. Und nun war der Moment gekommen.

Sie warf einen Blick auf Liz' dunkle Fenster und sagte: »Wie lange warten Sie schon?«

»Schon lange«, erwiderte er. »Jahrelang.«

Eva betrachtete sein Gesicht, die dunklen Schatten unterhalb der Wangenknochen, und sie erkannte, dass sie gar nicht so verschieden waren. Beide waren sie erschöpft, weil sie versuchten, eine Fassade aufrechtzuerhalten, die schwer in den Griff zu kriegen war.

»Was können Sie mir über einen Mann namens Felix Argyros sagen?«, fragte er mit leiser Stimme.

Evas Blick ruhte auf dem Baum. »Ich habe diesen Namen noch nie gehört.« Das stimmte tatsächlich.

»Sie kennen ihn vermutlich unter dem Namen Fish.«

Sie antwortete nicht. Solange sie nichts sagte, konnte sie in diesem neutralen Raum bleiben, wo sie weder Fish verraten noch einen DEA -Ermittler anlügen musste.

»Sie sind nicht meine Zielperson, Eva«, fuhr er fort. »Wenn Sie mir helfen, kann ich Sie beschützen.«

Eva stieß ein kurzes, freudloses Lachen aus. Wenn Fish wüsste, dass Castro gerade bei ihr war, würde Eva das Ende der Woche nicht mehr erleben.

»Sie müssen eine Entscheidung treffen«, sagte er.

»Ich dachte, die Ermittlungsgruppe wurde aufgelöst.« Falls Castro überrascht war, dass sie davon wusste, ließ er sich nichts anmerken.

»Sagen wir mal, wir haben die Ermittlungen zurückgeschraubt. Sie haben sich ja zu einem ziemlichen Sportfan entwickelt.«

Obwohl Eva den Blick nicht von dem Baum abwandte, war ihre ganze Aufmerksamkeit auf Castro gerichtet. Sie achtete genau auf seine Körperhaltung und seine Körpersprache. Sie war überzeugt, dass er nichts gegen sie in der Hand hatte, sonst hätte er sie schon längst verhaftet und würde nicht mitten in der Nacht auf ihrer Veranda auftauchen und Fragen stellen. »Ich bin nur eine Kellnerin, die Football und Basketball mag«, erklärte sie.

»Wollen Sie wissen, was ich glaube?«, fragte er.

»Nicht unbedingt.«

»Ich glaube, Sie wollen aussteigen.« Obwohl er mit leiser Stimme sprach, trafen seine Worte sie bis ins Mark. Wie gut er sie schon kannte!

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu, und er lächelte, als ob sie seine Aussage damit bestätigt hätte. »Die Zeit wird knapp«, sagte er, stieß sich vom Geländer ab und stellte sich aufrecht hin. »Ich kann diese Unterhaltung entweder geheim halten oder jemandem innerhalb der Abteilung verraten, dass wir miteinander gesprochen haben. Wie, glauben Sie, würde das bei Fish ankommen?« Kopfschüttelnd fuhr er fort: »Selbst wenn Sie ihm zuerst davon erzählen, wird er Zweifel haben. Und nach meiner Erfahrung schaffen Zweifel immer Probleme.«

Eva starrte ihn an. Ihr blieb nur noch eine Möglichkeit. »Warum ich?«, fragte sie.

Castro sah ihr in die Augen und antwortete: »Weil ich Ihnen helfen möchte.«

Er legte seine Visitenkarte auf das Geländer, ging durch den Vorgarten und verschwand so leise, wie er gekommen war.

CLAIRE

Samstag, 26. Februar

Auf der Heimfahrt von dem Event sprechen Kelly und ich kein Wort. Meine Gedanken springen hin und her, und ich versuche, mir noch einmal zu vergegenwärtigen, was ich getan habe. Ich weiß genau, was diese Leute mit den Videos und Fotos, die sie geschossen haben, machen werden. Zuerst werden sie im Internet auftauchen und dann schließlich im Fernsehen. Die Frage ist nur, wann, und ob mich jemand erkennen wird.

Ich genieße die Ruhe im Auto, lehne die Stirn gegen die Scheibe und lasse den Blick über die verdunkelten Wohnungen entlang der Schnellstraße schweifen. Als wir die Auffahrt ansteuern, sagt Kelly: »Was war denn da los?«

Ich blicke weiter aus dem Fenster und frage mich, was sie wohl sagen würde, wenn ich ihr alles erzählte, was in den letzten Tagen passiert ist. Ich stelle mir vor, wie sie mich mit weit aufgerissenen Augen anstarrt, während ich beichte, was ich getan habe, um mich selbst zu retten. Das Entsetzen in ihrem Blick, das alle Freundlichkeit verdrängt. »Was meinst du?«, frage ich.

»Na, als du bei Donny und seiner Freundin dazwischengegangen bist. Was steckt dahinter?«

So spät am Abend ist die Straße fast leer. Kelly wechselt mehrmals den Fahrstreifen und bleibt schließlich auf der mittleren Spur. »Es ist besser, wenn du es nicht weißt«, sage ich.

Kelly blickt stur auf die Straße. Ab und zu erhellen die Scheinwerfer entgegenkommender Fahrzeuge kurz ihr Gesicht, bevor es wieder in Dunkelheit gehüllt wird. »Hat dein Mann dich geschlagen?«

Ich lasse die Frage im Raum stehen und frage mich, ob ich den Mut habe, sie zu beantworten. »Mehrfach«, flüstere ich schließlich.

»Und jetzt hast du Angst, er könnte das Video sehen und dich finden.«

»Ich weiß nicht, wie ich so dumm sein konnte«, sage ich.

Wir verlassen die Schnellstraße und fahren ins Zentrum von Berkeley. Die Straßen sind leer, und bald erreichen wir Evas Haus. Kelly parkt davor und wendet sich mir zu. »Lass mich dir helfen«, sagt sie.

Ich weiß besser als jeder andere, wie Geheimnisse an einem nagen können und wie sie einen vom Rest der Welt abschneiden. Außer Petra hatte ich in New York keine echten Freunde, weil ich zu viel zu verbergen hatte. Und nun, da ich geflüchtet bin, hat sich daran nichts geändert. Ich muss Kelly auf Distanz halten, um meine Geheimnisse zu wahren. Nur sind es jetzt andere Geheimnisse.

Ich schenke ihr ein mattes Lächeln und wünsche mir nichts mehr, als dass Kelly und ich Freundinnen sein könnten.

»Danke«, sage ich. »Aber dafür ist es vielleicht schon zu spät.«

Oben setze ich mich an den Computer und rufe die Website *TMZ* auf. Sofort finde ich einen Link zu dem Streit zwischen Donny und Cressida, der erst vor fünfundvierzig Minuten gepostet wurde. Die Überschrift lautet: *Streit zwischen Baseballstar Donny Rodriguez und seiner Freundin artet in körperliche Gewalt aus*. Ich klicke auf den Text, und das Video poppt auf. Kein Ton, nur das Filmmaterial, aber die Bildauflösung ist unglaublich. Man sieht Donny und Cressida, wie er sie am Arm packt und an sich zieht, und wie ich dazwischengehe.

Es gibt bereits über zweihundert Kommentare, und ungefähr in der Mitte sehe ich ihn.

NYpundit: Hey, findet ihr nicht, dass die Frau im Hintergrund Rory Cooks verstorbener Frau ein bisschen ähnlich sieht?

»Nein«, hauche ich in den leeren Raum und denke an den Google Alert, den dieser Kommentar aktiviert hat und über den Danielle und Rory nun per E-Mail informiert werden.

Rasch navigiere ich zu Rorys Posteingang und öffne seinen *Alert* - Ordner. Die E-Mail steht ganz oben auf einer langen Liste

ungelesener Mitteilungen, und mein erster Gedanke ist, sie zu löschen. Aber damit wird das Unvermeidliche nur hinausgezögert. Danielle wird die Benachrichtigung trotzdem sehen, sie lesen und schließlich auf den Link klicken. Sie wird sich das Video anschauen, vielleicht sogar mehrmals, und es dann an Bruce weiterleiten. Gemeinsam werden sie beratschlagen, wie sie es Rory am besten beibringen, dass die Frau, die ihn verlassen wollte und die angeblich tot ist, noch lebt und für einen Caterer in Oakland arbeitet.

Ich mache einen Haken neben der Mitteilung, und sicherheitshalber noch neben ein paar anderen, dann klicke ich auf *Löschen*. Anschließend leere ich den Papierkorb. Ich bin so oder so geliefert.

Am Sonntagmorgen haben bereits über hunderttausend User das Video gesehen, und ich scrolle mindestens hundert Antworten zu dem Kommentar von letzter Nacht durch. Die meisten werfen NY pundit vor, er sei blind, dumm oder ganz einfach ein kaltschnäuziger Verschwörungstheoretiker.

Leute wie du sind daran schuld, dass in diesem Land alles schief läuft. Ihr versteckt euch hinter dem Computer und entwerft haltlose Theorien in der Hoffnung, berühmt zu werden.

Aber NY pundit gibt nicht auf. Er hat einen Screenshot von meinem Gesicht aus dem Video und daneben das Bild aus dem Artikel in *Stars Like Us* gepostet.

Du sagst es, stellt ein weiterer Kommentator fest. Sie sehen sich tatsächlich ähnlich, nur die Haare sind anders.

Ich weiß, dass Rory mich trotz meiner kurzen blonden Haare sofort erkennen wird. Die Art, wie ich mich bewege, mein Gesichtsausdruck, als ich mich zwischen Donny und Cressida dränge, sind unverwechselbar. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis Rory das Video sieht und mich – mithilfe von Tom oder Kelly – ausfindig macht. Wenn es so weit ist, muss ich möglichst weit von Berkeley weg sein.

Aber bislang ist das Doc noch leer, obwohl ich jeden Moment

damit rechne, folgende Worte zu lesen:

Hast du das Video gesehen? Glaubst du, sie ist es tatsächlich?

Als schließlich ein Text erscheint, handelt er nicht von dem Video.

Bruce Corcoran:

Charlie hat mir eine E-Mail mit dem Entwurf einer Presseerklärung und einer eidesstattlichen Aussage geschickt.

Rory Cook:

Was steht drin?

Bruce Corcoran:

Alles.

Ich spüre die Tragweite dieses Wortes, egal worum es dabei geht.

Bruce schreibt weiter, und ich kann seinen beschwichtigenden Ton praktisch hören.

Bruce Corcoran:

Wir werden das natürlich nicht zulassen. Wir haben Leute, die Charlies Vergangenheit überprüfen werden. Bis zurück zu der Zeit auf dem College. Wir werden etwas finden, das dem Ganzen ein Ende macht.

Rory Cook:

Es gibt eine Menge zu tun. Halt mich auf dem Laufenden.

Bruce Corcoran:

Das werde ich.

Unten klopft es an der Tür, und ich zucke zusammen. Ich schleiche die Treppe hinunter, spähe durchs Fenster und sehe Kelly mit zwei Bechern Kaffee aus dem Coffeeshop auf der Veranda stehen. Ich bin versucht, nicht aufzumachen, sondern wieder nach oben zu gehen, um herauszufinden, was *alles* bedeutet und was genau ein Buchhalter der Stiftung über Maggie Morettis letztes Wochenende mit Rory weiß.

Aber Kelly hat mich schon gesehen. »Ich dachte, du könntest heute Morgen etwas Koffein gebrauchen«, ruft sie durch die geschlossene Tür. »Ich wollte mich auch noch bedanken, dass du den Mädchen gestern geholfen hast. Sie sind abends fertig geworden, und es ist ziemlich gut.«

Wir setzen uns auf die Couch, der niedrige Tisch steht zwischen uns. Kelly nippt an ihrem Kaffee. Ich halte den Becher in meinen Händen und spüre die Wärme des Getränks.

»Auf *TMZ* gibt es ein Video von mir«, erzähle ich.

»Ich habe es gesehen«, erwidert sie. »Aber nur online. Nicht im Fernsehen. Falls dein Ex nicht gerade auf Promiklatsch steht, ist alles gut.«

Wenn sie sich die Kommentare überhaupt angeschaut hat, hat sie wahrscheinlich nicht weit genug gescrollt, um NY pundits Worte zu lesen. Ich drehe den Becher in meiner Hand und wünsche, ich könnte ihr erklären, dass das alles nicht so einfach ist. Dass es nicht einfach aufhören wird.

»Danke, dass du vorbeigekommen bist, und dafür.« Ich hebe den Becher hoch. »Aber ich muss jetzt packen. Ich verschwinde noch heute Nachmittag.« Ich sehe mich in dem Raum um, der in den letzten Tagen mein Zufluchtsort gewesen ist. Mein Mantel über der Stuhllehne, der Zeitungsstapel auf dem Boden neben der Couch – wie schnell sich dieses Haus doch wie ein Zuhause angefühlt hat.

»Es besteht immer noch die Chance, dass er das Video nicht sieht.«

Ich stelle meinen Kaffee, den ich noch nicht angerührt habe, auf den Tisch zwischen uns. »Es ist komplizierter, als du denkst.«

»Dann erkläre es mir«, sagt Kelly. »Wenn du Geld brauchst, kann

ich dir was leihen. Wenn du eine andere Wohnung brauchst, kenne ich jemanden, der dir eine besorgen kann.«

In diesem Moment muss ich an meine Mutter denken, die nie gezögert hat, jemandem in Not Hilfe anzubieten. Selbst wenn sie es sich nicht leisten konnte. Ich würde mir nur allzu gerne von Kelly helfen lassen. Aber ich kann es nicht riskieren, sie – oder ihre Familie – in eine Sache hineinzuziehen, bei der kein vernünftiger Mensch freiwillig mitmachen würde.

»Danke«, sage ich. »Ich weiß alles, was du für mich getan hast, wirklich sehr zu schätzen. Mehr, als du dir vorstellen kannst.«

»Dann lass mich dir wenigstens helfen, noch ein bisschen Geld zu verdienen, bevor du gehst. Tom ist heute Nachmittag für eine Party gebucht. Ohne Presse, versprochen. Nur ein schlichtes Event in einem Haus in den Hügeln, mit tollem Ausblick. Ich kann dich um zwei abholen, und gegen neun bist du wieder zu Hause.« Sie lächelt mich traurig an. »Früh genug, damit du heute noch wegstommst.«

Auf der anderen Seite der Wohnzimmerwand steht Evas Auto versteckt in der dunklen Garage, und ich verspüre den inneren Drang, keine Minute mehr zu vergeuden. Meinen Kaffee in den Müll zu werfen, die Unordnung der letzten Tage zu beseitigen, meine Sachen im Auto zu verstauen und loszufahren.

Aber die Vorsicht bremst mich plötzlich. Ich kann es mir nicht erlauben, impulsiv zu sein und noch einen Fehler zu machen. Ich brauche einen Plan. Ich muss überlegen, wohin ich als Nächstes gehe, die nötigen Dokumente aus Evas Büro zusammensuchen, die ich vielleicht brauchen werde, und packen. Selbst wenn Rory das Video genau in diesem Moment sieht, könnte er frühestens morgen in der Stadt sein. Ich kann immer noch heute Nacht verschwinden, mit zweihundert Dollar mehr in der Tasche. Ich kann es mir nicht leisten, Nein zu sagen.

»Wir sehen uns um zwei.«

Nachdem Kelly fort ist, gehe ich wieder nach oben zu meinem Computer in der Hoffnung, mehr von der Unterhaltung über Charlie mitzubekommen. Aber das Doc ist wieder leer, und die Stille wirkt wie eine leise Drohung, die nur ich hören kann.

Ich fange mit Evas Schreibtisch an, suche nach dem letzten

Kontoauszug und lege ihn beiseite. Aus dem Kasten in der Ecke nehme ich den Fahrzeugbrief und den Fahrzeugschein ihres Wagens, ihre Sozialversicherungskarte und Geburtsurkunde und suche zum wiederholten Mal ohne Erfolg nach einem Pass. Ich sehe mich schon irgendwo weit weg, in einer Großstadt wie Sacramento oder Portland. Vielleicht auch Seattle. Ich suche mir ein billiges Motel oder Hostel und dann einen Job und trage in das Steuerformular Evas Daten ein. Die Kraft des Möglichen wächst in mir.

Ich schnappe mir eine Lohnabrechnung von DuPree's, dem Restaurant, wo Eva gearbeitet hat, und lege sie auf meinen Stapel. Vielleicht kann ich sie als Empfehlung verwenden. Ich streiche über meine kurzen blonden Haare. Für alle außerhalb von Berkeley *bin* ich Eva James. Ich kann es beweisen, anhand des Führerscheins, eines Bankkontos, einer Sozialversicherungskarte und der Steuerbescheide. Wie beim Blick in einen Zerrspiegel bin ich mir nicht mehr sicher, wo ich aufhöre und wo sie anfängt. Ich stelle mir vor, wie irgendein Restaurantleiter bei DuPree's anruft und sich nach mir erkundigt. *Eva James? Ja, die hat hier gearbeitet.*

Ich wende mich wieder meinem Computer zu. Wohin soll ich gehen? Es gibt mehrere Möglichkeiten. Nach Norden zu fahren scheint die beste Wahl zu sein. Es liegen so viele große Städte und Meilen zwischen hier und Kanada. Vielleicht kann ich zurückkommen und mich in Chicago oder Indianapolis niederlassen. Ich beginne meine Suche nach Jobs und günstigen Wohnungen mithilfe der Anzeigenwebsite Craigslist und rechne mir aus, wie lange mein Geld reichen wird.

Nach einer Stunde klicke ich wieder auf Rorys Doc, aber es ist immer noch leer, ein unbeschriebenes weißes Quadrat, das nichts als Stress und Angst verursacht. Es ist das Einzige, was mich noch mit meinem alten Leben verbindet, und ich bin versucht, der Sache ein Ende zu machen, mich auszuloggen und alles hinter mir zu lassen. Ich muss meinen eigenen Weg finden, über meine nächsten Schritte nachdenken und nicht über einen mutmaßlichen Skandal um Maggie Moretti, an dem vielleicht gar nichts dran ist. Maggie ist tot. Und wenn ich jetzt keinen klaren Kopf behalte, könnte ich genauso enden.

Denn sobald Rory das Video sieht, wird er bestimmt herkommen. Er wird nach Oakland fliegen, Tom ausfindig machen und Antworten verlangen. Tom wird ihm lediglich Evas Vornamen nennen können. Er besitzt kein Steuerformular, keine Personalakte mit Evas Adresse.

Aber Kelly kennt sie.

Ich sehe Rory vor mir, wie er ihr dieses Lächeln schenkt, das selbst die hartherzigsten Millionäre dazu bringt, einen Scheck auszustellen. Ich weiß, was er über mich sagen wird – dass ich ruhelos bin. Unausgeglichen. Zu Übertreibung und Lügen neige. Ich würde nur zu gerne glauben, dass Kelly dem standhalten wird, aber die Wahrheit ist, dass ich sie dafür nicht gut genug kenne. Deshalb muss ich heute Nacht gehen.

Eine kurvenreiche Straße führt hinauf zu dem Haus in den Hügeln von Berkeley, wo die Party stattfindet. Kelly und ich kommen kurz nach zwei dort an. Wir melden uns kurz bei Tom und decken anschließend die Tische in einem großen Raum mit herrlichem Blick auf die Bucht.

»Weißt du schon, wohin du gehen wirst?«, fragt Kelly leise. Der Barkeeper, den Tom eingestellt hat, ein Student um die zwanzig, hüpft mit Kopfhörern hinter der Theke herum, stellt Flaschen auf und poliert Gläser.

Ich streiche mit den Händen eine Tischdecke glatt und schaue aus dem Fenster. In der grellen Nachmittagssonne wirkt der Ausblick leicht verwaschen. »Vielleicht nach Phoenix«, lüge ich. »Oder nach Las Vegas. Nach Osten, denke ich.«

Ich habe beschlossen, nach Norden zu gehen, Sacramento zu umfahren und Portland den Vorzug zu geben. Ich will möglichst viel von meinem Bargeld sparen, indem ich zum Tanken Evas Debitkarte benutze, und so weit fahren, bis ihr Geld aufgebraucht ist. Ich habe ein paar Sachen in eine kleine Reisetasche gepackt, genug, damit es wenigstens für eine Woche auf der Straße reicht, bis ich mich irgendwo für längere Zeit niederlassen kann.

»Such dir besser kein Casino als Arbeitsplatz aus«, raunt Kelly mir zu. »Dort nehmen sie deine Fingerabdrücke.«

Ich mache einen Schritt zurück und frage mich, was sie weiß. Was könnte ich vielleicht versehentlich verraten haben?

Sie bemerkt die Panik in meinem Gesicht und meint: »Hey, ich wollte damit nur sagen, dass du das vielleicht vermeiden möchtest, falls dein Mann die Polizei einschaltet, um dich zu finden.«

Tom kommt in einer weißen Kochjacke aus der Küche und ruft uns zur Einsatzbesprechung. Kelly und ich lassen unsere Arbeit liegen und holen uns letzte Instruktionen, bevor die Party losgeht.

Als Tom fertig ist, gesellt sich die Gastgeberin zu uns. Sie ist jung – ungefähr in meinem Alter – und beachtet uns kaum, da wir ein wenig abseits stehen. Tom erklärt ihr den Ablauf, und ihr Blick schweift achtlos über uns hinweg, so als gehörten wir zum Mobiliar. »Das klingt perfekt«, sagt sie schließlich. »Bitte sorgen Sie dafür, dass ständig Appetithäppchen gereicht werden.«

Kurz darauf mischen Kelly und ich uns mit unseren schweren Tablett unter die Menge. Die Glastüren stehen offen, damit die Gäste auf eine kleine Rasenfläche mit Blick auf Berkeley und die Bucht hinaustreten können. Inzwischen ist die Sonne weitergezogen, und der zuvor leicht verschwommen anmutende Ausblick ist jetzt in Grün und Gold getaucht. Die kühle Luft ließe mich frösteln, wenn ich nicht so hart arbeiten müsste. Wie versprochen ist die Party privat, und niemand scheint Interesse daran zu haben, die Gäste zu fotografieren.

Ich stelle mein Tablett auf einem Tisch am Rand der Rasenfläche ab, sammle schmutzige Gläser und leere Teller ein und blicke zum Horizont. San Francisco ist in tiefes Blau und Violett getaucht, als die Sonne allmählich untergeht, und die Lichter auf der Bay Bridge heben sich nun deutlicher von dem sich verdunkelnden Himmel ab. Ein Strom von Autos bewegt sich in die City, ihre roten Rücklichter erinnern an eine leuchtende Kette. Hinter mir geht die Party weiter, Stimmen mischen sich unter Gelächter, Gläser klirren, Besteck klappert, und das Ganze wird von leiser klassischer Musik untermalt.

Ich nehme mein Tablett wieder auf die Schulter und gehe langsam zum Haus zurück. Als ich über die Schwelle trete, erhebt sich eine Stimme über die anderen. Eine Frauenstimme, heiter vor Erstaunen und Freude. »O mein Gott, Claire! Bist du es wirklich?«

Mir wird ganz heiß, und Panik steigt in mir hoch, während die Party um mich herum weitergeht. Mein Blick huscht zu den

Ausgängen – zum Vorder- und Hinterausgang – und ich rechne mir aus, welcher wohl näher ist. Aber um mich herum drängen sich die Leute, und es gibt keinen eindeutigen Fluchtweg.

Ich hätte abhauen sollen, als ich noch die Möglichkeit hatte. Jetzt ist es zu spät.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Januar

Sieben Wochen vor dem Absturz

Ein kalter Januarwind und ein Entschluss – so oder so, es stand fest. Entweder würde Agent Castro ihr bei der Flucht helfen, oder sie würde es auf eigene Faust versuchen. Sie trafen sich auf einem verlassenen Strandparkplatz in Santa Cruz, eineinhalb Stunden südlich von San Francisco. Eva hoffte, dass Fishs Arm nicht so weit reichte. Sie war langsam gefahren, den Blick ständig auf den Rückspiegel gerichtet, um zu sehen, ob ihr jemand folgte. Die Straße, die sich durch die niedrigen Hügel schlängelte und den Highway 101 von der Küste trennte, war nur zweispurig. Mehrmals fuhr sie an die Seite und ließ die Autos hinter ihr vorbeifahren. Niemand schien Notiz von ihr zu nehmen. Kein Wagen machte kehrt. Als sie neben Agent Castros Auto hielt, war sie überzeugt, dass sie allein waren.

Wortlos gingen sie die Treppe zum Strand hinunter. Der Wind blies ihr die Haare ins Gesicht, und das Schlagen der Wellen ließ sie erzittern. Sie fragte sich, wie sie beide wohl auf Außenstehende wirkten, während sie nun mitten im Winter am Strand entlangliefen. Würden die Leute sie für ein Paar halten, das einen Streit ausdiskutierte? Oder für Geschwister, die hergekommen waren, um die sterblichen Überreste eines geliebten Menschen zu verstreuen? Sie war sich fast sicher, dass sie in ihnen niemals eine Drogendealerin und einen DEA -Ermittler vermuten würden.

»Sie haben die richtige Entscheidung getroffen«, sagte Castro.

Eva starrte aufs Meer hinaus. Die salzige Gischt benetzte ihr Gesicht. Das Wort *Entscheidung* störte sie. Es klang, als müsste sie zwischen einem Sofa und einem Stuhl wählen, über verschiedene Möglichkeiten nachdenken und das Für und Wider abwägen.

Sie hatte das Gefühl, dass die Zeit langsamer verging und sie dazu zwang, den Moment zu erkennen, der das Vorher vom Nachher trennte. Die Folgen des letzten sauberen Bruchs, den sie erlebt hatte, reichten bis weit in die Zukunft hinein und hinterließen überall ihre Spuren. »Ich habe noch gar nichts entschieden. Aber ich will mir gerne anhören, was Sie zu sagen haben«, erklärte sie schließlich.

Castro schob seine Hände in die Taschen und blinzelte in den Wind. »Wir verfolgen Felix Argyros schon lange. Wie Sie sicher wissen, ist er in der Gegend um San Francisco sehr einflussreich. Und er ist gefährlich. Wir glauben, dass er in mindestens drei Mordfälle verwickelt ist.«

Eva sah ihn scharf an. »Wenn Sie mir Angst machen wollen, vergeuden Sie nur Ihre Zeit. Ich weiß, was er mir antun kann, deshalb werde ich mich auf nichts einlassen, bis Sie mir Schutz bieten können.«

Castros braune Augen sahen sie forschend an. Eva hielt seinem Blick stand, um ihm zu zeigen, dass sie entschlossen war, es auf ihre Weise zu machen. Sie hatte etwas, das er wollte. Und wenn er es unbedingt wollte, würde er auf ihre Bedingungen eingehen.

»Natürlich werden wir Ihnen Schutz bieten. Wir werden Sie rund um die Uhr bewachen, bis Sie ausgesagt haben, und ich wurde angewiesen, Ihnen volle Immunität anzubieten.«

Eva lachte und blickte den Strand entlang, wo in der Ferne eine einzelne Frau für einen Golden Retriever einen Stock ins Meer warf. »Immunität« ist ein nichtssagendes Wort. Ich rede von Zeugenschutz. Geben Sie mir eine neue Identität, damit ich mir woanders ein neues Leben aufbauen kann.«

Castro atmete tief aus und überlegte. »Ich kann nachfragen«, sagte er schließlich. »Aber ich kann nichts versprechen. Es ist nicht so üblich, wie Sie glauben, und wegen Leuten von Fishs Kaliber machen wir das normalerweise nicht.«

Eva war klar, dass er das sagen musste, um die Sache für seine Chefs einfacher und kostengünstiger zu machen. Aber davon wollte sie sich nicht abschrecken lassen. »Ich weiß, wie schwer es ist, einen Typen wie Fish zu überführen. Ich weiß, wie wahrscheinlich es ist, dass er aufgrund eines Formfehlers wieder freikommt. Und wenn das geschieht – was glauben Sie wohl, passiert dann mit mir? Ihre Immunität hilft mir dann auch nicht.«

»Verstehe«, sagte Castro. »Ich kann Ihnen lediglich versichern, dass wir wissen, was wir tun.«

»So wie Sie wussten, was Sie taten, als sie Brittany ins Spiel brachten?«

»Das mit Brittany war ein Fehler«, gestand er. »Aber es war kein komplettes Desaster, weil sie uns zu Ihnen geführt hat.« Er kehrte dem Meer den Rücken zu und sah Eva an. Sein Mantel blähte sich auf wie ein Fallschirm. »Sie müssen uns vertrauen.«

Eva hätte beinahe laut losgelacht. Anderen Menschen zu vertrauen hatte sich für sie noch nie ausgezahlt, und diesmal wäre es nicht anders. »Wenn Sie mir keinen Zeugenschutz bieten können, kann ich Ihnen nicht helfen.«

Castros Blick wurde sanfter, und sie bemerkte die Lachfältchen um seine Augen. Irgendwo musste irgendjemand wissen, wie er aussah, wenn er glücklich war. Sie fragte sich, wer das wohl war und wie es sich anfühlte, einen Mann zu lieben, der seine Zeit damit verbrachte, Schatten nachzujagen.

»Sehen Sie«, sagte er, »ich mache diesen Job schon ziemlich lange, und ich habe viel erlebt. Von all den Leuten, die ich in diesem Geschäft kenne, sind Sie die Einzige, die da nicht reinpasst.«

Evas Blick wanderte an ihm vorbei über die wogenden, schaumgekrönten Wellen zum Horizont, wohl wissend, dass es nur eine Illusion war, dass er immer außer Reichweite bleiben würde, egal wie weit man reiste und wie sehr man sich auch bemühte, dorthin zu gelangen. »Sie wissen gar nichts von mir«, sagte sie.

»Ich weiß, dass Sie im Heim aufgewachsen sind und was in Berkeley passiert ist. Und ich weiß, dass Sie nicht als Einzige hätten bestraft werden sollen.«

Sie verkniff sich eine Bemerkung, denn sie war wütend auf ihn, weil er ihre Geheimnisse kannte. Vor Jahren, als es ihr noch hätte

helfen können, hatte sie jemanden gebraucht, der das aussprach. Aber jetzt waren es nur leere Worte.

»Ich glaube, Sie sind ein guter Mensch, der lediglich gezwungen war, eine unmögliche Entscheidung zu treffen«, fuhr er fort. »Helfen Sie mir, dann helfe ich Ihnen.«

Eva starrte ihn an und versuchte, ihm weiszumachen, dass sie immer noch überlegte. Sie kannte das Leben gut genug, um zu wissen, dass Menschen sich nicht mehr um einen kümmerten, sobald man ihrem Anliegen zugestimmt hatte – egal, ob es um die Herstellung von Drogen oder die Weitergabe von Beweismaterial ging.

»Wenn Sie nicht kooperieren«, fuhr Castro fort, »werden wir Sie strafrechtlich verfolgen. Ihre Immunität wird aufgehoben, und wenn das geschieht, kann ich nichts mehr für Sie tun. Dann werden Sie für sehr lange Zeit im Gefängnis landen.«

Nach Evas Ansicht hatte sie genug Informationen für Castro, aber sobald sie ihm diese aushändigte, müsste er ihr nichts mehr versprechen. »Wenn Sie mir geben, was ich verlange, können wir uns vielleicht einigen«, sagte sie.

»Ich werde mein Bestes tun.«

Eva drückte die Arme fest an ihren Körper und sagte: »Ich nehme an, Sie werden mich weiter verfolgen. Ich muss Sie bitten, die Sache nicht zu erschweren. Anscheinend halten Sie Fish für einen Mittelklassedealer. Aber wenn er herausfindet, dass wir miteinander gesprochen haben, wird er mich umbringen. Und dann haben Sie gar nichts in der Hand.«

Die Rückfahrt nach Berkeley registrierte Eva kaum, denn in Gedanken ging sie ihre Möglichkeiten und ihre nächsten Schritte durch. Ungeachtet dessen, was Castro möglicherweise für sie tun konnte, musste sie darauf vorbereitet sein, alles hinter sich zu lassen – Berkeley, ihr Haus, ihren Job. Und Liz.

Es war schon dunkel, als Eva nach Hause kam. Die Lichter in Liz' Wohnung waren warm und einladend. Sie hielt inne und berührte die zarten Zweige ihres Baumes, der nun nicht mehr geschmückt war und auf das nächste Weihnachtsfest wartete, das es nie geben würde. Würde Liz annehmen, dass Eva ihn allein schmückte? Würde

sie versuchen, Eva anzurufen, und sich wundern, warum sie nicht ans Telefon ging? Würde sie zurückkommen, um Freunde zu besuchen, und feststellen, dass Evas Wohnung leer war? Eva wusste, wie sich das anfühlte, all die unbeantworteten Fragen, die einem nicht aus dem Kopf gingen und die einen in stillen Momenten quälten. *Warum?*

Als ob sie ihre Freundin herbeigezaubert hätte, erschien Liz in der Tür und spähte hinaus zu Eva, die immer noch neben dem Baum stand. »Was machst du denn da draußen?«

Eva sah sie an, umrahmt von dem hellen Lichtkegel, und antwortete nicht.

Liz machte einen Schritt hinaus auf die Veranda, und ihr Lächeln verschwand, als sie Evas Gesicht sah. »Bist du okay? Du siehst mitgenommen aus.«

»Ich bin nur müde.«

Liz schien etwas sagen zu wollen, aber sie zögerte noch. Schließlich fragte sie: »Wann wirst du mir endlich erzählen, was wirklich mit dir los ist? Immer, wenn ich dich etwas frage, bleibst du mir die Antwort schuldig. Oder du erzählst mir, dass du müde bist. Aber das ist es nicht. Warum willst du nicht mit mir sprechen?«

»Ich spreche doch mit dir. Andauernd.«

Liz schüttelte den Kopf. »Nein. Du erzählst mir von Dingen, die bereits passiert sind. Die schon vorbei sind. Aber ich weiß fast nichts über dein alltägliches Leben. Womit du dich herumschlägst. Was dich beunruhigt. Warum du nicht schlafen kannst. Wie aus dem Nichts taucht ein Mann auf und streitet sich mit dir. Danach höre und sehe ich nichts mehr von ihm.« Sie holte tief Luft. »Nein, Eva. Du sprichst nicht mit mir. Du vertraust mir nicht mal.«

»Du interpretierst zu viel in die Dinge hinein«, sagte Eva. Sie hasste ihren Tonfall. Herablassend. Abweisend. Dabei hätte sie nichts lieber getan, als sich Liz vor die Füße zu werfen und sie um Hilfe zu bitten.

Liz' Stimme klang leise, als sie auf die Veranda hinaustrat und die Arme vor der Brust verschränkte. »Ich dachte, wir wären Freundinnen. Aber du lügst mich die ganze Zeit an. Wo du hingehst. Was du tust. Mit wem du deine Zeit verbringst. Ich bin nicht dumm. Ich passe auf. Manchmal höre ich dich nachts am Telefon streiten.

Mit diesem Typ?« Liz lachte leise. »Keine Sorge, du musst mir nicht antworten. Ich weiß jetzt schon, dass du mir nicht die Wahrheit sagen wirst.«

Am liebsten hätte Eva ihr die Wahrheit entgegengeschleudert wie Gewehrkugeln und Liz' Überzeugung zunichtegemacht, dass sie ertragen könnte, was Eva verbarg. Sie stellte sich vor, wie sie die Regale in ihrer Küche beiseiteschob und Liz in ihr Kellerlabor führte. *Hier stelle ich die Drogen her*, würde sie sagen. *Auf dem Campingkocher da drüben braue ich sie zusammen, und die Hälfte davon gebe ich einem unglaublich Furcht einflößenden Mann, der mich töten würde, wenn ich damit aufhöre.*

Eva musste an Castros Worte denken. *Von all den Leuten, die ich in diesem Geschäft kenne, sind Sie die Einzige, die da nicht reinpasst.* »Ich lebe in einer Welt, in die ich nicht hingehöre«, sagte sie schließlich.

Liz machte einen Schritt auf sie zu, aber Eva wich zurück, um Abstand zu wahren. »Warum sagst du so was?«, fragte Liz. »Sieh doch, was du trotz aller Schwierigkeiten geschafft hast.«

»Und da haben wir's«, sagte Eva leise. Wovor sie ihr ganzes Leben lang davongelaufen war. Letztendlich betrachteten alle – sogar Liz – ihre Erfolge und Misserfolge durch die Brille des Mitleids, das sie für sie empfanden.

Ein Druck baute sich in Eva auf, all die Dinge kamen hoch, die sie sagen wollte, aber nicht konnte. Sie presste die Finger an ihre Schläfen und machte einen Schritt auf ihre Tür zu. Sie konnte Liz' Blick nicht mehr ertragen, sie musste sich ins Haus flüchten, wo sie wieder klar denken konnte, wo sie sich nicht verstecken und die Dinge verschleiern musste. »Ich kann nicht. Tut mir leid.«

Liz streckte die Hand aus, um den Abstand zwischen ihnen zu verkürzen, und legte sie auf Evas Arm. »Du kannst nicht vor dem davonlaufen, was dich verletzt. Du kannst es nicht begraben und hoffen, dass es verschwindet. Du musst dich ihm stellen. Blicke ihm entgegen. Sprich darüber.«

Eva zog ihren Arm weg. »Bitte, hör auf. Das lässt sich nicht mit ein paar aufmunternden Worten über Ehrlichkeit und Selbstreflexion wieder in Ordnung bringen.«

Liz zuckte zurück, aber ihre Augen glühten, und ihre Stimme

wurde lauter. »Dann erzähl es mir. Was auch immer es ist. Sag es mir einfach.«

Eva schwieg erneut. Die Worte waren einfach zu schwerwiegend, um sie auszusprechen. Sie blickte durch Liz' Fenster in deren Wohnzimmer und dachte daran, wie sie das erste Mal dort gesessen hatte voller Angst, dass ihre ganze Welt wegen Castro zusammenbrechen könnte. Sie hatte nicht begriffen, dass Liz diejenige sein könnte, die alles zerpfücken würde. Die Evas Mauern so weit niederriss, dass selbst in die dunkelsten Ecken Licht fiel. Die dafür sorgte, dass Eva sich wieder nach etwas mehr sehnte. Die sie zwang, ein besserer Mensch sein zu wollen.

Als klar war, dass Eva nichts mehr sagen wollte, zog Liz sich zurück. Eva schloss ihre Tür auf und ging ins Haus. Aber als sie die Tür hinter sich zumachte und abschloss, drang Liz' Stimme von der Veranda zu ihr herein. »Wenn du bereit bist zu reden, werde ich da sein.«

Eva ging zur Couch, kauerte sich zusammen und wünschte, sie wäre schon fort. Dass dieser Teil ihres Lebens schon abgehakt wäre.

CLAIRE

Sonntag, 27. Februar

Ich bin wie erstarrt und warte darauf, dass die Frau, der diese Stimme gehört, zu mir kommt, mich am Arm packt und mir ins Gesicht sieht. Mich zur Rede stellt und mir das letzte bisschen Freiheit raubt.

Kelly steht auf der anderen Seite des Raumes, betrachtet mich und formt mit den Lippen die Worte: *Bist du okay?* Ich nicke und zwingen mich weiterzugehen. Ich schiebe mich an den Gästen vorbei aus der Mitte des Raumes und halte dabei das Tablett auf Kinnhöhe, um mein Gesicht zumindest teilweise dahinter zu verstecken. Oder um es nach vorn auf jemand anderen kippen zu lassen, wenn es sein muss.

Unsere Gastgeberin kommt herein, Arm in Arm mit einer Frau, die ich nicht kenne. Die beiden stecken die Köpfe zusammen und sind gerade ins Gespräch vertieft, als jemand sie ruft: »Claire, komm rüber! Paula möchte dir von unserer Reise nach Belize berichten.«

In dem Moment wird mir klar, dass unsere Gastgeberin Claire heißt. Meine Hände beginnen zu zittern, und meine Arme und Beine sind plötzlich wie aus Gummi. Ich gehe zu Kelly hinüber und reiche ihr mein Tablett. »Ich muss mal zur Toilette«, flüstere ich.

»Du siehst scheiße aus«, sagt sie. »Was ist passiert?«

Ich schüttele den Kopf und wische ihre Sorge mit einer Handbewegung weg. »Ich bin okay. Ich habe vor der Arbeit nur nicht genug gegessen. Mir ist ein bisschen schummrig. Ich brauche nur eine Minute.«

»Beeil dich«, sagt sie, aber ich weiß, dass sie mir nicht glaubt.

In einem kleinen Badezimmer im Erdgeschoss spritze ich mir kaltes Wasser ins Gesicht und betrachte mich im Spiegel. Ich kann zwar mein Aussehen verändern, den Namen einer anderen Person

annehmen und in eine andere Stadt ziehen, aber die Wahrheit wird mich immer verfolgen. Egal, wie vorsichtig und zurückhaltend ich bin, ich werde stets nur einen Fehler davon entfernt sein, entdeckt zu werden.

Ich trockne mir die Hände ab, schleiche mich wieder zur Party und hole mir unterwegs ein neues Tablett. Ich nicke Kelly kurz zu und setze ein Lächeln auf. Um mich herum werden lebhafte Gespräche geführt, und ich bin wieder unsichtbar. Aber ich schnappe im Laufe des Abends mehrmals den Namen Claire auf, und obwohl ich weiß, dass ich nicht gemeint bin, zucke ich jedes Mal zusammen. Am Ende des Abends bin ich vollkommen erledigt und nervös und möchte einfach nur in Evas Auto springen und davonfahren.

Auf der Heimfahrt gebe ich mich der Erschöpfung hin, obwohl immer noch Adrenalin durch meinen Adern strömt. Das Bündel Scheine, das Tom mir gegeben hat, steckt in meiner Tasche. Zweihundert Dollar, die meine Ersparnisse auf fast achthundert Dollar ansteigen lassen. Mithilfe von Evas Auto und ihrer Debitkarte komme ich weit genug weg von hier.

»Bist du reisefertig?«, bricht Kelly das Schweigen. Wir sind nur noch wenige Häuserblocks von Evas Wohnung entfernt. Nur noch eine Ampel und ein paar Stoppschilder zwischen dem Jetzt und dem Abschied.

»Ja«, antworte ich.

Sie reicht mir einen Zettel. »Meine Nummer. Ruf mich an, wenn du was brauchst. Wenn dir danach ist, dann lass mich wissen, wo du gelandet bist.«

»Das werde ich«, sage ich, als sie vor dem Haus anhält.

Sie lächelt mich traurig an. »Wirst du nicht. Aber das ist schon okay.«

Zögernd beuge ich mich zu ihr hinüber und umarme sie ganz fest. »Danke für deine Freundschaft. Und für deine Hilfe.«

Sie sieht mich mit ihren braunen Augen an und hält meinem Blick stand. »Gern geschehen.«

Drinne gehe ich gleich nach oben. Ich brauche eine Dusche, um für die lange Fahrt, die vor mir liegt, wieder munter zu werden. Ich lasse

mich von dem Wasserdampf einhüllen und denke daran, wie ich mich das letzte Mal auf eine ganz andere Abreise vorbereitet habe. Nach dem Duschen ziehe ich mich rasch an, räume das Schlafzimmer so gut es geht auf und Sorge dafür, dass niemand eine Spur von mir entdeckt, ganz gleich, vor wem Eva davongelaufen ist. Vor der Frisierkommode bleibe ich kurz stehen. Der Zettel, den ich entdeckt habe, steckt immer noch hinter dem Spiegel. *Alles, was du dir schon immer gewünscht hast, findest du jenseits der Angst.* Ich habe keine Ahnung, was das für Eva bedeutete oder warum sie den Zettel wegwerfen wollte. Aber ich habe das dringende Bedürfnis, etwas von ihr mitzunehmen. Und ich meine nicht die Schriftstücke, die ihren Platz in der Welt definierten, nicht die Kleider, die sie getragen hat, sondern etwas sehr Persönliches. Ich hole den Zettel hinter dem Spiegel hervor und stecke ihn in die Tasche.

Dann gehe ich in ihr Büro, nehme den Stapel Papiere, die ich zusammengesucht habe, und lasse sie in meiner Handtasche verschwinden. Ich checke das Doc. Der Zeitstempel zeigt keinerlei Aktivität seit dem Austausch von heute Morgen an. Ich denke daran, was für eine Zeitverschwendung das Ganze gewesen ist. Eine sinnlose Ablenkung. Rory und Bruce sind fast immer zusammen. Alles, was sie sich zu sagen haben, können sie sich auch in einem ruhigen Raum zuflüstern. Was auch immer Charlie Flanagan über das Wochenende weiß, an dem Maggie gestorben ist – es hat nichts mit mir zu tun.

Am liebsten würde ich die Verbindung abbrechen. Aber eine innere Stimme sagt mir, dass es noch nicht vorbei ist. Da das Video noch in Umlauf ist und die Bergung der Toten weitergeht, muss ich jede verfügbare Quelle nutzen, bis ich sicher sein kann, dass die Gefahr vorbei ist.

»Und wann wird das sein?«, sage ich in das leere Zimmer hinein und warte, als ob ich eine Antwort erwarten könnte. Mit einem Seufzer schließe ich den Laptop und lasse ihn in meine Reisetasche gleiten. Dann knipse ich das Licht aus und versuche, nicht daran zu denken, wie unausgegoren mein Plan doch ist. Hauchdünn wie Papier und an den Kanten schon eingerissen.

Unten stelle ich meine Tasche neben die Couch und gehe in die Küche, um noch das letzte Geschirr wegzuräumen, das ich heute

Nachmittag abgewaschen habe. Im Kühlschrank steht im obersten Fach eine Dose Cola-Light. Ich öffne sie, um möglichst viel Koffein in mich reinzuschütten.

Im Fenster über der Spüle spiegelt sich der Raum, und ich ziehe die Vorhänge zu. Ich trinke einen großen Schluck Cola, und die Kohlensäure schenkt mir neue Energie. Hinter mir summt Evas Handy.

Ich nehme es in die Hand, und auf dem Display leuchtet *Privat* auf. Wieder diese Frau. Offenbar ist sie immer noch beunruhigt und hofft, dass Eva sie zurückruft. Ich frage mich, wie oft sie wohl noch anrufen wird, bevor sie kapiert, dass Eva nicht mit ihr sprechen will und dass es wohl doch nicht die Art von Freundschaft war, die sie sich vorgestellt hat. Sie tut mir leid, wer auch immer sie ist. Ihre Sorge läuft ins Leere, und sie wird nie erfahren, dass sie damit bei der Falschen gelandet ist.

Nach ein paar Sekunden leuchtet das Display mit einer neuen Nachricht auf. Ich bin versucht, sie zu ignorieren und zu löschen, ohne sie abzuhören, aber die Neugier ist stärker. Ich möchte noch einmal ihre Stimme hören und mir einbilden, dass ihre Sorge mir gilt. Dass da draußen jemand ist, der hofft, dass ich in Sicherheit bin. Dass ich glücklich bin. Ich drücke auf *Play*.

Aber es ist gar nicht die Frau, die nach Eva sucht. Ich erkenne die Stimme wieder. Ich habe sie schon Hunderte Male gehört, direkt an meinem Ohr.

Mrs. Cook, hier ist Danielle. Ich weiß, dass Sie nicht in diesem Flugzeug saßen. Sie müssen mich unbedingt zurückrufen.

Es rauscht in meinem Kopf, und mein Herz schlägt gegen meine Brust, in einem Rhythmus, der zu sagen scheint: *Sie wissen es. Sie wissen es. Sie wissen es.* Die Cola-Dose gleitet mir aus den Fingern und fällt zu Boden.

Ich starre auf das Handy, kann nicht atmen. Wie viele Nachrichten habe ich schon abgehört, die genau wie diese begannen? Ich fühle mich in die Vergangenheit zurückversetzt und bin wieder verkrampft und angespannt.

Hier ist Danielle.

Mit Fragen zu meinen Versäumnissen oder zu Aufgaben, die ich vergessen habe.

Hier ist Danielle.

Die ständig Druck macht und mich beobachtet.

Hier ist Danielle.

Und sie hat mich gefunden. Das bedeutet, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis Rory sich auf den Weg macht. Die Dose zu meinen Füßen liegt auf der Seite, und dunkelbraune Flüssigkeit läuft aus. Auf dem Boden bildet sich eine Lache, die wie Blut aussieht.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Januar

Fünf Wochen vor dem Absturz

An dem Tag, als Liz auszog, blieb Eva im Haus und beobachtete von ihrem Büro im oberen Stock aus, wie Liz' geliehene Möbel in den Lkw der Umzugsfirma geladen wurden. Ein paar Tage nach ihrer Auseinandersetzung hatte Liz einen Zettel durch Evas Briefschlitz geworfen, nur ein Stück Papier mit ihrer leicht geneigten akkuraten Handschrift, wie aus einer anderen Epoche. *Alles, was du dir schon immer gewünscht hast, findest du jenseits der Angst.* Eva hatte den Zettel zerknüllt und in den Papierkorb neben ihrem Schreibtisch geworfen.

Sobald Liz' Wohnung leer geräumt und der Lkw abfahrbereit war, würde Liz bestimmt vorbeikommen, um sich zu verabschieden. Eva versuchte sich vorzustellen, wie sie nach zwei Wochen weitgehender Funkstille Liz auf der Veranda gegenübertrat und nach den richtigen Worten suchte, um sich zu entschuldigen und ihr zu sagen, dass ihre Freundschaft ihr trotz ihres Verhaltens viel bedeutet hatte.

Eva lenkte sich ab, indem sie sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerte. Sie checkte ihr Bankkonto in Singapur und ordnete das Beweismaterial gegen Fish, das sie bisher gesammelt hatte. Erst kürzlich hatte sie sicherheitshalber alles notariell beglaubigen lassen. Der gelangweilte Notar hatte sie genervt – Daumenabdruck hier, Unterschrift dort –, und er hatte nicht

einmal einen Blick auf das geworfen, was Eva getippt hatte.

Aber etwas zerrte jetzt an ihrem Unterbewusstsein, eine unerledigte Sache, die sie nicht auf sich beruhen lassen wollte, bevor sie sich ein letztes Mal damit befasst hatte. Bald würde sie weg sein, mit einem neuen Namen und einem neuen Leben. Und wenn es so weit war, gab es kein Zurück mehr. Die Chance, ihre richtige Familie wiederzusehen und vielleicht sogar mit ihr zu sprechen, wäre für immer vertan.

Eva gab die Namen ihrer Großeltern bei Google ein und klickte auf eine der People-Finder-Websites. Rasch tippte sie noch ihre Kreditkarteninformation ein, um Zugang zu den Premium-Optionen zu erhalten, über die sie Telefonnummer und Adresse erfahren konnte.

Es war nicht schwer. Die ganze Zeit waren die Informationen da gewesen und hatten nur darauf gewartet, von ihr gefunden zu werden. Nancy und Ervin James und eine Adresse in Richmond, nur ein paar Meilen entfernt.

Während Liz Sandwiches für die Umzugsleute besorgte, machte sich Eva heimlich davon. Sie hielt nichts von langen Verabschiedungen. Und es gab noch zu viel, was unausgesprochen geblieben war, um sich darüber etwas vorzumachen.

Sie fuhr nach Norden und staunte, wie nahe sie die ganze Zeit beieinander gewohnt hatten. Ob sie wohl an sie dachten oder jemals nach ihr gesucht hatten? Vielleicht hatten sie nicht dafür bezahlt, Zugang zu ihrer Adresse zu erhalten, wie Eva es getan hatte, aber vielleicht hatten sie ja ihre eigene Websuche gestartet. *Eva James*. Und da stand sie auch schon, auf einer Liste von Leuten mit demselben Namen. *Alter 32, Berkeley, Kalifornien*.

Sie verließ die Schnellstraße, fuhr die letzten paar Häuserblocks entlang und gelangte schließlich in eine breite, öde Straße mit heruntergekommenen Häusern. Die Vorgärten waren voller Gerümpel, und die ganze Gegend wurde von verdorrtm Gras und Unkraut dominiert. So hatte sie es sich nicht vorgestellt, und am liebsten wäre sie weitergefahren und hätte sich weiter an die Illusion geklammert, die sie sich mit den Jahren zurechtgelegt hatte.

Sie hielt vor einem blassgrünen Haus mit einer zerbrochenen

Fensterscheibe im Garagentor. Jemand hatte ein Stück Pappe darüber geklebt, aber das Klebeband sah alt und spröde aus, und die Pappe hatte sich durch die Feuchtigkeit verzogen und schimmelte an den Ecken. Auf der anderen Straßenseite war ein Hund im Garten angekettet, dessen Gebell die Stille durchbrach.

Als sie den rissigen Zementweg hinaufging, huschte ihr Blick über den braunen Rasen und die verwilderten Sträucher, und sie versuchte sich vorzustellen, wie sie als Kind dort gespielt hatte. Aber nichts davon passte in das Bild, das sie sich so viele Jahre ausgemalt hatte. Wo waren die Blumenbeete, die ihre Großmutter pflegte? Der gepflegte Wagen in der Auffahrt? Wo waren die gebügelten Vorhänge an den Fenstern, die Einfahrt, die ihr Großvater einmal im Jahr mit dem Hochdruckreiniger säuberte? Was sie sah, war so unerwartet. Wie ein verstimmtes Klavier, das laut und schrill falsche Töne ausspuckte.

Eva stand auf der schattigen Veranda und versuchte, durch den Mund zu atmen, weil der Geruch von Zigarettenrauch durch die geschlossene Tür drang. Sie klopfte, und drinnen wurden Schritte laut. Am liebsten hätte sie kehtgemacht und wäre davongelaufen. Sie wollte gar nicht mehr sehen, was sich hinter dieser Tür verbarg.

Aber bevor sie sich rühren konnte, wurde die Tür aufgerissen. Vor ihr stand ein älterer Mann in ausgebeulten Jeans und einem alten T-Shirt; seine faltigen Arme waren mit Tattoos übersät. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er und blickte an ihr vorbei zu ihrem Wagen, der am Straßenrand parkte. Ihr fielen sofort seine Augen auf. Es waren ihre Augen. Dieselbe Form, derselbe Farbton. Für einen Moment spürte sie eine atemlose Spannung, so als habe sich gerade ein Puzzleteil an der richtigen Stelle eingefügt und damit das Bild vervollständigt.

»Wer ist das?«, rief eine Stimme von drinnen.

Über die Schulter des Mannes hinweg konnte Eva eine große, übergewichtige Gestalt auf einem Stuhl erkennen. Der Gestank des Zigarettenqualms war erdrückend, aber darunter mischte sich noch etwas anderes – der Geruch von ungewaschenen Körpern und übergekochtem Essen.

»Sorry«, sagte Eva, während sie die Stufen hinunterstieg. »Das ist das falsche Haus.«

Der Mann starrte sie an, und sie wartete mit angehaltenem Atem auf irgendein Anzeichen dafür, dass er sie wiedererkannte oder dass ihr Auftauchen etwas in ihm auslöste. Vielleicht würde er den Geist seiner toten Tochter vor sich sehen. Doch er zuckte nur mit den Schultern und sagte: »Wie Sie wollen.« Dann schlug er die Tür hinter sich zu.

Eva drehte sich um und ging den Fußweg hinunter. Mit zuckenden, unkoordinierten Bewegungen torkelte sie die Auffahrt hinunter zum Bürgersteig und zu ihrem Wagen. Als sie den Motor anließ, war sie auf sich selbst wütend, weil sie sich eingebildet hatte, diese Menschen könnten mehr sein als das, was sie vorgefunden hatte.

Als sie zurück zur Schnellstraße und dann in Richtung Süden nach Berkeley fuhr, begriff sie, dass sie sich ihr Leben lang nach etwas gesehnt hatte, das sie niemals haben würde. All die Jahre hatte sie geglaubt, dass sie das, was in Berkeley passiert war, irgendwie hätte vermeiden können, wenn ihre Familie sie genügend geliebt hätte, um sie großzuziehen. Dass sie ihren Abschluss machen und sich ein seriöses Leben hätte aufbauen können. Aber jetzt war ihr klar, dass sie es niemals nach Berkeley geschafft hätte, wenn sie bei ihrer Familie aufgewachsen wäre.

Wissen ist Macht.

Eva konnte ohne Reue fortgehen, denn sie wusste jetzt mit Sicherheit, dass die Vergangenheit nichts Wertvolles für sie bereithielt. Und dass ein zerplatzter Traum einen letztlich befreien konnte.

Als Eva zu Hause ankam, war der Umzugswagen fort und Liz' Wohnung leer. Durch die unverhüllten Fenster waren kahle Räume zu sehen, die rote Akzentwand leuchtete beinah, und Eva überfiel eine kalte, tiefe Traurigkeit.

Sie betrat die Veranda und schloss die Tür auf. Dabei bemühte sie sich, keine Notiz davon zu nehmen, dass Liz die Blumentöpfe dagelassen hatte, die sie so sorgsam gehegt hatte. Sie warf einen kurzen Blick auf den Baum zu ihrer Rechten, den sie gemeinsam gepflanzt hatten, das Einzige, was von ihrer Freundschaft geblieben war. Er würde weiter dort stehen, als stummer Wächter, der ihre

Geheimnisse bewahrte.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Februar

Eine Woche vor dem Absturz

Jeremys SMS kam fünfzehn Minuten bevor Eva losgehen wollte, um sich bei einem Basketballspiel mit Dex zu treffen.

Ich schaffe meine Seminare nicht. Am Dienstag ist ein Referat fällig, und ich brauche was, damit ich eine Eins bekomme. Bitte.

Von all ihren Kunden war Jeremy der hartnäckigste. Er bedrängte sie bereits seit Wochen, ihm etwas zu verkaufen. Sie hatte es geschafft, ihn hinzuhalten, indem sie ihm anbot, den Kontakt mit jemand anderem herzustellen. Aber er hatte abgelehnt. Er wollte nur sie. Er vertraute ihr. Früher hätte sie wegen seiner Anhänglichkeit die Augen verdreht, aber heute wusste sie, dass es klug von ihm war, vorsichtig zu sein.

Sie schrieb zurück.

Ich besuche das Basketballspiel im Haas Pavillion. Wir treffen uns zum Ende der Halbzeit am Eingang von Abschnitt zehn.

Damit blieb ihr genügend Zeit, Dex im Clubraum die Pillen zu übergeben und anschließend Jeremy zu suchen. Sie nahm zwei

Pillen, die sie aussortiert hatte – weil sie eine seltsame Form hatten oder zerbrochen waren –, und steckte sie in einen weißen Umschlag. Sie waren zwar nicht schön, aber sie würden ihren Zweck erfüllen.

Zwei Tage zuvor war Castro kurz in der Tiefkühlabteilung des Supermarkts aufgetaucht, hatte ihr Zeit und Ort für ein Treffen genannt und erklärt, dass sie in Kürze eine Antwort bekommen würde. Die Stunden und Minuten vergingen und trugen sie einem ungewissen Ausgang entgegen. Sie sah sich im Haus um und fragte sich, ob sie es wohl vermissen würde. Ihr Blick schweifte über die vertrauten Wände des Wohnzimmers. Da war ihr Lieblingssessel, in dem sie millionenmal gesessen hatte, um Fernsehen zu schauen oder zu lesen. Die Kunstdrucke an der Wand, die sie ausgesucht hatte, um ein wenig Farbe in ihr düsteres, einsames Leben zu bringen. Ihre alten Lehrbücher, die einzige Erinnerung an das, was sie einmal hatte werden wollen. Und dennoch ergaben diese Stücke nichts Zusammenhängendes. Während sie so dastand, empfand Eva eine gewisse Klarheit, als ob sie gar nicht mehr hier wäre, und sie erkannte, dass nichts davon wichtig war. Sie würde nichts vermissen. Die einzige Person, die sie gern gehabt hatte, war schon fort.

Sie schnappte sich ihren Mantel, steckte das Päckchen mit den Pillen für Dex in die eine und den Umschlag für Jeremy in die andere Innentasche. Dann verstaute sie das Aufnahmegerät, auf dem nach heute Abend vermutlich wieder nur sinnloses Geschwätz zu hören sein würde, in ihrer Handtasche. Dann schlüpfte sie aus der Tür und versuchte, Liz' leere Fenster zu ignorieren. Ihre Schritte auf der Veranda waren lauter als sonst. In ihnen hallte die Leere wider.

Sie ging die paar Blocks zum Campus zu Fuß, überquerte die große Rasenfläche, die zur Bibliothek führte, und folgte einem dunklen, gewundenen Weg, der beim Sather Gate endete. Studenten und Fans strömten zum Haas Pavillion. Eva schob sich durch die Menge, betrat die Arena und ging direkt zu ihrem Platz. Sie schenkte den Leuten ringsherum ein kurzes Lächeln. Die Gesichter waren ihr vertraut, weil sie mittlerweile sämtliche Heimspiele besuchte. Aber sie sprach mit niemandem. Stattdessen starrte sie hinunter auf das Spielfeld, wo das Team sich gerade

aufwärmte, und ließ sich vom Lärm der Arena einhüllen. Mit einem Mal wurde ihr bewusst, wie weit sie schon vom Kurs abgekommen war, wie ein Boot, das von der Strömung mitgerissen wurde. Sie war weit von ihrem Ausgangspunkt entfernt. Verloren auf See, ohne Hoffnung, jemals wieder vertrautes Festland zu betreten.

Dex tauchte erst in der Mitte der ersten Halbzeit auf. »Sorry, ich bin zu spät«, sagte er und glitt auf seinen Sitz. »Hab ich was verpasst?«

Eva ignorierte seinen Scherz und blickte hinunter zum Studentenbereich, wo es nur Stehplätze gab und wo die Zuschauer auf und ab hüpften und das gegnerische Team verspotteten. »Als Studentin war ich bei keinem einzigen Basketballspiel«, erklärte Eva. »Ich habe nur gelernt und Seminare besucht. Außer am Ende. Mit Wade.«

Dex nickte nur und sagte nichts.

»Ich habe immer gedacht, ich würde in Berkeley bleiben. Vielleicht, um zu unterrichten. Oder um in einem der Labors zu arbeiten. Das war der einzige Ort, wo ich mich wie zu Hause fühlte.« Auf dem Feld unter ihnen hatte ein Spieler einen *Rebound* gefangen und einen schnellen Gegenstoß auf den gegnerischen Korb ausgeführt, und die Menge jubelte. Aber Eva fuhr fort: »Ich führe eine umgedrehte Version des Lebens, das ich eigentlich haben wollte. Ich lebe hier in Berkeley. Ich habe Geld und ein Zuhause. Ich habe alles, was ich mir gewünscht habe, und trotzdem fühlt sich alles falsch an.«

Dex änderte seine Sitzposition, damit er sie ansehen konnte. »Meinst du, alle anderen haben es besser?« Er deutete auf einen älteren Herrn am Ende ihrer Sitzreihe, dessen Sweatshirt an den Bündchen ausgefranst war und der tiefe Ringe unter den Augen hatte. »Sieh dir diesen Typ an. Ich wette, er arbeitet irgendwo in der City als Buchhalter. Bei Tagesanbruch nimmt er die U-Bahn und drängt sich im Zug in die hinterste Ecke. Sein Frühstück isst er am Schreibtisch. Er kriecht seinem Chef in den Arsch und nimmt seine zwei Wochen Sommerurlaub. Er verdient kaum genug Geld, um sich seine Basketball-Dauerkarte leisten zu können. Wäre dir dieses Leben lieber? Da ist unseres doch eindeutig besser.«

Am liebsten hätte sie ihn erwürgt. *Besser?* Wenn man sich

verstecken und ständig auf der Hut sein musste? Wie viele von diesen Leuten hier mussten schon ständig Angst haben, verhaftet oder wegen eines Fehlers umgebracht zu werden?

Sie war nervös, weil sie ein Leben führte, das allmählich ins Leere lief. Aber je länger es dauerte, desto unsicherer wurde sie, ob Castro sie da tatsächlich herausholen konnte. Sie brauchte einen Plan B, eine Möglichkeit, um im Notfall selbst unterzutauchen.

Als der Geräuschpegel in der Arena anstieg, beugte sich Eva näher zu Dex und sprach leiser, damit ihr Rekorder ihre Worte nicht aufnahm. »Eine meiner Kundinnen ist eine Studentin, die einen falschen Ausweis haben möchte«, sagte sie und hoffte, dass Dex das Zittern in ihrer Stimme nicht bemerkte. »Sie ist neunzehn und möchte die Clubs in San Francisco besuchen. Kennst du jemanden, der ihr einen machen kann?«

Es gab kein Anzeichen dafür, dass Dex ihr die Geschichte nicht glaubte. Er stützte die Ellbogen auf die Knie, neigte den Kopf zur Seite und sah sie an. »Früher kannte ich jemanden in Oakland. Aber das ist schon Jahre her. Damals konnte man die Fotos einfach austauschen.« Er schüttelte den Kopf. »Aber heutzutage? Am besten sucht sie sich ein Mädchen, das so aussieht wie sie und das bereit ist, ihr gegen Bezahlung ihren Führerschein zu überlassen, um ihn dann als gestohlen zu melden. So was passiert ständig.«

Eva blickte aufs Spielfeld und tat so, als würde sie sich für das Geschehen dort interessieren, damit Dex die Niedergeschlagenheit in ihrem Blick nicht sehen konnte. »Das habe ich ihr auch gesagt«, meinte sie. »Aber du weißt ja, wie diese College-Kids sind. Mit neunzehn kommen einem zwei Jahre wie eine Ewigkeit vor.«

Ein Signal ertönte und kündigte ein *Time-out* an. Aus dem Lautsprecher dröhnte Musik.

Evas Stimme wurde wieder lauter. »Was ist eigentlich mit deinem Freund passiert, der Brittany empfohlen hat?«

Dex starrte auf die Cheerleader, die auf dem Spielfeld unter ihnen tanzten, und sagte: »Man hat sich um ihn gekümmert. Es war nicht meine Entscheidung, aber ich kann nicht sagen, dass es mir leidtut.«

»Bist du dir sicher, dass er an den Ermittlungen beteiligt war?«

Dex schüttelte den Kopf. »Das spielt keine Rolle.«

»Es kommt mir ziemlich gefährlich vor, den Typen loszuwerden,

der Brittanys Kontaktmann war«, meinte sie. »Wird das nicht wieder die Polizei auf den Plan rufen?«

Dex lächelte verkrampft. »Sie werden ihn niemals finden.«

Eva verspürte plötzlich eine innere Leere, und sie wartete darauf, dass er fortfuhr.

»Fish besitzt eine Lagerhalle in Oakland. Irgend so ein Import-Export-Scheiß. Im Keller befindet sich eine Verbrennungsanlage.«

Eva schluckte trocken und bemühte sich, seinem Blick standzuhalten. Sie nickte und hoffte, dass ihr Aufnahmegerät diese Informationen festhielt und nicht nur die aufgeblasene Musik von Daft Punk. Unter ihnen wirbelten und tanzten die Cheerleader mit wehenden Haaren herum und bewegten Arme und Beine immer schneller zum Takt der Musik.

Eva bekam Platzangst. Die Hitze in der Arena, die vielen Menschen, dicht gedrängt auf ihren engen Plätzen, die bis unters Dach reichten – all das gab ihr das Gefühl, als würde sie langsam eingekreist. Eva blickte zu der Uhr auf der Anzeigetafel. »Gehen wir, bevor alle anderen gehen«, meinte sie. »Ich bekomme allmählich Kopfschmerzen und möchte nur noch nach Hause.«

»Das musst du mir nicht zweimal sagen.« Dex zwängte sich aus dem Sitz und schob sich an den Leuten in ihrer Reihe vorbei, und Eva folgte ihm.

Sie waren die Ersten in der Schlange vor der Toilette, und die Übergabe der Pillen dauerte weniger als dreißig Sekunden. »Dann bis nächste Woche?«, fragte Dex und zog seinen Mantel fest um sich.

Eva sah aus dem Fenster des Clubhauses auf das Baseballfeld und dachte daran, dass in ein paar Monaten, wenn es Frühling war, die Spieler dort unten wieder über die *Bases* laufen und Sonnenblumenkerne ins Gras spucken würden. Hoffentlich wäre sie dann schon weg, so oder so.

Eva betrachtete Dex' Profil, das ihr inzwischen schon so vertraut war wie ihr eigenes. Es war ein hartes Leben, und er hatte sein Bestes gegeben, um ihr alles beizubringen, was er wusste. Und sie war eine gelehrige Schülerin gewesen. Lange Zeit hatte sie sich damit wohl gefühlt. Aber das lag weit zurück, wie die verblassten

Schnappschüsse von einer Person, die sie früher einmal kannte. »Klar doch«, sagte sie. »Sei vorsichtig.«

»Immer«, meinte er augenzwinkernd.

Zurück im Gedränge, warf sie einen Blick auf die Uhr. Sie hatte noch fünf Minuten, um durch die Arena zu kommen und sich mit Jeremy zu treffen. Was die Kopfschmerzen betraf, hatte sie nicht gelogen. Ihre Schläfen schmerzten, und ihr war klar, dass sie am Ende der Nacht eine ausgewachsene Migräne haben würde. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und schrieb Jeremy eine weitere SMS .

Wir treffen uns jetzt am Eingang von Abschnitt zwei.

Sie schob sich durch die Tür des Clubhauses und stürzte sich wieder in die Menge. Leute drängten sich auf dem Weg zu ihren Plätzen an ihr vorbei, und sie hielt Ausschau nach einer ruhigen Ecke, wo sie warten konnte. Sie blickte über das Spielfeld hinüber zu Abschnitt zehn, um zu sehen, ob Jeremy dort auf sie wartete, als ihr ein Mann ins Auge fiel.

Zuerst sah sie ihn nur von hinten. Kurzes braunes Haar. Ein Sakko, das weit genug war, um darunter ein Pistolenhalter zu verstecken. Wie in Zeitlupe beobachtete sie, wie er einen Blick auf sein Handy warf, etwas las, sich von der Wand abstieß und in ihre Richtung ging.

Sie blickte auf ihr eigenes Handy, als würde sie es zum ersten Mal sehen. Auf einmal kam ihr die Erkenntnis, und vor ihren Augen verschwamm alles. Sie dachte an jede SMS , die sie in den vergangenen Wochen verschickt hatte. An Dex. An Liz. An Jeremy, mit genauer Zeitangabe und Treffpunkt. Und nun stand Castro dort, wo eigentlich Jeremy hätte sein sollen.

Plötzlich sah sie alles wieder vor sich. Ein Stück weißes Papier, das durch ein geöffnetes Autofenster gereicht wurde. *Brittany*. Sie hatte ihre Nummer und konnte sie weitergeben. Die Whispr-App war nutzlos, wenn jemand zur selben Zeit wie sie ihre Textnachrichten las.

Mit gesenktem Kopf bahnte sie sich einen Weg durch die Menge, eine einsame Gestalt gegen einen Strom von Menschen, die zurück zu ihren Plätzen wollten. Sie hatte Angst, jemandem in die Augen zu

sehen, und sie war sicher, dass Castro sie jeden Moment packen und auffordern würde, ihre Taschen zu leeren. Sie müsste ihm erklären, warum sie immer noch Drogen verkaufte, und er würde ihr mitteilen, dass das Geschäft geplatzt sei.

Sie stürzte aus einem Seitenausgang hinaus in die kalte Nachtluft und rannte die Treppe hinunter, das kompromittierende Handy immer noch fest in der Hand. Als sie an einer überfüllten Mülltonne vorbeikam, kämpfte sie gegen den Drang an, das Telefon unter alten Essensverpackungen und leeren Bechern zu vergraben, um es so schnell wie möglich loszuwerden. Aber sie behielt es, denn ihr war klar, dass sie es noch brauchen würde, um Castro in dem Glauben zu lassen, dass sich nichts geändert hatte.

Mit schnellen Schritten ging sie Richtung Sproul Plaza und schickte Jeremy eine weitere SMS .

Übrigens hab ich heute zufällig deine Mom getroffen. Sie sieht toll aus!

Das war die verschlüsselte Nachricht, die sie mit ihren Kunden ausgemacht hatte, um ihnen Bescheid zu geben, wenn ein Treffen zu unsicher war. Hoffentlich würde Jeremy zu seinem Platz im Studentenbereich zurückgehen und sie vergessen.

Eva ging den Bancroft Way hinauf, warf den Umschlag mit Jeremys Pillen in eine Mülltonne vor dem Gebäude der Studentenvereinigung und machte sich dann auf den Heimweg.

CLAIRE

Sonntag, 27. Februar

Mrs. Cook, hier ist Danielle. Ich weiß, dass Sie nicht in diesem Flugzeug saßen. Sie müssen mich unbedingt zurückrufen.

Eine gewaltige Angst erfasst mich, als ich das Handy weglege und davor zurückweiche, so als ob Danielle mich durch das Telefon hindurch packen und zurück nach New York zerren könnte, wo Rory auf mich wartet.

Gedanken wirbeln in meinem Kopf herum, und ich gerate in Panik. Wie hat sie mich so schnell gefunden? Das Video steht erst seit nicht einmal vierundzwanzig Stunden im Netz. Und dann packt mich die schreckliche Erkenntnis. Konnte das alles ein abgekartetes Spiel gewesen sein? Woher sollte Danielle sonst wissen, wie sie mich erreichen konnte – auf einem Wegwerfhandy, das einem völlig Fremden auf der anderen Seite des Landes gehörte? Ich atme schnell und keuchend und kämpfe gegen den Drang an, mich zu übergeben.

Wenn Rory und Eva unter einer Decke steckten ... Ich versuche, diesen Gedanken weiterzuspinnen. Wie sie sich kennengelernt haben, wie sie geplant haben, mich nach Puerto Rico zu schicken und in letzter Minute in einen Ticket-Tausch zu verwickeln. Wie sie dafür gesorgt haben, dass ich an einem Ort strande, wo ich niemanden kenne. Mittellos, isoliert und allein. Ein perfektes Zielobjekt. Denn wenn mir hier etwas passiert, wird niemand davon erfahren.

Aber das passt alles irgendwie nicht zusammen. Das Flugzeug sollte nicht abstürzen. Und ich hatte nie vor, in Evas Haus zu landen. Ich wollte Petra anrufen. Ich wollte innerhalb weniger Stunden in Evas Rolle hinein- und auch wieder herausschlüpfen. Rory konnte nicht wissen, dass es mich hierher verschlagen würde. Und er hat

das Ganze gewiss nicht inszeniert.

Ich lasse die Stille des Hauses auf mich wirken, um zur Ruhe zu kommen und die Ereignisse so zu betrachten, wie sie tatsächlich passiert sind. Nicht mit den Augen einer misshandelten, paranoiden Frau, die Gefahren sieht, wo gar keine sind. Meine Gedanken laufen rückwärts. Irgendwo, irgendwie gibt es einen Zusammenhang. Ich nehme wieder das Handy in die Hand, streiche mit den Fingern über die Kanten und starre auf das schwarze Display, in dem sich mein schwacher Schatten widerspiegelt.

Ich. Bruce hat Rory erzählt, er habe die Nummer überprüft, die ich am Tag des Absturzes angerufen hatte. Ich denke an den Abend zurück, an dem ich Evas Handy entsperrt und Petras Nummer gewählt hatte, in der Hoffnung, irgendwie Anschluss zu bekommen. Wenn sie auf die Anrufliste für Petras Nummer zugreifen können, können sie feststellen, wer versucht hat, sie zu erreichen.

Ich selbst habe Danielle auf meine Spur gebracht. Und wenn sie meine Nummer kennen, was wissen sie dann sonst noch? Könnten sie mich irgendwie über das Handy orten? Ich blicke zum Küchenfenster, zur Hintertür, und denke daran, sie zu öffnen und das Telefon in die Büsche zu werfen.

»Denk nach, Claire.«

Meine Stimme klingt krächzend in dem leeren Raum. Das ist keine TV -Serie oder ein schlechter Film. Rory besitzt viel Geld, und Bruce hat Verbindungen, über die er an so manche Information gelangen könnte. Trotzdem glaube ich nicht, dass sie die Möglichkeit haben, das Handy zu orten und mich zu verfolgen, wie es die Polizei tun könnte.

Ich atme mehrmals hintereinander tief ein und aus und stelle mir dann die wichtigste Frage.

Warum ruft Danielle an und nicht Rory? Das passt nicht zu Rorys Vorgehensweise. Und wenn sie wüssten, wo ich bin, hätten sie gar nicht erst angerufen. Rory wäre einfach aufgetaucht, wenn ich es am wenigsten erwartete. *Hallo, Claire.*

Mit zitternden Händen höre ich noch einmal die Nachricht ab. Danielles Stimme jagt mir erneut einen Schauer über den Rücken, obwohl ich den Text mittlerweile kenne. *Ich weiß, dass Sie nicht in diesem Flugzeug saßen. Sie müssen mich unbedingt zurückrufen.*

Diesmal bemerke ich die Dringlichkeit in ihrer Stimme, als ob es eine Warnung und keine Drohung sein sollte.

Eines ist sicher, ich muss hier weg. Die Backofenuhr zeigt kurz nach zehn an. Spät genug, um unbemerkt aus der Stadt zu kommen, aber noch früh genug, um nicht die Einzige auf der Straße zu sein. Ich lasse mein Gepäck neben der Tür stehen, schnappe mir Evas Schlüsselbund und gehe zur Garage. Mal sehen, ob ihr Auto funktioniert.

Die Garage ist mit einem Vorhängeschloss gesichert. Ich blinzele in die Dunkelheit und sehe die Schlüssel durch, bis ich den richtigen gefunden habe. Dann öffne ich das Schloss und bete, dass der Wagen anspringt. Dass genug Benzin im Tank ist. Dass er funktionstüchtig genug ist, um mich von hier fortzubringen.

Das Tor hebt sich mühelos, und ich betrete die stockfinstere Garage. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkenne ich die Umrisse von verstaubten Regalen mit Farbdosen und eine von Spinnweben bedeckte Leiter an der Wand. Aber kein Auto. Lediglich schwache Reifenspuren an der Stelle, wo eigentlich der Wagen stehen sollte, und in der Mitte eine Wanne mit getrockneten Ölspritzern. Der Anblick trifft mich wie ein Schlag und macht jede Hoffnung zunichte. Egal, welchen Weg ich auch wähle, mit einem Mal schlagen die Türen wieder zu, und ich sitze immer tiefer in der Klemme.

Ich gehe in den hinteren Teil der Garage und betrachte die kahlen Wände, als ob ich dort einen Hinweis finden könnte, wenn ich nur scharf genug hinsehe. Während ich mich zur Straße umdrehe, überlege ich, meine Pläne zu ändern. Noch eine Nacht in Evas Haus. Dann mit dem Frühzug nach San Francisco. Kostbares Geld für eine Busfahrkarte Richtung Norden ausgeben. Verschwinden, bevor die Sonne aufgeht.

Ich schließe die Garage wieder ab und gehe zum Haus zurück. Als ich um den Baum herum komme und in Sichtweite der Veranda bin, bleibe ich abrupt stehen und lasse beinahe Evas Schlüsselbund fallen. Da ist dieser Mann, der mich neulich angerempelt hat, und späht durch die unverhüllten Fenster der Wohnung nebenan. Dieser Mann, der mich anscheinend durch die Fensterscheibe des

Coffeeshops beobachtet hat.

Ich weiche zurück in den Schatten, blicke über meine Schulter die Straße hinunter und frage mich, ob ich einfach abhauen sollte. Aber ich habe Evas Tür offen gelassen, und meine Reisetasche, mein Computer und meine Handtasche sind noch im Haus.

Ich hole tief Luft und spreche den Mann an. »Kann ich Ihnen helfen?«

Er dreht sich um und lächelt mir freundlich zu, als ob wir alte Freunde wären. »Hallo.« Das Licht, das durch mein Wohnzimmerfenster fällt, erhellt sein Gesicht, sodass ich seine Augen sehen kann. Sie haben eine überraschend graue Farbe, die an das aufgewühlte Meer erinnert. »Können Sie mir sagen, wen ich anrufen muss, wenn ich diese Wohnung mieten will?«

Ich betrete die Veranda, postiere mich zwischen ihm und Evas unverschlossener Eingangstür und sage: »Scheint mir etwas spät für eine Wohnungsbesichtigung zu sein.«

Er breitet die Hände aus. »Ich bin gerade vorbeigekommen und habe mich über das leer stehende Haus gewundert.«

»Keine Ahnung. Ich wohne nur hier, solange meine Freundin verreist ist.«

»Ah. Und wann kommt sie zurück?« Er ist vollkommen ruhig, und sein Gesicht verrät nichts. Aber während er auf meine Antwort wartet, nehme ich eine Veränderung wahr, als ob alles, was ich ihm erzähle, von größter Wichtigkeit ist.

Wann kommt sie zurück?

»Sie ist außer Landes«, sage ich schließlich, weil ich möglichst viel Abstand zwischen Eva und diesem Mann bringen möchte.

Er nickt, als ob das alles erklären würde, und ein Lächeln umspielt seinen Mund. Er kommt einen Schritt näher und streckt die Hand aus, um etwas von meiner Schulter zu zupfen. »Spinnweben«, erklärt er. Er bleibt in unmittelbarer Nähe stehen, und ich spüre die Wärme, die von ihm ausgeht. Der Duft von Zigaretten und Aftershave hüllt mich ein, und ich weiche bis zu Evas Tür zurück und frage mich plötzlich, ob er mir vielleicht ins Haus folgen würde.

Der Mann deutet auf Evas Eingangstür und meint: »Dies scheint zwar eine gute Wohngegend zu sein, aber trotzdem sollten Sie die Tür niemals unverschlossen lassen, vor allem nicht nachts. Berkeley

ist nicht so sicher, wie es scheint.«

Ich habe das Gefühl, als hätte er mir einen Fausthieb verpasst. Meine Brust zieht sich zusammen, und ich bekomme kaum noch Luft. Wortlos drehe ich am Türknauf, schlüpfe ins Haus und schließe hinter mir ab.

»Danke für Ihre Hilfe«, höre ich ihn sagen, bevor er die Treppe wieder hinuntergeht. Ich lasse den Blick durchs Zimmer schweifen und suche nach irgendeinem Hinweis, dass er im Haus war.

Aber alles ist genau so, wie ich es verlassen habe. Mein Gepäck steht unberührt an der Wand, und es fehlt nichts. Ich schnuppere, aber da ist keine Spur von seinem Aftershave. Er kann nicht im Haus gewesen sein. Ich war nicht einmal fünf Minuten in der Garage. Ich presse die Finger auf die Augen und versuche, mich zusammenzureißen und trotz aller Panik rational zu denken.

Ich gehe in die Küche und trete beinahe in die Lache aus Cola, die aus der umgekippten Dose ausgelaufen ist und die sich mittlerweile bis zu den Regalen und darunter ausgebreitet hat. Mein Blick folgt dem Rinnsal und bleibt an den Gussrädern des Rollregals hängen. Ich bücke mich und spähe vorsichtig unter das Regal, wo die Cola sich bei der Unterkante eines Türrahmens angesammelt hat. Ich schiebe das Regal weg, bis eine Tür mit einem Stahlscharnier und einem Vorhängeschloss zum Vorschein kommt. »Was zum Teufel, Eva«, murmle ich.

Ich schnappe mir wieder ihren Schlüsselbund und finde den passenden Schlüssel zu dem Schloss. Als die Tür aufgeht, taste ich nach einem Lichtschalter an der Wand und drehe ihn. Unter mir beginnt ein Ventilator zu surren, und ich schleiche eine schmale Treppe hinunter. Sie führt in einen winzigen Keller, der vielleicht mal eine Waschküche gewesen ist.

Aber jetzt ist es keine Waschküche mehr. An den Wänden stehen Tische und Regale, und in einer Ecke befindet sich ein kleines Spülbecken sowie ein tragbarer Geschirrspüler. Auf den Regalen sind diverse Substanzen zu finden – große Gefäße mit Kalziumchlorid und mindestens dreißig Fläschchen mit verschiedenen Erkältungs- und Hustenmitteln. In einer anderen Ecke steht ein Campingkocher, und neben dem Spülbecken liegen, wie zum Trocknen, mehrere Tablettenformen aus Silikon. Hoch über mir

in der Wand befindet sich ein mit Brettern zugenageltes Fenster, in dessen Mitte sich der Ventilator dreht.

Links von der Treppe steht ein Tresen, übersät mit Papieren und einem Aufnahmegerät daneben. Ich beuge mich darüber und zögere, etwas anzufassen. Und dann lese ich einen offenbar notariell beglaubigten Brief an jemanden namens Agent Castro.

Mein Name ist Eva James, und dies ist eine eidesstattliche Erklärung zu Ereignissen, die vor zwölf Jahren ihren Anfang nahmen und bis zum heutigen Tag, dem 15. Januar dieses Jahres, andauern. Ich lese rasch eine Seite nach der anderen. Es ist die Geschichte einer College-Studentin, die einfach nur dazugehören wollte. Die die einzige Möglichkeit ergriff, die sich ihr ihrer Ansicht nach damals bot. Sie hängt sich an einen Mann namens Dex, der ihr Dinge verspricht, die er ihr niemals wirklich geben wollte. Ein neues Leben. Glück. Freiheit. Es ist die Geschichte einer Frau, die es satt hatte, in die Ecke gedrängt zu werden, und die bereit war, alles niederzubrennen, um dort herauszukommen.

Eva war keine Hochstaplerin oder eine Identitätsdiebin. Sie war eine Frau wie ich, die versuchte, ihren Weg zu korrigieren.

Ich nehme das Aufnahmegerät und drücke auf *Play*. Der Lärm einer Sportarena erfüllt den kleinen Raum, Gesänge und Jubel, die Stimme eines Ansagers, irgendeine Blaskapelle.

»Es kommt mir ziemlich gefährlich vor, den Typen loszuwerden, der Brittanys Kontaktmann war.« Evas Stimme, wie ich sie in Erinnerung habe. »Wird das nicht wieder die Polizei auf den Plan rufen?«

Eine vertraute Stimme, eine Stimme, die mich vor noch nicht einmal zehn Minuten gewarnt hat, meine Eingangstür nicht unverschlossen zu lassen, antwortet ihr. »Sie werden ihn niemals finden. Fish besitzt eine Lagerhalle in Oakland. Irgend so ein Import-Export-Scheiß. Im Keller befindet sich eine Verbrennungsanlage.«

Ich stoppe die Wiedergabe, weil ich nicht länger zuhören kann. Bilder gehen mir durch den Kopf. Ihr Haus, das sie bar bezahlt hat. Evas Verzweiflung am Flughafen. Wie sie mir ihre Handtasche zuschob, ohne noch einmal nachzusehen, ob sich etwas darin befand, was sie behalten wollte. Das Handy, das sie bei sich hatte, und das schwarze, das sie zurückließ. Kein Wunder, dass Eva mir

nicht die Wahrheit gesagt hat. Deshalb konnte sie nicht nach Berkeley zurückkehren.

Und deshalb muss ich von hier verschwinden. Sofort.

Ich lasse das Labor unberührt, aber die Papiere und den Rekorder nehme ich mit. Ich presse die Sachen fest an meine Brust und renne die Treppe hinauf.

EVA

Berkeley, Kalifornien

Februar

Zwei Tage vor dem Absturz

Eva traf sich mit Agent Castro im Round House, einem Restaurant am Eingang zur Golden Gate Bridge auf der Seite von San Francisco. Sie parkte unten beim Crissy Field und ging dann zu Fuß weiter. Auf ihrem Weg entlang der schattigen Pfade des Presidio blickte sie sich mehrmals um. Sie hatte den langen Weg in die Stadt genommen, durch San Rafael und Mill Valley, anstatt über die Bay Bridge zu fahren, in der Hoffnung, dass sie nicht verfolgt wurde.

Tags zuvor war ein Brief von Liz gekommen. Eva berührte die gefalteten Kanten wie einen Talisman und zog ihn aus der Tasche, um ihn noch einmal zu lesen.

Eva,

es tut mir so leid, dass wir keine Gelegenheit mehr hatten, Lebewohl zu sagen. Ich hatte wirklich gehofft, wir könnten noch mal miteinander reden, bevor ich gehe. Ich habe das Gefühl, dass ich mich bei dir entschuldigen muss. Ich habe einige Mutmaßungen angestellt, die ich lieber hätte unterlassen sollen, deshalb möchte ich es dir erklären. An meine Freundschaft sind keinerlei Bedingungen geknüpft. Ich erwarte nicht von dir, dass du anders bist, als du bist. Egal, wie deine Vergangenheit aussieht, ich akzeptiere sie. Wer auch immer du sein willst, ich werde dich trotzdem lieben.

Wenn du deine Probleme mit jemandem teilst, wird die Bürde leichter. Und deshalb bin ich da, wann immer du bereit bist, deine Sorgen mit mir zu teilen. Nur weil ich nicht mehr nebenan wohne, bedeutet das nicht, dass ich nicht da sein werde, wenn du mich brauchst. Du kannst mich jederzeit anrufen.

Und dann hatte sie eine Telefonnummer daruntergekritzelt. Eva steckte den Brief wieder in ihre Tasche, wo sie ihn seit seiner Ankunft bei sich trug. Sie wünschte, sie hätte vor all den Jahren Liz statt Dex getroffen, und sie fragte sich, wie anders ihr Leben wohl verlaufen wäre, wenn sie nur einen groben Fehler im Chemielabor hätte beichten müssen. Das hätte Liz vielleicht verzeihen können. Eva war damals jung und naiv gewesen. Sie war sicher nicht die Erste, die wegen eines Mannes etwas Dummes tat.

Aber jetzt war es zu spät. Liz war fort, und bald würde Eva auch nicht mehr hier sein. Vielleicht war es besser so.

Eva entdeckte Castro ganz hinten im Lokal, gleich neben der Küche, weit weg von den großen Fenstern mit Blick auf die Brücke. »Ich habe für Sie einen Burger und Pommes frites bestellt«, sagte er zur Begrüßung.

Sie stellte ihre Reisetasche auf den Sitz und nahm ihm gegenüber Platz. Die roten Restaurantnischen waren voller Touristen, die mit ihren Handys Fotos machten. Auf dem Parkplatz vor dem Lokal stiegen jede Menge Leute aus einem Reisebus und begaben sich zum Fußweg über die Brücke.

Sie wurde nervös, wenn sie an ihre Abreise dachte. Sie würde das Restaurant verlassen, in einen unbekannten Wagen steigen und verschwinden. Sie klopfte mit den Fingern auf die Tischplatte und wackelte mit den Beinen. »Danke«, sagte sie, »aber ich bin eigentlich nicht an Essen und Small Talk interessiert, wenn das für Sie okay ist.«

Castro nickte. »Mein Vorgesetzter hat die Bitte um Zeugenschutz abgelehnt«, erklärte er.

Eva spürte, wie ihr die Luft wegblieb. Der Lärm um sie herum wurde schriller. Das Geklapper von Tellern und Besteck, die monotonen Stimmen. All ihre Pläne lösten sich in nichts auf, als ob

sie nie existiert hätten. »Warum?«, fragte sie schließlich. »Sie haben mir doch selbst gesagt, dass Sie schon seit Jahren hinter Fish her sind.«

Castro nahm ein Päckchen Zucker aus dem kleinen Becher am Rand ihres Tisches und fuhr mit den Fingern an den Kanten entlang, ohne Eva dabei anzusehen. »Da muss ich Ihnen recht geben. Aber wie gesagt, Zeugenschutz ist teuer, und wir machen das nicht sehr oft.«

»Wann genau machen Sie es denn?«

Er blickte zu ihr auf, und sie sah echtes Bedauern in seinen Augen. »Wir nutzen es hauptsächlich, wenn es um wichtige Zielpersonen geht. Bei organisiertem Verbrechen. Bei großen Netzwerken. Ich weiß, für Sie ist Fish eine wichtige Zielperson. Und für mich sicherlich auch. Ich war schon häufiger nah an ihm dran, als ich zugeben möchte. Und jedes Mal entwischt er mir. Mein Kontaktmann taucht unter, und ich bin wieder genauso weit wie zuvor.«

»Umso wichtiger ist es für Sie, dass Sie das hier möglich machen«, sagte sie und bemühte sich dabei, leise zu sprechen und sich ihre Verzweiflung nicht anmerken zu lassen.

»Ich kann Ihnen 24-Stunden-Schutz an einem geheimen Ort anbieten. Während des gesamten Prozesses. Ich verspreche, dass Sie in Sicherheit sein werden. Falls Sie einen Anwalt haben, wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, um ihn anzurufen.«

Eva dachte über seine Worte nach und fügte sie zu einem Bild zusammen. Sie, allein in einem Hotelzimmer, mit zwei Wachen vor der Tür. Eine bewaffnete Eskorte, die sie zur Verhandlung und wieder zurück ins Hotel begleitete. Ein Prozess, der bestimmt mit einem Freispruch endete. Oder ein fehlerhaft geführter Prozess. Und was dann? Dürfte sie wieder nach Hause zurückkehren? Ihre Eingangstür aufschließen – und dann? Wo immer sie auch hinging, Fishs Leute würden sie finden. Dex würde den Job vermutlich selbst erledigen. Nach solch einem Verrat würde er nicht eher ruhen, bis er sie gefunden hatte.

Als sie noch ein Kind war, gingen die Mädchen im Heim immer zu Schwester Bernadette, wenn sie ein Problem hatten – eine zerbrochene Freundschaft, ein ungerechter Lehrer, eine

Pflegefamilie, mit der es nicht funktioniert hatte. Eva war mit ihren Sorgen nie zu Schwester Bernadette gegangen, aber sie hatte immerhin gelauscht und die Gespräche am Rande mitbekommen. Sie nahm jeden klugen Rat auf, den Schwester Bernadette anzubieten hatte. Oftmals sagte sie zu den Mädchen: *Der einzige Ausweg ist die Flucht nach vorn*. Egal, in welcher Situation man sich befand, ein Schritt führte immer zum nächsten. Und so ließ Eva sich auf diese neue Entwicklung ein, erfasste sie vollständig und machte sich daran, gründlich über alles nachzudenken. Sie hielt es für Ironie, dass sowohl Schwester Bernadette als auch Dex derart ähnliche Ratschläge gaben. *Zieh es durch*.

»Dann sollten wir die Sache vorantreiben und das Beste hoffen«, meinte sie. »Was brauchen Sie?«

Castro steckte das Päckchen Zucker wieder in den Becher, und die Kellnerin brachte das Essen. Der Geruch von Burger und Pommes frites drehte ihr den Magen um. »Idealerweise würden wir Sie gern verkabeln, bevor Sie sich mit Fish treffen.«

»Das ist unmöglich«, sagte sie. »Ich habe ihn noch nie getroffen. Es wäre ein Warnsignal, wenn ich ihn jetzt um ein Meeting bitten würde.«

Castro starrte sie an, als ob er ihr nicht glauben würde. »Der ganze Deal platzt, wenn Sie mich gleich zu Beginn anlügen.« Keine Spur mehr von dem zaghaften Tonfall, von dem Bedauern darüber, nicht mehr für sie tun zu können.

»Ich lüge Sie nicht an«, sagte sie. »So funktioniert das nicht. Ich habe versucht, noch mehr herauszufinden – wie die Drogen verschoben werden und Informationen über Fish selbst. Aber ich weiß nicht viel mehr als das, was in meinem eigenen kleinen Bereich passiert.«

Castro lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und legte beide Hände flach auf den Tisch. »Wir haben Beweise, Eva«, sagte er schließlich. »Fotos, auf denen Sie beide zu sehen sind.«

Eva schüttelte verwirrt den Kopf. »Das ist unmöglich. Ich schwöre, ich habe ihn noch nie getroffen.«

Castro holte sein Handy aus der Manteltasche und scrollte Fotos durch, bis er fand, was er suchte. Dann hielt er das Handy hoch, damit sie das Display sehen konnte.

Das Foto war im Haas Pavillion aufgenommen worden, an dem Abend, als sie sich mit Jeremy treffen wollte. Sie erkannte die Leute ringsherum und den traurigen Buchhalter in seinem ausgefransten Sweatshirt am Ende ihrer Reihe. Und da, in der Mitte des Bildes, waren Eva und Dex zu sehen, mit zusammengesteckten Köpfen, ins Gespräch vertieft. Die Qualität des Fotos war unglaublich – die Aufnahme musste mit einem Hochleistungsobjektiv gemacht worden sein.

Eva schüttelte erneut den Kopf und konnte nicht glauben, was sie da sah. »Das ist nicht Fish, das ist Dex.«

Castro steckte das Handy wieder weg, starrte sie an und blinzelte, als ob er ihr nicht recht glauben wollte. »Ich weiß nicht, wer Dex ist. Aber dieser Mann ist Felix Argyros. Fish.«

CLAIRE

Sonntag, 27. Februar

Ich laufe die Treppe hinauf und durch die Küche. Meine Schuhe hinterlassen Cola-Spuren im Wohnzimmer. Ich verstaue Evas eidesstattliche Erklärung und ihren Rekorder in meiner Reisetasche. Keine Ahnung, was mich dazu getrieben hat, die Sachen mitzunehmen, welcher Instinkt mich gewarnt hat, dass es ein Fehler wäre, sie zurückzulassen. Ich muss an den Mann auf der Veranda denken und daran, wie nahe er mir gekommen ist. Der Zigarettengeruch kitzelt mich immer noch im Hals, und ich bin mir jetzt ganz sicher, dass er hinter diesen Papieren und dem Aufnahmegerät her ist. Dann fällt mir Evas Handy ein, das auf dem Küchentisch liegt, mit Danielles Nachricht. Ich haste zurück in die Küche, nehme das Telefon und stecke es in meine Tasche.

Draußen fährt ein Auto vorbei; aus dem Radio dringt ein dumpfes Stampfen. Ich spähe durch die Vorhänge und überlege, wer da draußen sein könnte und mich aus dem Schatten heraus beobachtet. Ich muss mich regelrecht dazu zwingen, die Tür zu öffnen und auf die Veranda hinauszutreten. Ich bin nicht sicher, ob ich mehr riskiere, wenn ich gehe oder bleibe. Aber in Gedanken sehe ich das Kellerlabor, einen notariell beglaubigten Brief an einen DEA -Ermittler und einen Mann, der ganz bestimmt kein Bundesagent ist und dessen plumpe Annäherung ein stummes Versprechen war, dass er zurückkommen wird.

Ich eile über den Rasen, gehe mit gesenktem Kopf Richtung Campus und mache mich darauf gefasst, dass eine Stimme oder eine Hand auf meiner Schulter mich aufhält. In der Ferne miaut eine Katze, lange und leise. Dann geht das Miauen in ein Schreien über, das fast menschlich klingt.

Ich finde ein kleines Motel an einer belebten Straße, ungefähr eine Meile vom Campus entfernt. Meine Schultern und meine Füße schmerzen, und mir ist kalt. In dem kleinen Büro brennt Licht. Eine ältere Frau raucht eine Zigarette und starrt auf einen Fernseher an der Wand. Als ich eintrete, dreht sie sich zu mir um, und ihre Augen blinzeln durch eine Rauchwolke.

»Ich hätte gerne ein Zimmer.«

»Macht fünfundachtzig Dollar pro Nacht plus Steuern«, erklärt sie.

»In Ordnung«, sage ich, obwohl ich ein wenig schwanke, während ich rechne.

Sie mustert mich kurz und meint: »Ich brauche Ihren Namen, Ihren Führerschein und eine Kreditkarte.«

»Ich würde gerne bar bezahlen.«

»Egal. Wir müssen die Karte in unser System eingeben. Wir werden die Transaktion erst durchführen, wenn Sie auschecken. Und wenn Sie dann bar bezahlen wollen, dann lassen wir das mit der Transaktion.«

Ich überlege, ob ich mich mit ihr streiten soll, aber ich möchte nicht, dass sie sich später zu gut an mich erinnert. Also gebe ich ihr Evas Führerschein und ihre Kreditkarte. Gespannt beobachte ich, wie sie die Daten in den Computer eingibt, und warte auf das geringste Zögern – vielleicht nur ihre Augen, die sich etwas weiten und dann über mein Gesicht huschen. Aber die Frau tippt gelangweilt die Nummer ein und gibt mir anschließend alles zurück.

»Wie viele Übernachtungen?«, fragt sie.

Ich kann nicht über diesen Moment hinausdenken, die Tage dehnen sich vor mir aus, leer, nichtssagend, und ich habe keine Ahnung, was ich als Nächstes tun werde. »Ich weiß nicht. Eine? Zwei?« Bei fünfundachtzig Dollar pro Nacht wird mein Geld rasch aufgebraucht sein.

»Ich werde Sie für zwei Nächte eintragen«, sagt die Frau und reicht mir einen Schlüssel. »Zimmer fünf. Wenn Sie aus der Tür kommen, links. Check-out ist um elf. Wenn Sie später auschecken, berechnen wir Ihnen eine zusätzliche Nacht.«

Das Zimmer ist klein, es gibt billige Auslegeware und eine Polyester-Tagesdecke auf dem Doppelbett, vor dem auf einer kleinen Kommode ein Fernseher steht. In der Ecke neben dem

Badezimmer befinden sich ein winziger Schreibtisch und eine Lampe. Ich setze mich auf das Bett und versuche, die letzten Stunden zu verarbeiten.

Der Wecker auf dem Nachttisch zeigt 23.30 Uhr an, und mein Kopf ist schwer vor Müdigkeit. Ich fühle mich, als hätte die Party in den Hügeln von Berkeley vor einem Monat und nicht erst vor ein paar Stunden stattgefunden. Ich beuge mich nach vorn, bedecke das Gesicht mit meinen Händen und unterdrücke ein Schluchzen. Ich habe keinen Namen, keinen Plan und nicht annähernd genug Geld.

Vor lauter Erschöpfung fühlt es sich so an, als hätte ich Sand in den Augen. Es ist schon zwei Tage her, seit ich das letzte Mal richtig geschlafen habe. Ich lasse mich in voller Kleidung ins Bett fallen und schließe die Augen, in der Hoffnung, dass sich morgen eine Lösung findet.

Ich wache früh auf. Ich habe so tief geschlafen, dass ich nicht einmal geträumt habe. Während ich mich im frühen Morgenlicht in dem Zimmer umschaue, stelle ich mich allmählich auf die neue Situation ein. Mein ganzes Leben ist in diesen vier Wänden. Draußen bin ich entweder eine tote Frau oder eine Drogendealerin auf der Flucht.

Meine Muskeln schmerzen, nachdem ich zwei Tage hintereinander beim Catering Schwerstarbeit geleistet habe. Ich setze mich auf und denke an Kelly, die bereits ihre Schicht im Coffeeshop begonnen hat und sich vorstellt, wie ich Richtung Wüste fahre. Ich wünschte, ich wäre bei ihr und säße auf einem der Stühle, während sie hinter der Theke zwanglose Konversation betreibt. Ich sehne mich nach dieser Schlichtheit, nach einem Platz in der Welt, wo ich hingehöre.

Mein Magen knurrt, deshalb schnappe ich mir meine NYU -Kappe, laufe mit zehn Dollar, die ich eigentlich nicht ausgeben darf, hinunter zum Markt an der Ecke und komme mit einem großen Becher Kaffee und einer Packung Zimtschnecken zurück. Meine einzige – ohnehin schon schwache – Option ist, etwas auf dem USB -Stick zu finden, das ich gegen Rory verwenden kann. Im Tausch gegen meine Freiheit. Ein Geheimnis, das ihm wichtiger ist als meine Bestrafung.

Ich schalte den Fernseher ein, um Gesellschaft zu haben, öffne meinen Laptop, stecke den USB -Stick hinein und durchsuche den

Schreibtisch nach der WLAN -Anleitung. Als ich eingeloggt bin, verrät mir ein schneller Blick in Rorys E-Mail-Postfach, dass es nichts Neues gibt. Doch als ich das Doc anklicke, durchfährt es mich wie ein Blitz.

Rory Cook:

Wie zum Teufel hat sie das geschafft?

Bruce Corcoran:

Keine Ahnung. Die Airline hat behauptet, sie wurde für den Flug eingescannt. Und niemand hat das bestritten.

Rory Cook:

Aber sie sagten, ihr Sitz war leer. Meinst du, sie wissen Bescheid?

Bruce Corcoran:

Ich glaube, sie hätten dich sofort kontaktiert, wenn sie geglaubt hätten, dass sie nicht im Flugzeug war. Soll ich es ihnen sagen?

Rory antwortet schnell, und seine Wut springt förmlich aus dem Bildschirm.

Rory Cook:

Auf keinen Fall. Ich werde das diskret lösen. Soll das NTSB ruhig glauben, dass sie tot ist. Ich habe den Flug nach Oakland für heute Abend geplant.

So schnell wie die Worte erschienen, verschwinden sie auch wieder, Zeile für Zeile, bis ich auf das leere Doc starre, mit dem Vermerk *Letzter Eintrag von Bruce Corcoran* . Das Icon von Bruce verschwindet, und nur das von Rory bleibt. Ich weiß, was Rory

meint, wenn er schreibt *Ich werde das diskret lösen*. Es bedeutet, dass er ein Problem aus der Welt schaffen will, außer Sichtweite der Öffentlichkeit. Und ich habe Rory das perfekte Alibi für das geliefert, was er mit mir vorhat, weil alle Welt mich bereits für tot hält.

Ich fühle die Wände näher rücken, Danielle, Rory und Bruce verfolgen jede meiner Bewegungen, und ich werde immer mehr in die Ecke gedrängt, bis es nur noch einen Ausweg gibt.

Das Klopfen an einer Tür auf der anderen Seite des Hofes lässt mich zusammenfahren, und ich stoße mit dem Ellbogen gegen den Kaffeebecher. Ich springe auf, versuche, ihn festzuhalten, bevor er umkippt, und verschütte etwas Kaffee auf dem Schreibtisch. Dabei drücke ich aus Versehen ein paar Tasten auf dem Computer. »Scheiße«, sage ich und lösche schnell, was ich getippt habe. Mein Blick wandert wieder in die rechte obere Ecke des Docs, in der Hoffnung, dass Rory sich zusammen mit Bruce ausgeloggt hat.

Ich starre eine gefühlte Stunde lang auf den Bildschirm, dabei sind es in Wahrheit nur ein paar Minuten. Kein neuer Text. Aber oben auf der Seite steht jetzt *Letzter Eintrag von Rory Cook vor zwei Minuten*, und ich bete, dass keiner von beiden sich daran erinnert, wer das Doc bereinigt hat.

Im Bad spritze ich mir kaltes Wasser ins Gesicht. In dem Neonlicht sehe ich abgespannt und verbraucht aus. Ich stütze meine Arme auf die Ablage und versuche, mich zu sammeln. Tief einatmen, tief ausatmen, fünf-, acht-, zehnmal. Ich beobachte, wie Wasser aus dem Hahn in einen verrosteten Abfluss tropft, bevor ich mich wieder an die Arbeit mache.

Ich setze mich erneut an den Computer, und die Last der Sinnlosigkeit legt sich auf meine Schultern. Ich weiß nicht recht, wonach ich suchen oder wo ich anfangen soll. Sollte ich mehr über Charlie herausfinden? Oder vielleicht etwas über irgendeinen Finanz- oder Steuerbetrug? Das Problem dabei ist, dass ich mich nicht genug mit Finanzen auskenne, um festzustellen, ob etwas verwertbar sein könnte. Als ich gerade auf den USB -Stick doppelklicken will, fällt mein Blick erneut auf die Benachrichtigung ganz oben im Doc. *Letzter Eintrag von Rory Cook vor zwei Minuten*. Ein rascher Blick zur Uhr verrät mir, dass es mindestens zehn Minuten her ist.

Ich drücke auf *Aktualisieren* und erwarte, dass die Zeit angepasst wird, aber stattdessen werde ich zur Gmail-Log-in-Seite weitergeleitet. »Nein«, flüstere ich.

Ich nehme die zerknitterte Haftnotiz mit Rorys Passwort aus Evas Portemonnaie und gebe es erneut ein, aber der Versuch schlägt fehl. Ich versuche es noch einmal, ganz langsam, aber wieder wird mir angezeigt, dass das Passwort falsch ist.

Ich stelle mir vor, wie Rory an seinem Schreibtisch sitzt, nachdem er gerade das Video von mir gesehen hat, in dem ich mich zwischen Donny und Cressida dränge. Und dann erscheint plötzlich auf seinem Bildschirm ein fremder Text unter seinem eigenen Namen. Ich sehe ihn vor mir, wie er Bruce anruft und von ihm wissen will, wie es möglich ist, dass jemand Zugang zu seinem Account hat. Und dann sehe ich das Entsetzen in seinem Gesicht, als er erkennt, dass ich die einzige Person bin, die die Gelegenheit hatte, das Passwort zu stehlen – und die ein persönliches Interesse daran hat, ihn zu überwachen.

Ich stehe auf und presse meine Fäuste auf die Augen. Tränen sickern durch meine Fältchen. »Ich kann das nicht tun«, flüstere ich. »Ich kann nicht. Ich kann nicht.« Ich öffne die Augen, schnappe mir das Portemonnaie, das in unmittelbarer Nähe liegt, und schleudere es gegen die Wand. Die Geldbörse springt auf, und jede Menge Kleingeld fällt hinter die Kommode, während das Portemonnaie selbst mit einem dumpfen Schlag auf dem Möbelstück landet.

Etwas in meinem Innern entkrampft sich, die abrupte Aktion nimmt mir ein wenig die Angst und holt mich in die Realität zurück, und das schäbige Zimmer gewinnt wieder an Schärfe. Ich kann es mir nicht leisten, die Fassung zu verlieren. Rory weiß, dass ich ihn überwache, private Gespräche belausche und seine panische Angst vor den Informationen wahrnehme, die Charlie über Maggie Moretti hat. Es muss eine Möglichkeit geben, mir das zunutze zu machen.

Hinter mir zieht Kate Lanes Stimme meine Aufmerksamkeit auf sich.

»Vor knapp einer Woche ist Flug 477 vor der Küste Floridas ins Meer gestürzt. Sechshundneunzig Menschen kamen bei dem Absturz ums Leben, und die Ermittler sind bezüglich der Frage, was mit der Black Box passiert ist, einen Schritt weitergekommen.« Im

Fernsehen ist altes Bildmaterial zu sehen, dieselben auf den Wellen tanzenden Boote der Küstenwache, dieselben im Wasser treibenden Wrackteile, die schon letzte Woche gezeigt wurden. »Vertreter von Vista Airlines haben es abgelehnt, zu Gerüchten Stellung zu nehmen, wonach Flugbegleiter die Gesamtzahl der Passagiere während des Durchzählens nicht bestätigen konnten. Aber anonyme Quellen innerhalb von Vista Airlines berichten, dass dies nicht ungewöhnlich ist, wenn Flüge Verspätung haben. Vertreter der Airline sind der festen Überzeugung, dass die Passagierliste korrekt war und dass die Anzahl der Passagiere mit den Flugdaten übereinstimmte.«

Ich friere und muss diese Information erst einmal verdauen. Ich muss an die Diskussion im Forum denken. An den Kommentator, der so sicher war, dass niemand eingescannt werden konnte, ohne tatsächlich an Bord zu gehen, weil die Passagiere vor dem Abflug noch einmal durchgezählt wurden.

Aber jetzt wird mir klar, dass Eva es geschafft haben könnte. Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück und muss innerlich lachen, wenn ich mir vorstelle, dass Eva es irgendwie fertiggebracht hat, aus dem Flugzeug zu kommen und zu verschwinden. Und dass sie jetzt irgendwo da draußen in einem anonymen Hotelzimmer genau diesen Bericht im Fernsehen sieht.

Ich denke an die Risiken, die Eva auf sich genommen hat, um die Papiere und Tonaufnahmen zusammenzutragen – Dinge, die sie genauso in die Sache verwickelten wie diesen Mann auf der Veranda. Und ich frage mich, was schiefgelaufen ist, warum sie das Material nicht weitergegeben hat. Was immer es auch war, es hat sie dazu veranlasst abzuhausen, und sie konnte nicht mehr nach Hause zurück.

Und ich frage mich: Kann ich etwas damit tun, das in ihrem Sinne wäre?

Ich starre die Wand an, obwohl ich eigentlich Eva betrachte. Ich kann sie sehen, wie sie lacht und vor mir davonläuft, immer kleiner wird, je weiter sie sich entfernt. Und ich sehe ihr nach, bis sie nur noch ein winziger Punkt ist. Ein Nichts. So gut wie weg.

Ich streiche mit dem Finger über die Kante des USB -Sticks und bin mir sicher, dass darauf Geheimnisse gespeichert sind, die Rory

auf keinen Fall preisgeben will. Ich habe nur keine Ahnung, was das für Geheimnisse sind.

Aber Rory muss das nicht wissen.

Als ob Eva mir ins Ohr flüstern würde, beginnt sich in meinem Kopf eine kühne Idee zu entwickeln. Aber diese Idee setzt voraus, dass ich mein Versteck verlasse und ihn zur Rede stelle. Das Handy nehme, seine Nummer wähle und ihm sage, was ich habe, wobei ich die Lücken mit einer erfundenen Geschichte ausfülle, um ihn glauben zu lassen, dass ich mehr weiß. Nicht nur über Charlie, sondern auch über den Inhalt der Festplatte, eingetütet und bereit zur Weitergabe an die Medien und die Behörden. Es sei denn, er gibt mir, was ich will.

Doch bei dem Gedanken, Rory anzurufen, seine Stimme am anderen Ende der Leitung zu hören und ihn wie einen Fisch am Haken zu mir zu ziehen, läuft mir ein Schauer über den Rücken. Denn wenn ich falschliege und es nicht funktioniert, wird alles nur noch schlimmer.

Ich greife nach Evas Handy und bin froh, dass ich es mitgenommen habe. Es verschafft mir die Möglichkeit, mit Rory Kontakt aufzunehmen, ohne meinen genauen Standort preiszugeben. Aber bevor ich es anschalte, zögere ich. Ob Danielle wohl da draußen darauf wartet, dass ich einen weiteren Fehler mache. Ich atme tief ein und wieder aus und schalte das Handy ein.

Sofort poppt eine weitere Sprachnachricht zusammen mit einer SMS auf. Ich zögere, weil ich nicht weiß, worauf ich zuerst klicken soll, doch dann entscheide ich mich für die Sprachnachricht.

»Mrs. Cook, hier ist noch einmal Danielle. Ich nehme es Ihnen nicht übel, dass Sie mir nicht trauen, aber Sie müssen mir glauben, dass ich Ihnen nur helfen will. Mr. Cook ist auf dem Weg nach Kalifornien, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er nur dorthin fliegt, weil er weiß, dass Sie da sind. Ich schicke Ihnen per SMS eine Aufnahme von gestern. Benutzen Sie sie. Ich werde Sie unterstützen.«

Ich starre auf das Handy, und meine Gedanken rasen in zwanzig verschiedene Richtungen. Ich sehe mir jedes einzelne Wort an und versuche, ihre Strategie zu erkennen. Was sie tatsächlich von mir will. Denn nach all der Zeit, in der sie weggeschaut und

geschwiegen hat, als sie den Mund hätte aufmachen können, fällt es mir schwer zu glauben, dass sie mir jetzt helfen will.

Ich öffne die SMS . Es handelt sich um eine Sprachdatei mit der Überschrift *Aufnahme 1* . Ich schalte den Fernseher auf stumm und drücke *Play* .

Dumpfe Stimmen erfüllen den Raum, und ich erkenne, dass sie Rory und Bruce gehören, obwohl ich die Worte nicht verstehen kann. Dann klopft es an einer Tür, und Rorys Stimme ruft: »Herein.«

Danielles Stimme sagt: »Entschuldigung, wenn ich störe, aber ich brauche Ihre Unterschrift auf diesen Formularen.«

»Natürlich«, sagt Rory. »Danke, Danielle, dass Sie sich um alle Details mit dem NTSB kümmern. Ich weiß, wie sehr Sie Mrs. Cook gemocht und respektiert haben.«

»Es gibt so vieles, was ich hätte anders machen können«, sagt Danielle.

Ich höre das Rascheln von Papier und dann wieder Rorys Stimme. »Das dürfte reichen. Bitte schließen Sie beim Hinausgehen die Tür.«

Danielles Stimme klingt weiter weg, als sie erwidert: »Kein Problem, Mr. Cook. Danke.« Dann wird eine Tür geöffnet und wieder geschlossen.

Ich erwarte, dass die Aufnahme an dieser Stelle endet, aber sie geht noch weiter. Rory ergreift wieder das Wort, und diesmal klingt seine Stimme kälter. »Was hast du herausgefunden?«

»Im Jahr 1996«, sagt Bruce, als ob er aus einer Akte vorlesen würde, »wurde Charlie Price – oder besser gesagt Charlotte, wie sie jetzt genannt werden will – wegen des Besitzes von Drogen und der Absicht, sie zu verkaufen, verhaftet. Man konnte ihr jedoch nicht besonders viel nachweisen, und die Anklage wurde fallen gelassen.« Ich höre, wie eine Seite umgeblättert wird. »Sie zog nach Chicago, wo sie als Kellnerin arbeitete. Anscheinend hat sie sich bislang aus Schwierigkeiten rausgehalten. Sie wohnt immer noch dort.«

Charlotte? Sie? Charlie ist eine Frau?

»Noch was?«, fragt Rory.

»Eigentlich nicht. Kein Ehemann, Freund oder Freundin. Keine Kinder. Die Familie scheint entweder tot oder zerstritten zu sein. Nichts, was wir als Motivation benutzen können.« Bruce' Stimme wird leiser. »Nichts, was wir bislang versucht haben, hat sie

umgestimmt. Weder Geld noch Drohungen. Sie besteht darauf, die Wahrheit zu sagen.«

Rorys Stimme klingt leise, gefährlich und kalt. Sie jagt mir einen Schauer über den Rücken. »Und was ist ihrer Meinung nach die Wahrheit?«

»Dass du und Charlie hinter Maggies Rücken eine Affäre hattet. Dass du dabei warst, als Maggie starb, und dass du dafür gesorgt hast, dass das Feuer erst ausbricht, wenn du weg bist. Und dass du völlig verzweifelt und zitternd wie Espenlaub in Charlies Apartment aufgetaucht bist.« Es folgt eine Pause. Als Bruce fortfährt, kann ich ihn kaum verstehen. »Sie schert sich nicht um die Vertraulichkeitsvereinbarung, die sie unterschrieben hat. Sie schert sich um nichts, was wir ihr angeboten haben.«

»Das ist völlig inakzeptabel!«, schreit Rory, und ich fahre zusammen, als ob er hier im Zimmer wäre und mich anbrüllen würde. »Das wird alles zum Scheitern bringen. Du hast zwei Tage Zeit, um dieses Problem aus der Welt zu schaffen.«

Ich höre, wie Bruce seine Sachen und diverse Papiere zusammensucht und wie das Schloss eines Aktenkoffers zuschnappt. »Alles klar«, sagt er.

Schritte, das Geräusch einer Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wird. Dann ist es still. Ich bin gerade im Begriff, die Aufnahme zu stoppen, als ich ein weiteres Klopfen an der Tür höre.

»Herein«, sagt Rory.

Es ist noch mal Danielle. »Es tut mir so leid, dass ich Sie wieder stören muss, aber ich glaube, ich habe mein Handy hier irgendwo liegen lassen. Kann ich reinkommen und nachsehen?«

Rory knurrt.

»Da ist es ja. Es muss runtergefallen sein ...«

Damit endet die Aufnahme.

Ich setze mich aufs Bett und bin sprachlos. *Es gibt so vieles, was ich hätte anders machen können*, hat Danielle gesagt. Und nun, da ich weiß, dass sie zu mir gesprochen hat, bekommen ihre Worte eine ganz andere Bedeutung. Sie sind eine Art Anerkennung und vielleicht sogar eine Entschuldigung.

Dass Danielle so viel riskiert hat, um mir diese Aufnahme zu besorgen, ist erstaunlich. All die Jahre, in denen sie mir

hinterhergelaufen ist und akribisch dafür gesorgt hat, dass ich meinen Terminplan einhalte. Ich dachte, sie wäre nur ein weiterer Handlanger von Rory, der mich kontrollierte. Wenn ich mich bemüht hätte, mir ein genaueres Bild von ihr zu machen, hätte ich vielleicht noch etwas anderes gesehen. Nicht jemanden, der darauf aus ist, mich fertigzumachen, sondern eine Frau, die verzweifelt versucht, mich zu unterstützen.

Ich höre mir noch einmal Danielles Sprachnachricht an, die Dringlichkeit in ihrer Stimme, wie sie brüchig wird, die leisen Anklänge von Furcht. *Benutzen Sie sie. Ich werde Sie unterstützen.*

Im Fernsehen unterhalten sich zwei politische Kommentatoren und bewegen lautlos ihre Lippen. Ihnen gegenüber sitzt Kate Lane, sagt etwas in die Kamera und lächelt. Ich drehe gerade rechtzeitig die Lautstärke hoch, um die vertraute Melodie von *Politics Today* zu hören, bevor Werbung eingeblendet wird.

Es fühlt sich so unwirklich an, dass ich genau vor einer Woche die letzten Vorbereitungen für meine Reise nach Detroit getroffen und mir ein Leben als Amanda Burns vorgestellt habe, die friedlich in Kanada lebt. Und wie schnell alles schiefging und ich stattdessen hier landete, eingezwängt zwischen Evas Geheimnissen und gezwungen, zwischen Landminen zu tanzen, die ich nicht einmal sehen kann.

Ich werde Rory nicht anrufen. Mit Drohungen kommt man bei ihm nicht weit. Was Danielle mir geschickt hat, ist viel besser. Rorys Stimme, Rorys Zorn, verpackt in einem perfekten Soundbite.

Ich google die E-Mail-Adresse von Kate Lane. Anschließend gehe ich auf die Homepage von Gmail, richte ein neues Konto ein und entwerfe meine Nachricht. Ich finde mühelos die richtigen Worte. Als ich fertig bin, zögere ich. Wenn ich sie abschicke, wird alles in Gang gesetzt. Dann gibt es für mich kein Zurück mehr. Aber es ist das Einzige, was ich noch in meiner Trickkiste habe.

Ich lese mir die E-Mail ein letztes Mal durch.

Sehr geehrte Miss Lane. Mein Name ist Claire Cook, und ich bin Rory Cooks Ehefrau. Ich bin bei dem Absturz von Flug 477 nicht umgekommen, wie fälschlicherweise berichtet wurde. Ich bin in Kalifornien, und ich habe erst kürzlich

Beweise dafür erhalten, dass mein Mann in den Tod von Maggie Moretti verwickelt ist. Ich würde gerne mit Ihnen darüber sprechen, sobald es Ihre Zeit erlaubt.

Dann klicke ich auf *Senden* .

EVA

Berkeley, Kalifornien

Februar

Zwei Tage vor dem Absturz

Dex war Fish.

Fish war Dex.

Eva spürte, wie die Realität sich veränderte. Puzzleteile verschoben sich zu einem anderen Bild, sie geriet in Panik und war verwirrt. Was hatte sie verpasst? Was hatte sie übersehen?

»Haben Sie sich nie gefragt, warum Sie Fish nie getroffen haben und warum Dex Ihre einzige Kontaktperson war?«, fragte Castro.

»Mir wurde gesagt, dass das eben so läuft. Und ich hatte keinen Zweifel daran.« Eva schüttelte den Kopf. »Aber warum sollte Dex lügen?«, flüsterte sie.

»Er ließ Sie in dem Glauben, dass er lediglich Befehle von oben ausführt. Darum vertrauten Sie ihm in einer Weise, wie Sie es nie tun würden, wenn Sie wüssten, dass er der Boss ist.«

»Ist das so üblich?«, fragte sie. »Arbeiten diese Leute nicht wirklich hart, um sich ihre Position zu verdienen? Wollen sie denn nicht, dass alle wissen, welche Macht sie haben?«

Agent Castro zuckte mit den Schultern. »Manche schon«, sagte er. »Aber um ehrlich zu sein, diese Dealer sind dann ziemlich leicht zu erwischen. Sie machen diesen Job nur für ihr Ego. Sie wollen, dass jeder weiß, wie wichtig sie sind, und alle sollen Angst vor ihnen haben. Aber Fish« – Castro neigte den Kopf zu ihr – »oder besser gesagt, Dex, gehört zu denen, die wir als Langzeithandelnde

bezeichnen. Ihnen geht es mehr ums dauerhafte Überleben als um alles andere. Weder um Macht noch um Ehrfurcht. Sie sind cleverer und schwerer festzunageln.« Castro trank einen Schluck Kaffee und fuhr fort: »Ich habe das vorher nur einmal erlebt. Eine Frau oben in El Cerrito, die vorgab, dass ihr Ehemann der Boss sei. Sie war fast überall involviert, und die Leute machten mit. Vor allem weil sie darauf vertrauten, dass die Frau sie vor einem Mann beschützen würde, der in Wahrheit gar nicht existierte.«

Eva dachte daran, wie Dex sich angeblich zwischen sie und Fish gestellt hatte. Wie er sie beschützt und gewarnt hatte. Wie er sie glauben machte, dass er auf ihrer Seite stand, dass sie zusammenarbeiteten. Sie erinnerte sich, wie verunsichert er bei dem Footballspiel im letzten Herbst gewesen war. Welche Angst er hatte, Fish zu verärgern. Alles nur Theater.

Und dann dachte sie an jenen Morgen zurück, als er ihr die Leiche gezeigt hatte. In ihrer Vorstellung sortierten sich die Ereignisse neu. Jetzt sah sie, wie Dex den Mann hinrichtete, danach in aller Ruhe an Evas Tür klopfte und sie zum Schauplatz des Verbrechens führte, um ihr zu zeigen, was er getan hatte.

Sie fühlte sich elend bei dem Gedanken, wie naiv sie gewesen war.

»Und was jetzt?«, fragte sie.

»Es ist an der Zeit, dass Sie sich einen Anwalt suchen und mit uns zusammenarbeiten. Wir werden Sie verkabeln und sehen, was wir an Informationen bekommen.«

Eva dachte an alle Informationen, die sie bereits gesammelt hatte, und behielt dieses Wissen für sich. Ihre letzte Trumpfkarte. Sie wollte auf keinen Fall verkabelt werden. »Und was bekomme ich dafür?«, fragte sie. »Da Zeugenschutz ja keine Option ist.«

»Sie müssen nicht ins Gefängnis, wenn das alles vorbei ist.«

Auf dem Tisch summtes Evas Handy. Sie hatte eine SMS bekommen, und ihr Blick huschte hinüber zu Castros Handy, denn sie fragte sich, ob es ebenfalls aufleuchten würde. Aber das Display blieb schwarz.

»Sie sollten die SMS besser beantworten«, meinte er.

Sie war von Dex.

Bleibt es bei sechs? Wo wollen wir uns treffen?

Sie zeigte Castro die Nachricht. »Bleiben Sie auf öffentlichen Plätzen, wo meine Leute sich unter die Menge mischen können«, riet er. »Von jetzt an möchte ich nicht mehr, dass Sie mit ihm allein sind. Oder irgendwo, wo wir nicht schnell zu Ihnen gelangen können. Keine Sporthallen und keine verlassenen Parkanlagen mehr. Mein Team wird an Ihnen dranhängen, bis wir Sie verkabeln können. In höchstens ein bis zwei Tagen.«

Eva nahm wieder das Handy zur Hand und tippte mit zitternden Fingern.

Wie wär's mit O'Briens? Ich sterbe vor Hunger.

Sie stellte sich vor, wie sie wieder nach Berkeley fuhr, am Tisch gegenüber von Dex Platz nahm und sich dazu zwang, sich ganz normal zu verhalten, während sie darauf wartete, dass Castro alles Notwendige organisierte, um sie zu verkabeln.

Castro schien ihre wachsende Panik zu spüren und sagte: »Es wird alles gut. Bleiben Sie einfach bei Ihrer täglichen Routine, und tun Sie alles, was Sie normalerweise auch tun würden. Stellen Sie Drogen her, und treffen Sie sich mit Dex. Geben Sie ihm keinen Grund zur Beunruhigung.«

Durch das Fenster konnte Eva den Nebel heranziehen sehen, und das leuchtende Orange der Brücke verblasste vor ihren Augen. Sie hatte Angst, dass dasselbe mit ihr passieren würde. Sie würde allmählich verblassen und schließlich ganz von der Bildfläche verschwinden, und niemand würde wissen, dass es sie überhaupt gegeben hatte.

Das Restaurant war von einem konstanten Gemurmel erfüllt, und das Geräusch von klapperndem Besteck dröhnte in ihren Ohren. Die ganze Welt drehte sich um sie, während sie selbst stillstand. »Ich habe keine andere Wahl, oder?«

Castros Blick wurde weicher. »Nein.«

Eva hatte die Bay Bridge schon halb hinter sich gelassen, als sie zu hyperventilieren begann. Überall waren Autos, die sich nur langsam fortbewegten, während in ihrer Mitte auf ein unausweichliches Ziel

zusteuerte. Sie konnte das auf keinen Fall tun.

Eva stellte sich vor, wie sie Richtung Norden fuhr – die Ausfahrt nach Berkeley passierte, an Sacramento, Portland und Seattle vorbei. Sie blickte in den Rückspiegel und beobachtete die Leute in den Autos hinter ihr. Welche von ihnen gehörten zu Castro? Wer auch immer auf sie aufpasste, würde sie nie so weit kommen lassen.

Zu Hause fing sie schnell an zu packen. Sie wollte nur das Nötigste mitnehmen und das Haus so zurücklassen, wie es war. Falls jemand nach ihr suchte, sollte es so aussehen, als ob sie nur kurz weggegangen wäre und jeden Moment zurückkommen würde. Sie dachte an ihr Labor im Keller, an die Gerätschaften und Zutaten zur Herstellung von Drogen, an die Beweise, die sie für Castro gesammelt hatte, und beschloss, alles dazulassen. Irgendwann würde er hier auftauchen, um sie zu suchen, und dann sollte er gern alles finden. Sie wollte nicht länger nach den Regeln anderer spielen.

Eva plante, ihren Wagen in der Nähe von O'Briens abzustellen, damit es so aussah, als wäre sie auf dem Weg zu Dex. Dann würde sie zur U-Bahn-Station gehen, den ersten Zug zurück nach San Francisco nehmen, sich mit Bargeld eine Busfahrkarte nach Sacramento kaufen und danach überlegen, wie es weiterging. Am besten immer weiter nach Norden bis zur Grenze.

Aber beim Anblick von Liz' gläsernem Vogel auf ihrer Kommode hielt sie plötzlich inne. Sie nahm ihn in die Hand und strich mit dem Finger über die blauen Wirbel, den zierlichen Schnabel und die Ränder der Flügel. Das Einzige, was sie jemals aus Liebe geschenkt bekommen hatte. Von der einzigen Person, die sie wirklich gern gehabt hatte.

Eva dachte an Wade, der ihr versprochen hatte, die Schuld auf sich zu nehmen. An Dex, der vorgab, jemand anders zu sein, um sie besser manipulieren zu können. Und an Castro, der von ihr das Unmögliche erwartete, ihr dafür aber nichts von dem geben wollte, was sie brauchte. Männer, die Versprechungen machten, welche sie aber nie halten wollten. Menschen wie Eva würden immer Kollateralschäden sein.

Und dann war da noch Liz, die sie so sah, wie sie war – die beste

Version ihrer selbst. Sie spürte die Umrisse von Liz' Brief in ihrer Manteltasche. *Wenn du deine Probleme mit jemandem teilst, wird die Bürde leichter.* Eva fühlte sich, als würde ihr Weg sie unausweichlich zu der einzigen Person führen, der sie vertrauen konnte.

Sie schnappte sich ihr Geld für den Notfall – fünftausend Dollar – und ihren Laptop und ließ ihr kompromittiertes Handy auf dem Tresen liegen. Dann schlüpfte sie mit dem gläsernen Vogel in der Faust aus dem Haus.

Der erste Zug, der kam, war überfüllt. Sie wartete, bis die Türen sich schlossen, bevor sie hineinsprang. Dann warf sie einen Blick auf den Bahnsteig, um zu sehen, ob ihr jemand folgte. Sie stellte sich vor, wie Castros Leute von ihrem Auto aus, das sie an der Shattuck Avenue geparkt hatte, immer größere Kreise zogen, um herauszufinden, wohin sie gegangen und was mit ihr passiert war.

Eva betrachtete die Gesichter der anderen Menschen und strich einen schlafenden Mann in einer Ecke sowie ein Paar, das die Köpfe über einem iPad zusammensteckte, von ihrer Liste der Verdächtigen. Aber direkt ihr gegenüber saß eine Frau, die sie scheinbar immer wieder beobachtete, während der Zug in Richtung Süden nach Oakland fuhr. Sie hatte ein aufgeschlagenes Magazin vor sich, schlug die Seiten jedoch kein einziges Mal um.

Beim nächsten Halt wartete Eva bis zum letzten Moment, bevor sie aus dem Zug stieg. Vom Bahnsteig aus sah sie, wie die immer noch lesende Frau an ihr vorbeifuhr, bevor der Zug im dunklen Tunnel verschwand. Mit ihrer Reisetasche über der Schulter drängte sie sich in eine Ecke des Bahnhofs und beobachtete Pendler beim Ein- und Aussteigen, bevor sie in einen anderen Zug stieg, diesmal in Richtung San Francisco. Innerhalb der nächsten Stunde fuhr sie so lange wieder hin und zurück, bis sie sicher war, dass ihr niemand folgte.

Am Flughafen kaufte sie sich ein Ticket für einen Nachtflug nach Newark und bezahlte bar.

»Nur Hinflug oder hin und zurück?«, fragte der Kartenverkäufer.

Eva zögerte. Hatte Castro sie auf irgendeine Liste gesetzt? Sie musste wieder an seine Worte – *mittlere Zielperson* – denken.

»Einfach«, antwortete sie. Die Endgültigkeit ließ sie erschauern. Wenn sie falschlag, würde ein One-Way-Ticket die Alarmglocken schrillen lassen.

Eva entspannte sich erst kurz nach dem Start. Während die Passagiere ringsherum schliefen oder lasen, starrte sie aus dem Fenster und dachte an einen Abend kurz nach Halloween, als sie Liz auf der Hintertreppe vorgefunden hatte, wo sie in der Dämmerung ihren Garten betrachtete. »Was machst du denn hier draußen?«, hatte Eva gefragt.

Liz hatte sie angesehen und gelächelt. »Ich liebe den abendlichen Duft, wenn die Sonne untergegangen ist und es kühl wird. Egal, wie sehr sich das Leben verändert, das ändert sich nie.« Sie schloss die Augen. »Mein Ex-Mann und ich haben das immer gemacht, als wir frisch verheiratet waren. Wir haben uns draußen hingesetzt und zugesehen, wie der Himmel langsam dunkel wurde.«

Eva setzte sich auf ihre eigene Treppe und blickte Liz durch die Eisenstäbe des Geländers an. »Wo ist er jetzt?«

Liz zuckte mit den Schultern und strich mit dem Finger über die Kante der Betonstufe. »Zuletzt hörte ich, dass er nach Nashville gezogen ist. Aber das war vor zwanzig Jahren. Ich habe keine Ahnung, ob er noch dort ist.«

Eva fragte sich, wie Liz so gelassen über den Mann sprechen konnte, der sie und ihre kleine Tochter verlassen und sich dann nie mehr um sie gekümmert hatte. »Hat Ellie je etwas von ihm gehört?«

»Keine Ahnung, wir sprechen eigentlich nicht über ihn. Aber ich glaube es eigentlich nicht. Ein paar Jahre lang hat er ihr zum Geburtstag immer eine Karte geschickt, aber das hat aufgehört, als sie immer noch jung war.« Liz' Blick wanderte über den Garten zum hinteren Zaun und den Bäumen dahinter. Mit leiser Stimme sagte sie: »Eine Zeit lang hat Ellie mir die Schuld gegeben. Als ob ich diesen Mann dazu bringen könnte, sich um sie zu kümmern. Aber jetzt ist sie erwachsen und sieht, wer er wirklich ist. Und sie begreift, dass ihre Kindheit ohne ihn wahrscheinlich besser war.«

Eva wunderte sich über Liz' ruhigen Ton. »Wieso hasst du ihn nicht?«

Liz kicherte leise. »Hass kann dich innerlich auffressen. Ich könnte

ihn am Tag stundenlang verfluchen. Aber was würde das nützen? Er ist irgendwo da draußen und lebt sein Leben, und wenn er überhaupt noch an uns denkt, dann vermutlich nur ganz beiläufig. Ich habe schon vor langer Zeit beschlossen, ihm zu verzeihen. Das ist viel leichter, als ihn zu hassen.«

Eva überlegte, wie viel Kraft es sie gekostet haben musste, ihre Tochter ganz allein großzuziehen und dabei noch ihre eigenen Träume zu verfolgen. Den Verrat zu verzeihen und glücklich zu sein.

»War es schon immer so, dass du über die dunklen Seiten der Menschen hinwegsehen konntest?«

Liz lachte. »Es dauert lange, bis man die Welt als einen Ort begreift, wo Menschen nichts tun, um dich bewusst zu verletzen. Mein Mann ist nicht abgehauen, weil er mir oder Ellie das Herz brechen wollte. Er hat lediglich nach seinen eigenen Wünschen gehandelt und seine eigene Geschichte gelebt. Ich hoffe, aus mir ist jemand geworden, der nicht wütend wird, wenn andere einfach nur versuchen, irgendwie klarzukommen. Ich hoffe, ich kann ein Mensch sein, der zuallererst auf Vergebung aus ist.«

Eva starrte hinüber zu den Büschen beim hinteren Tor, deren Schatten in der Dämmerung schnell verschwanden. »Ich bin nicht sehr gut im Verzeihen.«

Liz nickte. »Viele sind das nicht. Aber eines habe ich im Leben gelernt: Um wahrhaft verzeihen zu können, musst du zuerst etwas verlieren. Deine Erwartungen oder deine Lebensumstände. Vielleicht sogar dein Herz. Und das kann schmerzlich sein. Aber es ist auch unglaublich befreiend.«

»Willst du mir damit auf Umwegen zu verstehen geben, dass ich meiner Familie vergeben muss?«

Liz sah mich erstaunt an. »Ich glaube, du musst herausfinden, wie du dir selbst verzeihen kannst. Was es auch ist, das dich immer noch verfolgt.«

Während Eva Richtung Osten flog, fragte sie sich, ob dies der Verlust war, von dem Liz gesprochen hatte. Sie hatte ihr Leben in Berkeley aufgegeben, und jetzt war es nur noch eine leere Hülle, die nicht mehr zu der Person passte, die aus ihr geworden war. Es ergab keinen Sinn – nicht einmal für sie –, warum sie Liz noch einmal sehen musste. Aber irgendwie begriff sie, dass sie sich auf

diese Weise vergeben würde.

CLAIRE

Montag, 28. Februar

Während ich auf eine Antwort von Kate Lane warte, blättere ich die Aufzeichnungen durch, die ich aus Evas Labor mitgenommen habe, und vertiefe mich wieder in die Geschichte einer talentierten Chemikerin, einer Ausgestoßenen und Drogendealerin. Als ich fertig bin, starre ich auf den Vorhang vor dem Fenster und höre in der Ferne den Verkehrslärm. Ich stelle mir vor, wie Eva sich da draußen mit hochgezogenen Schultern und mit gesenktem Kopf stumm durch die Studentenmassen bewegt. Unsichtbar. Ihr einsames Dasein hält sie auf Distanz zu allen anderen. Keine Sicherheit, keine Zuwendung.

Ich kann ihre Entscheidung, zu verschwinden, gut verstehen.

Ich trinke den Rest meines kalten Kaffees, esse die letzte Zimtschnecke und wünsche, ich könnte mir das Doc wieder ansehen. Ich denke daran, wie Rory eine Reisetasche packt, ein kleines Team zusammenstellt und sich mit Bruce abspricht. Ein Kurztrip nach Kalifornien aus persönlichen Gründen. Und Danielle, ruhig und wachsam, macht sich Notizen und wartet auf eine weitere Gelegenheit, mir zu berichten, was sie weiß.

In genau diesem Moment bekomme ich eine Antwort von Kate Lanes Produktionsassistent.

Miss Lane ist definitiv an dieser Story interessiert. Aber wir werden Ihre Behauptung überprüfen müssen, bevor wir die Sache voranbringen. Bitte schicken Sie uns eine Nummer, unter der wir Sie erreichen, damit wir sicherstellen können, dass Sie auch diejenige sind, für die Sie sich ausgeben.

Ich rufe die Einstellungen von Evas Handy auf, finde ihre Nummer

und tippe sie direkt in meine Antwortmail ein. Zehn Minuten später klingelt das Handy, und ich stürze mich darauf. »Hallo?«

»Mrs. Cook, hier ist Kate Lane.«

Meinen eigenen Namen zu hören, klingt seltsam in meinen Ohren, und ich fühle mich irgendwie ausgeliefert. »Danke, dass Sie mit mir sprechen wollen«, sage ich.

»Nun, das ist eine interessante Geschichte. Aber zuerst müssen Sie mir erklären, wieso Sie nicht tot sind, obwohl das NTSB behauptet, Sie seien in dieses Flugzeug gestiegen.«

Die Jahre des Schweigens haben sich in mir aufgetürmt, die Geheimnisse, die ich so lange bewahrt habe, die Überzeugung, dass niemand die Wahrheit wissen will. Ich beginne ganz langsam zu erzählen, schildere Rorys Misshandlungen, wie verzweifelt ich versuchte, ihn zu verlassen, wie mein Plan, in Detroit unterzutauchen, scheiterte und wie Rory dahintergekommen war. »Und dann habe ich auf dem Flughafen eine Frau getroffen. Ihr Name war Eva James, und sie erklärte sich bereit, die Flugtickets mit mir zu tauschen. Als ich gelandet war, erfuhr ich, dass die Maschine nach Puerto Rico abgestürzt war. Jetzt sitze ich hier fest, ohne Geld und ohne Möglichkeit, zu verschwinden. Deshalb habe ich einen Job bei einer Catering-Firma angenommen.« Ich erzähle ihr von dem Video auf *TMZ* und dass Rory deswegen jetzt auf dem Weg nach Kalifornien ist.

»Dann ist an Ihrer Stelle also Eva James bei dem Absturz ums Leben gekommen?«

Ich schließe die Augen, denn ich weiß, dass ich vorsichtig sein muss. Ich kann Eva am besten schützen, wenn ich die Leute, die hinter ihr her sind, glauben lasse, sie sei tot. »Ja«, sage ich.

»O mein Gott«, haucht Kate. Dann scheint sie sich zu sammeln. »Ich denke, wir sollten besser bei Maggie Moretti weitermachen.«

»Ich besitze eine Aufnahme von meinem Mann und seinem Assistenten Bruce Corcoran. Darauf sprechen sie über eine Frau namens Charlotte Price, die direkte Kenntnis von der Verstrickung meines Mannes in Maggie Morettis Tod hat.«

Es folgt eine kurze Pause, in der Kate Lane diese Information erst einmal sacken lässt. »Wann wurde diese Aufnahme gemacht?«

»Ich bin mir nicht sicher«, gestehe ich. »In den letzten Tagen.

Meine Assistentin hat sie gemacht und mir irgendwann gestern Abend geschickt. Sie ist bereit, die Echtheit dieses Mitschnitts zu bestätigen.«

Kate scheint darüber nachzudenken. »Bevor wir etwas unternehmen, muss ich mir die Aufnahme anhören. Können Sie sie meinem Produzenten per SMS schicken?« Sie rasselt eine Nummer herunter, und ich verschicke die SMS .

Kurz darauf höre ich, wie die Aufnahme am anderen Ende der Leitung abgespielt wird. Das Klopfen. Danielles Stimme, dann die Stimmen von Rory und Bruce. Nachdem sie die Aufnahme gehört hat, stößt Kate einen Seufzer aus und sagt mit sanfter Stimme: »Mrs. Cook, es tut mir leid, aber wir können das nicht senden.«

»Was soll das heißen?« Das war meine letzte Chance. Ich habe alle Karten auf den Tisch gelegt – verraten, wer ich bin und was ich getan habe –, und das Ergebnis ist trotzdem dasselbe. »Er gibt beinahe zu, dass er verantwortlich war.«

»Das genügt nicht«, meint Kate. »Sein Assistent fasst die Vorwürfe zusammen, und obwohl Ihr Mann nicht widerspricht, ist das noch kein Geständnis.«

»Er ist auf dem Weg nach Kalifornien«, erzähle ich ihr. »Er weiß, was ich getan habe. Diese Aufnahme ist das Einzige, was ihn aufhalten könnte.«

»Ich möchte Ihnen helfen«, sagt sie. »Was Sie mir erzählt haben, ist an sich schon ungeheuerlich. Eine misshandelte Ehefrau, ein Ehemann, der für den Senat kandidieren will, zwei Frauen, die sich am Flughafen treffen und ihre Tickets tauschen. Kommen Sie in meine Sendung, und erzählen Sie Ihre Geschichte.«

Ich wische mir mit der Hand über die Augen und sage: »Und wie all die anderen Frauen, die gegen einflussreiche Männer ausgesagt haben, werde ich die Geächtete sein, während er dem Kongress entgegeneilt.«

»Ihre Sorge ist berechtigt«, sagt sie. »Aber damit gewinnen Sie Zeit. Während Sie Ihre Geschichte erzählen, können sich andere mit der Verbindung zwischen Ihrem Mann und Maggie Moretti befassen. Ihre Assistentin soll die Aufnahme an den Bezirksstaatsanwalt von New York schicken. Wir werden Charlotte Price aufsuchen, um zu sehen, ob sie sich offiziell äußern möchte. Wenn es da irgendetwas

gibt, werden wir es herausfinden.«

Ich höre sie im Hintergrund in Papieren blättern, dann eine dumpfe Stimme. »Ich lasse Sie in unser Studio in San Francisco bringen. Sagen Sie mir, wo Sie sind, und ich schicke Ihnen einen Wagen vorbei.«

Ich nenne ihr den Namen des Motels, bin verunsichert und aufgeregt. Öffentlich darüber zu reden, was Rory mir angetan hat, ist nicht das, was ich wollte.

»Ich melde mich, falls wir etwas herausfinden«, sagt Kate. »Der Wagen sollte in etwa einer Stunde bei Ihnen sein. Halten Sie sich bereit.«

»Das werde ich. Danke.«

Ich fange an, meine Sachen zu packen, und stopfe sie wahllos in meine Reisetasche. Morgen um diese Zeit werde ich wieder Claire Cook sein, den ganzen Ballast auf mich nehmen, der damit einhergeht, und mich dem Medienzirkus stellen, den meine Anschuldigungen auslösen werden. Ich denke an Eva, die irgendwo da draußen ist, und hoffe, dass zumindest sie dadurch endgültig befreit wird.

Als es an der Tür klopft, fahre ich zusammen. Ich habe Angst, dass Rory vielleicht New York ohne Danielles Wissen verlassen und mich irgendwie hier ausfindig gemacht hat. Dass die Leute von CMM nur noch ein leeres Zimmer vorfinden werden.

Ich spähe durch die Vorhänge und sehe einen Mann. Er hat die Arme vor der Brust verschränkt, und ich erhasche einen kurzen Blick auf ein Pistolenhalfter unter seinem Mantel.

»Kann ich Ihnen helfen?«, rufe ich durch die Tür.

Der Mann lächelt und zückt eine Dienstmarke. »Mein Name ist Castro. Und ich würde gerne mit Ihnen über Eva James sprechen.«

EVA

New Jersey

Februar

Ein Tag vor dem Absturz

Nach einem langen Nachtflug und einem endlosen Zwischenstopp in Chicago landete das Flugzeug um zwei Uhr in Newark. Nachdem es zum Gate gerollt war, eilte Eva den Flugsteig entlang und blieb nur kurz stehen, um sich am Kiosk ein neues Prepaid-Handy zu kaufen. Sie warf die Verpackung in den Müll und wählte die Nummer, die Liz in ihrem Brief notiert hatte. »Hier ist Eva«, sagte sie und war erleichtert, weil Liz zu Hause war. »Ich bin gerade in New Jersey. Kann ich vorbeikommen?«

»Du bist hier? Wieso? Warum?«, hörte sie Liz erstaunt sagen.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Eva, während sie durch die Gepäckausgabe ging und in die kalte Februarluft hinaustrat. »Kann ich dir das persönlich erzählen?«

Liz' Straße in New Jersey, die nur etwa fünfzig Meilen von Manhattan entfernt lag, sah aus, als gehörte sie in den Mittleren Westen, mit kleinen, gepflegten Häusern, einer Mischung aus Backstein und bemaltem Stuck. Nachdem Liz die Tür geöffnet hatte, zog sie Eva an sich und umarmte sie ganz fest. »Das ist so eine Überraschung«, sagte sie. »Komm rein.«

Eva folgte Liz durch das Haus in einen großen Raum gegenüber der Küche mit Blick auf einen verschneiten Garten. Im Fernsehen in der Ecke lief eine Nachmittags-Talkshow. Liz schaltete das Gerät

aus und bat Eva, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Liz setzte sich neben sie und sagte: »Ich habe dich vermisst. Erzähl mir alles.«

Eva fror. Auf dem ganzen Flug hatte sie im Dunkeln geprobt, während die Leute ringsherum schliefen. Sie hatte versucht, den richtigen Anfang zu finden, um alles zu enträtseln. Aber nun, da sie in Liz' fragende Augen blickte, die darauf wartete, dass Eva etwas sagte, bekam sie den Mund nicht auf.

Ihr Blick wanderte durch den Raum zu den mit Büchern vollgestopften Regalen, einem Schreibtisch voller Papierkram und ein paar halb leeren Verpackungsboxen in der Ecke.

Sie holte tief Luft und schenkte Liz ein unsicheres Lächeln. »Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll«, sagte sie.

Liz ergriff Evas schweißnasse Hände mit ihren warmen und trockenen Händen, und Eva wurde ein bisschen ruhiger. Liz' Energie durchströmte sie, und ihr Herz schlug langsamer. »Fang einfach irgendwo an.«

»Ich bin in Schwierigkeiten«, sagte Eva mit leiser, zaghafter Stimme. Und dann begann sie. Sie erzählte Liz von Wade. Wie er ihr das Gefühl gab, etwas Besonderes zu sein. Eva blickte auf ihren Schoß und zuckte mit den Schultern. »Zum ersten Mal hatte es jemand geschafft, dass ich mich interessant und attraktiv fühlte. Wie ein normaler Mensch, der ein ganz normales Leben führt.«

Sie erzählte von dem Tag im Büro des Dekans, als niemand für sie eingetreten war und sie das Gefühl hatte, dass sie sich den Bedingungen der anderen beugen musste. »Sie besaßen die Macht. Die Druckmittel. Ich war nur ein junges Mädchen. Es war leicht für sie, mich rauszuschmeißen und so zu tun, als wäre nichts passiert.«

»Hat die Universität dir keinen Anwalt besorgt?«

Eva hatte so etwas noch nicht einmal in Betracht gezogen. Sie schüttelte den Kopf, und Liz war empört. »Du hättest Beschwerde einlegen können. Es gibt Vorgehensweisen, die beachtet werden sollten.« Aber dann schien Liz sich wieder zu fangen und sagte: »Das konntest du nicht wissen, und das hilft dir jetzt auch nicht. Also, erzähl weiter.«

Eva dachte daran, was als Nächstes gekommen war, eine Entscheidung, so bedeutsam, dass sie ihr ganzes Leben in zwei Teile spaltete. Sie atmete langsam aus, um den Moment

hinauszuzögern, denn ihr war klar, dass sie einen Schritt nach vorn machen und den Rest erzählen musste. Doch sie hatte Angst, dass Liz es nicht verstehen würde. Dass das, was Liz in ihrem Brief geschrieben hatte – dass sie Eva so akzeptierte, wie sie war –, nicht zu dem passte, was sie zu beichten hatte.

Eva war versucht, die Geschichte an dieser Stelle zu beenden und Liz zu erklären, dass sie auf dem Weg nach Europa war, einen Zwischenstopp einlegte und nur vorbeikommen wollte, um Hallo zu sagen. Doch sie wusste, dass Liz ihr das nicht abkaufen würde. Und irgendwann würde Castro bei Liz auftauchen und ihr die Wahrheit sagen. Eva musste diejenige sein, die Liz alles erzählte. Um sicherzugehen, dass Liz verstand, warum sie es getan hatte. Sie betete, dass Liz auch ihr vergeben würde.

»Dieser Typ, mit dem du mich hast streiten sehen, heißt Dex. Oder zumindest ist das der Name, unter dem ich ihn kenne. Offenbar hat er noch andere.« Eva erzählte Liz von Dex' Angebot. Dass sie kein Geld hatte, nirgends hingehen konnte und dass das Ganze damals wie ein Rettungsring gewesen war.

Während sie sprach, wurden Liz' Augen immer größer und ihr Gesichtsausdruck immer betroffener. Eva wusste, was Liz eigentlich erwartet hatte. Typische Probleme – ein verlorener Job, eine ungewollte Schwangerschaft, vielleicht gestohlenen Geld. Aber was sie ihr erzählte, hatte Liz wohl nicht erwartet. Eva konnte Liz' Blick nicht mehr ertragen, deshalb beugte sie sich nach vorn, legte den Kopf in ihre Hände, bedeckte ihr Gesicht und stützte die Ellbogen auf die Knie.

Liz erhob sich von der Couch und entfernte sich von ihr. Eva hielt den Atem an und wartete darauf, dass Liz die Eingangstür öffnete und sie mit leiser Stimme bat, zu gehen. Oder dass sie zum Telefon griff und die Polizei anrief. Aber stattdessen hörte sie, wie Liz in die Küche ging, den Kühlschrank öffnete. Dann kam sie mit einer Flasche Wodka und zwei Gläsern zurück. Sie schenkte reichlich ein und nahm einen Schluck. »Erzähl weiter«, sagte sie.

Eva nippte an ihrem Wodka und erzählte ihr den Rest. Erzählte von Brittany. Von Agent Castro. Von den Beweisen, die sie gesammelt hatte, von Castros Neuigkeit, dass sie für den Zeugenschutz nicht in Frage kam. Und schließlich, dass Dex Fish

war. »Bestimmt weiß er inzwischen, dass etwas nicht stimmt. Ich sollte mich gestern mit ihm treffen, aber ich bin nicht aufgetaucht.«

»Du musst kooperieren«, meinte Liz, nachdem Eva ihr alles erzählt hatte. »Das ist das Einzige, was du tun *kannst*.« Sie trank ihren Wodka aus, goss sich noch ein Glas ein und schenkte Eva ebenfalls nach. »Mein Gott, Eva.«

»Ich kann nicht.«

»Du musst«, beharrte Liz. »Auf diese Weise bekommst du dein Leben zurück.«

Eva bemühte sich, nicht die Fassung zu verlieren. »Das funktioniert nicht wie im Fernsehen. Selbst wenn Dex ins Gefängnis muss, bin ich immer noch in Gefahr. Egal, wohin ich gehe, seine Leute werden mich finden. Ich habe versucht, Castro das begreiflich zu machen, aber er meinte, ihm seien die Hände gebunden.« Eva fing an zu weinen. Liz legte den Arm um sie und hielt sie fest.

»Du musst aufhören wegzulaufen«, sagte sie. »Hör auf, Lügen mit noch mehr Lügen zuzudecken.«

»Das ist nicht so einfach«, sagte Eva, zog sich zurück und wischte sich die Augen. »Castro meint, ich könnte aussagen und anschließend irgendwie in mein normales Leben zurückkehren. Als ob Dex es jemals so weit kommen lassen würde. Das Einzige, was ich tun kann, ist, zu verschwinden und Castro den Fall zu überlassen.«

Eva erwartete, dass Liz mit ihr streiten oder drohen würde, sie anzuzeigen. Doch Liz sagte nur: »Okay. Folgen wir diesem Gedankengang. Wohin wirst du gehen?«

Eva zuckte mit den Schultern. »Ich werde eine Weile in New York bleiben. Eine Möglichkeit suchen, an einen falschen Pass zu kommen. Ich habe Geld.«

Liz nickte. »Ein falscher Pass. Und dann wirst du das Land verlassen?«

Eva wusste, was Liz vorhatte. Sie hatte einen Professor in Berkeley gehabt, der diese sokratische Methode anwandte, um Studenten zu helfen, ein Argument zu begründen. Aber sie machte mit. »Ja.«

Liz rollte ihr Glas zwischen den Händen, und das Eis setzte sich am Boden. »Du wirst jemand anders sein. Jemand ohne

Vergangenheit. Was wirst du mit deiner Zeit anfangen? Wirst du arbeiten? Eigentum erwerben? Ein Objekt mieten? Wie wirst du dich selbst anderen gegenüber erklären?«

»Ich werde es herausfinden. Mir etwas ausdenken.«

»Und ständig Angst haben, über die Schulter blicken und darauf warten, dass jemand die Wahrheit herausfindet.« Liz' leise Stimme klang hart in Evas Ohren. »Du musst einen Deal machen und zwar sofort.« Liz stellte ihr Glas hin, legte ihren Finger unter Evas Kinn und zwang sie, in ihr Gesicht zu sehen. »Was dir passiert ist, war beschissen und unfair. Aber du musst zurück und deinen Anteil an der ganzen Sache zugeben. Entweder wandert Dex für lange Zeit ins Gefängnis oder du. Wer wird es sein?«

»Und was ist, wenn Dex' Leute mich zuerst erwischen? Er weiß inzwischen bestimmt Bescheid.« Panik ergriff Eva, und sie begann wieder zu weinen.

Liz reichte ihr ein Taschentuch und erwiderte: »Du musst zurückfliegen, bevor Castro merkt, dass du weg bist. Ruf ihn gleich an, wenn du gelandet bist, und warte am Flughafen auf ihn. Bleib da, bis er dich abholt. Verstanden?«

»Warum kann ich nicht einfach verschwinden und so tun, als sei ich nie hier gewesen?«, sagte Eva leise.

Liz' Blick wurde sanft. »Du weißt, dass sie irgendwann hier auftauchen und mir Fragen stellen werden. Ich kann nicht für dich lügen.«

Vielleicht war Eva deshalb hierhergekommen. Um letztlich gezwungen zu sein, das Richtige zu tun. Um von jemandem zur Rechenschaft gezogen zu werden, der sie genug mochte, um sie nicht noch einen Fehler begehen zu lassen. Um Liz als die Mutter zu sehen, die sie nie gehabt hatte.

Eva spürte eine gewisse Erleichterung, weil sie jetzt nicht mehr allein entscheiden musste, was sie tat. Denn nun sagte ihr jemand, der sie gern hatte, was zu tun war. »Okay«, flüsterte sie.

Dann saßen sie einfach nur da, und das Schweigen zwischen ihnen war wegen alledem, was Eva noch sagen wollte, bedrückend.

Ihr Leben lang hatte Eva sich nach einer Familie, nach Freundschaft gesehnt. Dann war Liz aufgetaucht und hatte ihr gegeben, was sie sich wünschte, ohne etwas dafür zu verlangen.

Am liebsten hätte Eva gefragt: *Warum ich?* Aber sie tat es nicht, weil es nicht genügend Worte gab, um die Lücke in ihr auszufüllen – tief in ihrem Herzen, wo die kostbarste Liebe und die aufrichtigste Freundschaft wohnen.

Eva wusste nicht, ob sie genug Mut besaß, um morgen aus dem Haus zu gehen, dieses Leben mit all seinen Ecken und Kanten einfach hinter sich zu lassen und darauf zu vertrauen, dass es auf der anderen Seite irgendetwas für sie gab.

»Erinnerst du dich noch an den Tag, als wir uns kennenlernten?« Liz' leise Tenorstimme hatte denselben Klang wie bei ihrer ersten Begegnung und durchströmte sie wie warmer Honig. »Ich lag am Boden, und du kamst vorbei und hast mir wieder aufgeholfen.« Eva wollte etwas erwidern, aber Liz brachte sie mit erhobener Hand zum Schweigen. »Vergiss nie, wer du bist und was du mir bedeutest. In einer Welt voller Lärm und Egoismus bist du ein freundlicher Lichtstrahl.« Liz drehte Eva so, dass sie ihr ins Gesicht sehen konnte, und fasste sie an den Schultern. »Egal, wohin du gehst, und egal, was passiert: Du sollst wissen, dass ich hier bin und dich liebe.«

Eva ließ ihren Tränen freien Lauf, und die letzte Mauer stürzte unter Liz' Worten ein. All die Reue, jede Enttäuschung und jegliche seelische Qual, die Eva jemals erdulden musste, sickerten aus ihr heraus, bis nichts mehr da war.

Nachdem Eva ihren Rückflug nach Oakland gebucht hatte, saßen sie und Liz zusammen auf der Couch. Eva versuchte, diese letzten Momente mit Liz zu genießen, denn sie wusste, dass sie niemals ausreichen würden. Plötzlich erklang das Geräusch eines Schlüssels, der sich im Schloss der Haustür drehte. Dann wurde die Tür geöffnet und wieder geschlossen. »Mom?«, rief eine Stimme. »Bist du zu Hause?«

»Hier hinten, Schatz.«

Eine junge Frau kam durch die Küche, warf ihre Schlüssel auf den Tresen und ließ ihre schwere Tasche auf den Boden fallen. Sie stutzte, als sie Eva und Liz auf der Couch sitzen sah. »Sorry«, sagte sie. »Ich wusste nicht, dass du Besuch hast.«

»Eva, das ist meine Tochter Ellie.«

Ellie rollte mit den Augen und schüttelte Eva die Hand. »Ich nenne mich jetzt Danielle. Schön, Sie endlich kennenzulernen.«

CLAIRE

Montag, 28. Februar

Ich starre Agent Castro an und fühle mich, als würde die Erde unter meinen Füßen beben. »Ich weiß nicht, wer das ist.«

Er schiebt die Sonnenbrille in sein Haar und meint: »Ich denke doch. Sie haben gerade mit ihrem Handy telefoniert.« Mein Blick huscht zu Evas Telefon auf der Kommode, und ich frage mich, woher er das weiß. »Dann versuchen wir es anders«, fährt er fort. »Guten Tag, Mrs. Cook. Schön, zu sehen, dass es Ihnen gut geht. Mein Name ist Castro, und ich bin DEA -Ermittler. Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.« Hinter ihm auf dem Parkplatz steht eine anonyme Limousine mit Behördenkennzeichen. »Vielleicht sollten wir ins Haus gehen«, schlägt er vor. Sein Ton ist freundlich, aber bestimmt. Ich nicke und mache die Tür weiter auf, um ihn hereinzulassen.

Wir setzen uns an dem kleinen Tisch am Fenster einander gegenüber. Er zieht die Vorhänge auf, um Licht in den winzigen Raum zu lassen. »Ich wüsste gerne, woher Sie Eva James kennen.«

»Eigentlich kenne ich sie gar nicht.«

»Und trotzdem haben Sie bis gestern in ihrem Haus gewohnt.« Er deutet auf Evas grünen Mantel, der über einem Stuhl hängt. »Und Sie tragen ihre Kleider.« Dann hält er sein Handy hoch. »Mrs. Cook, wir haben Miss James mehrere Monate überwacht. In Zusammenhang damit haben wir auch ihr Handy geklont.«

»Geklont?«, frage ich. »Was bedeutet das?«

Er lehnt sich zurück und mustert mich. Sein eindringlicher Blick ist mir unangenehm. Schließlich sagt er: »Das bedeutet, dass wir alles wissen, was Sie mit dem Handy machen. Wir erhalten Kopien von sämtlichen Textnachrichten und E-Mails. Wenn dieses Handy klingelt, wissen wir es. Wir hören sämtliche Gespräche und

Sprachnachrichten.«

Ich muss an das Gespräch denken, das ich gerade mit Kate Lane geführt habe. An Danielles Mitteilungen und an die Sprachaufnahme. Und ich weiß jetzt, warum Eva ihr Handy zurückgelassen hat. »Wusste sie das?«

Castro schüttelt den Kopf. »Sie hat uns bei einer laufenden Ermittlung geholfen. Und wir konnten nicht riskieren, dass sie ihre Verhaltensweise gegenüber den Leuten, mit denen sie zusammenarbeitete, änderte. Aber wir waren beunruhigt, weil Eva bei einem arrangierten Treffen letzte Woche nicht aufgetaucht ist. Und dann sind Sie gekommen.«

Ich blicke auf meine Hände in meinem Schoß. Ich denke an das Auto, das Kate Lane vorbeischieken will, und überlege, ob Castro mich wohl einsteigen lässt, oder ob ich so lange hierbleiben und seine Fragen beantworten muss, bis Rory kommt.

»Warum fangen wir nicht damit an, wie Sie Eva kennengelernt haben?«, sagt er.

»Wenn Sie meine Gespräche mitgehört haben, dann wissen Sie das bereits.«

»Na gut. Dann erzählen Sie mir mehr darüber, was am Flughafen passiert ist. Wessen Idee war es, die Plätze zu tauschen?«

Ich bin mir nicht sicher, wie ich meine Rolle beschreiben soll. Bin ich ein Opfer? Eine Mitverschwörerin? Ich war nichts davon, nur eine Frau, die verzweifelt nach einer Lösung suchte. Irgendeiner Lösung. »Eva hat mich angesprochen«, sage ich schließlich.

Castro nickt. »Welchen Eindruck hat sie auf Sie gemacht?«

»Diese Frage kann ich unmöglich beantworten, weil alles, was sie mir erzählte, eine Lüge war.« Ich muss daran denken, wie sie in ihren Drink gestarrt hat, als ob alle Last der Welt auf ihren Schultern ruhen würde, und ich weiß, dass ihre Angst trotz aller Lügen echt war. »Sie hatte Angst«, sage ich.

»Dazu hatte sie auch allen Grund. Ist irgendjemand zu ihrem Haus gekommen, um sie zu suchen?«

Ich erzähle ihm von dem Mann, der auf der Veranda aufgetaucht ist, was er gesagt und was er nicht gesagt hat.

»Beschreiben Sie ihn«, sagt Castro.

»Er war ungefähr in meinem Alter, vielleicht ein bisschen älter,

hatte dunkles Haar und olivfarbene Haut. Er trug einen langen Mantel und hatte diese irren grauen Augen. Nicht ganz blau.«

»Haben Sie irgendwelche Drogen gesehen, während Sie in Evas Haus wohnten?«

»Nein.« Ich muss an das Kellerlabor denken. An die vielen Stunden, die Eva dort unten verbracht haben muss, und was es sie gekostet hat. Ich denke auch an die notariell beglaubigten Briefe und Aufnahmen, die sie gewissenhaft gesammelt und dokumentiert hat. Wenn ich sie jetzt aushändige, hat Castro alles, was er braucht. Oder zumindest so viel, wie Eva ihm geben kann. Was vielleicht ausreicht, um ihre Versprechen zu erfüllen.

Ich hole den Umschlag und das Aufnahmegerät und schiebe beides über den Tisch zu Castro. »Das habe ich gestern gefunden, als ich ihren Keller entdeckt habe.«

Castro legt das Aufnahmegerät beiseite und blättert Evas Erklärung durch. Dann notiert er die Notar-Information in einem kleinen Notizbuch.

»Ich hatte keine Ahnung, wovor sie davonlief. Sie erzählte mir, dass ihr Mann gerade an Krebs gestorben wäre und dass sie Sterbehilfe geleistet hätte. Und deshalb bekäme sie vermutlich Schwierigkeiten.« Als ich die Geschichte erzähle, klingt sie fast noch verrückter als damals. »Sie müssen verstehen, dass ich verzweifelt genug war, um so ziemlich alles zu glauben. Und ich denke, sie wusste das.«

»Eva hatte jahrelange Übung darin, Menschen zu täuschen. Sie machte ihre Sache wirklich gut. Und das musste sie auch, um so lange durchzuhalten.« Er beugt sich nach vorn und stützt die Ellbogen auf den Tisch. »Sie müssen wissen, dass es mein Job ist, Drogendelikte zu untersuchen«, sagt er. »Keine Betrugsdelikte. Keinen Identitätsdiebstahl. Ich ermittle nicht gegen Sie.« Nun, da seine Fragen beantwortet sind, klingt seine Stimme gedämpfter, und ich erhasche einen Blick auf den Mann unter der harten Schale, auf jemanden, der mir wirklich helfen will. »Soweit ich verstanden habe, verstecken Sie sich vor ihrem Ehemann?«

»Ja.«

»Ich bin nicht hier, um sie in Schwierigkeiten zu bringen, Mrs. Cook. Aber Eva hat mir geholfen, und ich muss wissen, was mit ihr

passiert ist. Was sie Ihnen erzählt hat.«

»Nichts, was der Wahrheit entspricht«, sage ich. »Nichts davon hat gestimmt.«

Er sieht in dem Moment aus dem Fenster, als ein schwarzes Auto neben seiner Limousine parkt. »Ich glaube, Ihr Wagen ist da.«

Wir erheben uns, und ich öffne die Tür.

»Claire Cook?«, fragt der Fahrer. Er ist groß, Mitte zwanzig und trägt einen dunklen Anzug, dessen Ärmel gerade noch das Tattoo an seinem rechten Handgelenk bedeckt. In den Ohren trägt er diese riesigen Ringe, die die Löcher in seinen Ohrläppchen enorm dehnen.

Berkeley. Wo jeder noch ein bisschen schräger ist als man selbst.

Als er meine Reisetasche im Kofferraum verstaut, bemerke ich, wie sein Blick auf Castros Waffe unter seinem Mantel fällt. Er schaut weg, schlägt den Kofferraumdeckel zu und bleibt ein wenig abseits stehen, um unsere restliche Unterhaltung nicht zu stören.

Agent Castro stellt sich vor die Fahrertür seiner Limousine. »Viel Glück«, sagt er und schüttelt mir die Hand. »Wenn es sich machen lässt, würde ich mich gerne noch mal bei Ihnen melden, bevor Sie die Stadt verlassen. Ich nehme an, Sie gehen nach New York zurück.«

»Klar«, sage ich und blicke zur Straße, wo Autos und Busse an dem Motel vorbeirauschen. »Aber was als Nächstes passiert, hängt von den kommenden Stunden ab. Wie viel Ärger ich bekommen werde und ob irgendjemand das glauben wird, was ich zu sagen habe.«

»Falls Ihr Mann etwas damit zu tun hat, was Maggie Moretti passiert ist, spielt es keine Rolle, ob man Ihnen glaubt oder nicht. Die Beweise werden Ihnen Rückhalt verleihen.«

Ich wende den Blick von der Straße ab und sehe ihn an. »Sie kennen die Cooks schlecht, wenn Sie glauben, sie würden sich nicht wehren. Für Leute wie sie gelten andere Regeln.«

Ich warte darauf, dass Castro mir erklärt, dass ich mich irre, aber er tut es nicht. Selbst er weiß, dass man mit Geld alle möglichen Probleme lösen kann.

»Ich gebe Ihnen einen guten Rat«, sagt er schließlich. »Gehen Sie so bald wie möglich ins Fernsehstudio. Ihr Mann kann Ihnen nichts anhaben, wenn die ganze Welt weiß, dass Sie noch am Leben

sind.«

Der Verkehr auf dem Weg in die Stadt ist furchtbar. Wir kommen nur sehr langsam auf die Bay Bridge, die komplett mit Autos verstopft ist. Ich sitze auf dem Rücksitz und starre aus dem Fenster. Mein Blick wandert hinüber zu der Insel Alcatraz, die klein und gedrungen in der Mitte der Bucht liegt, umgeben von schiefergrauem Wasser.

Der Fahrer stellt den Rückspiegel neu ein, damit er mich besser sehen kann. Dabei rutscht sein Ärmel noch weiter nach oben, und ich werfe wieder einen kurzen Blick auf seinen tätowierten Arm. »Ist es okay, wenn ich das Radio anmache?«, fragt er.

»Klar«, sage ich.

Er dreht so lange am Radioknopf, bis er bei leiser Jazzmusik landet. Ich hole Evas Handy aus meiner Handtasche, um auf die Uhr zu schauen, und da sehe ich, dass ich eine SMS von Danielle bekommen habe.

Ich habe gerade erfahren, dass Mr. Cook schon vor Ort in Berkeley einen Typen angeheuert hat, um Sie zu suchen. Einen Einheimischen. Man hat mir gesagt, dass er sehr groß ist und ein Tattoo auf dem rechten Arm hat. Also seien Sie vorsichtig.

EVA

New Jersey

Februar

Ein Tag vor dem Absturz

Ellie – oder besser gesagt, Danielle – sah nicht so aus, wie Eva sich Liz' Tochter vorgestellt hatte. Statt der alternativ anmutenden Frau, die sie sich ausgemalt hatte, einer Frau, die lange, weite Röcke trug und für eine gemeinnützige Organisation arbeitete, stand ihr nun eine Businesslady gegenüber, die ihr dunkles Haar im Nacken zu einem klassischen Knoten gebunden hatte. Sie trug Perlen, ein maßgeschneidertes Kostüm und flache Schuhe. Aber die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter war nicht zu übersehen. Danielle hatte die schlanke Statur ihrer Mom, und ihre ebenen Gesichtszüge spiegelten nahezu die der Freundin wider, die Eva liebgewonnen hatte. Aber während Liz ruhig und ausgeglichen war, schien Danielle aufgeregt zu sein.

Liz erhob sich und gab ihrer Tochter einen Kuss. »Kommst du jetzt erst von der Arbeit? Es ist schon spät.«

Danielle ignorierte die Frage ihrer Mutter und sagte zu Eva: »Ich wusste nicht, dass Sie in die Stadt kommen.«

Danielles Worte klangen vorwurfsvoll, und Eva verspürte ein leichtes Unbehagen. Sie musste vorsichtig sein. »Ein Last-Minute-Trip«, erklärte sie. »Schnell hin und wieder zurück.«

»Warum?« Danielles Blick ruhte auf Eva.

»Weil sie es wollte«, schaltete sich Liz ein und warf ihrer Tochter einen warnenden Blick zu.

»Ein Kurzbesuch bei Freunden«, sagte Eva in der Hoffnung, die Situation ein wenig zu entschärfen. »Morgen muss ich wieder zurück.«

Danielle wartete einen Moment, als ob sie sehen wollte, ob Eva noch weitere Details ausspucken würde. Als sie es nicht tat, sagte Danielle: »Mom, kann ich mal nebenan mit dir reden?«

Zaghaft wandte sich Liz an Eva. »Mach es dir bequem. Ich bin gleich wieder da.«

Die beiden Frauen steckten im Wohnzimmer die Köpfe zusammen, und Danielle konnte sie flüstern hören. Sie erhob sich vom Sofa und begab sich in die Küche, unter dem Vorwand, sich die Fotos am Kühlschrank anzusehen.

»Was ist los mit dir?«, zischte Liz.

»Tut mir leid. Ich bin erschöpft und gestresst, und ich muss noch für eine Reise nach Detroit morgen packen«, erklärte Danielle. »Ich hatte keinen Gast erwartet.«

»Was gibt es in Detroit?«

»Morgen veranstaltet die Stiftung dort ein Event. Eigentlich sollte ich Mrs. Cook begleiten, aber gerade habe ich erfahren, dass Mr. Cook sie stattdessen nach Puerto Rico schickt. Er will selbst nach Detroit.« Danielle seufzte. »Es tut mir leid, dass ich so bissig war, aber diese Reiseplanänderung in letzter Minute macht mich nervös. Irgendwas stimmt da nicht.«

»Inwiefern?«

»Mrs. Cook hat sich seit Monaten nur noch auf diese Reise konzentriert. Irgendwie ist das ungewöhnlich für sie.«

»Ich glaube, du arbeitest zu viel. Du machst dir Gedanken über Sachen, die es gar nicht gibt.« Liz' Stimme klang beruhigend, und Eva stellte sich vor, wie sie Danielles Hand nahm und sie drückte.

»Ich glaube nicht, Mom. Da gibt es noch andere merkwürdige Dinge. Ihr Fahrer hat mir letzten Monat erzählt, dass sie allein mit dem Auto nach Long Island gefahren ist. Das Navigationssystem hat sie auf dem ganzen Weg bis zur Ostspitze geortet. Dabei kennt sie niemanden, der dort wohnt. Und ich musste ein paarmal wegen finanzieller Unstimmigkeiten für sie einspringen. Abhebungen. Belege, die nicht zuzuordnen sind.« Eva konnte die Besorgnis in Danielles Stimme hören, die Anspannung vom ständigen

Beobachten und Warten. »Ich glaube, sie will ihn verlassen.«

»Gut. Endlich.«

»Ja, aber ich glaube nicht, dass die Reise nach Puerto Rico Teil ihres Plans ist. Wohl eher die Reise nach Detroit.«

»Meinst du, Mr. Cook weiß Bescheid?«

»Nein, aber wenn sie das irgendwie durcheinanderbringt ...« Sie verstummte. »Mir gefällt der Gedanke nicht, dass sie allein reist oder mit Leuten, die nur dem *unglaublichen Rory Cook* gegenüber loyal sind. Und jetzt muss ich nach Detroit und so tun, als wäre ich eine von ihnen, obwohl ich seinen Anblick kaum ertragen kann, weil ich weiß, wie er sie terrorisiert.«

»Wenn sie klug ist, wird sie nach Puerto Rico fliegen und nie mehr zurückkommen.«

Eva hatte aufgehört, so zu tun, als würde sie sich die Fotos ansehen. Stattdessen konzentrierte sie sich jetzt ganz darauf zuzuhören, wie sich diese Geschichte entwickelte, um die einzelnen Teile des Puzzles zusammenzufügen.

Blitzschnell rannte sie aus der Küche zur Couch, schnappte sich ihren Laptop und stellte ihn auf den Tresen, von wo aus sie noch weiter zuhören konnte. Während die beiden Frauen sich unterhielten, googelte Eva *Rory Cook, Ehefrau* und betrachtete das Bild, das auf dem Bildschirm erschien. Eine hübsche Frau, deren dunkles Haar ihr Gesicht umrahmte, die teure, modische Kleidung trug und einen Bürgersteig in New York entlangging. Die Bildunterschrift lautete: *Rory Cooks Frau Claire besucht das neue Restaurant Entourage auf der Upper West Side.*

Nebenan sagte Danielle: »Irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, dass es eine Option für sie ist, in Puerto Rico zu bleiben. Ich finde es schrecklich, dass sie gehen muss, dass sie morgens aufwachen wird und ausgerechnet Bruce ihr von der Planänderung erzählen und sie zum JFK bringen wird.« Mit einem ungeduldigen Seufzer fuhr sie fort: »Jedenfalls tut es mir leid, dass ich so grob zu Eva war. Sie ist bestimmt reizend. Warum ist sie wirklich in der Stadt?«

Eva hielt die Luft an und starrte auf Claire Cooks Gesicht, nahm es aber nicht mehr wahr. Stattdessen wartete sie, um zu hören, ob Liz ihre Geheimnisse bewahren oder ihrer Tochter als kleinen abendlichen Snack servieren würde.

»Eva hatte eine Pechsträhne«, erklärte Liz. »Aber alles wird wieder gut. Sie ist eine Überlebenskünstlerin.«

Eva stieß einen leisen Seufzer der Erleichterung aus.

»Also gut«, sagte Danielle. »Ich muss packen, weil wir bei Tagesanbruch abreisen. Weißt du, wo mein schwarzer Wollmantel ist?«

»Ich glaube, oben im Schlafzimmerschrank. Mal sehen, ob ich ihn finde.«

»Danke, Mom.«

Was für ein simpler Satz, der wahrscheinlich schon hunderttausendmal ausgesprochen wurde. Und dennoch brachte die Macht der Worte Eva beinahe zum Weinen. Wie es wohl war, jemanden zu haben, der immer hinter einem stand? Sie dachte, sie hätte in Liz diese Person gefunden. Aber wenn sie sah, wie vertrauensvoll sie mit ihrer Tochter umging, dann wurde Eva bewusst, dass sie und Liz lediglich eine enge Freundschaft verband. Und sie kam sich dumm vor, weil sie geglaubt hatte, da wäre mehr zwischen ihnen. Was würde Liz ihrer Tochter wohl raten, wenn diese an Evas Stelle wäre? Würde sie Danielle auch darin bestärken, sich den Behörden zu stellen? Oder würde sie ihrer Tochter bei der Flucht helfen?

Sie sah wieder auf den Bildschirm und stellte sich vor, was Claire Cook morgen wohl denken würde, wenn sie aufwachte und erfuhr, dass ihr Mann ihre Reisepläne geändert hatte. Dass sie von JFK aus in ein Tropenparadies fliegen sollte, und nicht ins kalte Detroit. Vielleicht wäre es ihr egal. Vielleicht irrte sich Danielle in Bezug auf die Bedeutung dieser Reise. Aber wenn sie recht hatten, wenn Claire ihre Flucht plante, dann würde sie verzweifelt nach einer Lösung suchen. Nach einem anderen Ausweg.

Und Eva hatte vielleicht gerade die Lösung gefunden.

»Was machen Sie da?«

Eva fuhr herum und sah Danielle in der Tür stehen. Sie hatte die Tasche in der Hand, die sie zuvor dort abgestellt hatte. Eva klappte den Laptop zu und hoffte, dass Danielle nicht zu viel gesehen hatte. »Nichts«, sagte sie mit einem ausdruckslosen Lächeln.

Sie hielt Danielles Blick stand, bis diese sich schließlich abwandte und nach oben ging, um zu packen.

Eva klappte den Laptop wieder auf und wählte die Website ihrer Airline. Sie klickte auf *Meine Reservierung ändern* und ersetzte im Auswahlmenü *Newark* durch *JFK*. Dabei hallten Liz' Worte in ihrem Kopf wider. *Sie ist eine Überlebenskünstlerin.*

Eva war entschlossen, das zu beweisen.

CLAIRE

Montag, 28. Februar

Ich presse meinen Rücken in den Sitz, und mein Blick huscht von Danielles SMS zur rechten Hand des Fahrers, die lässig auf dem Lenkrad liegt. *Ein Tattoo auf dem rechten Arm.*

In Gedanken sehe ich wieder den Parkplatz vor dem Motel, und mir fällt ein, dass der Fahrer mit keinem Wort das CNN -Studio erwähnt hat. Er hat nur meinen Namen genannt, *Claire Cook* , und ich bin wie ein Idiot in den Wagen gestiegen.

Autos bedrängen uns von allen Seiten. Stahlkabel ragen über einem schmalen Fußweg in den Himmel, und dahinter geht es sechzig Meter in die Tiefe, ins kalte Wasser unter uns.

Castros Rat, so bald wie möglich ins TV -Studio zu gehen, klingt jetzt wie Hohn. Dieser Mann wird mich ganz woanders hinbringen – vielleicht zu einem verlassenen Strand oder noch weiter weg nach Norden, um das Ganze zu beenden.

Ein grüner Jetta taucht neben uns auf, mit einer Frau am Steuer. Ihre Lippen bewegen sich im stummen Gespräch mit jemandem, den ich nicht sehen kann. Ich bin nur einen knappen Meter von ihr entfernt, so nah, dass ich ihren pinkfarbenen Nagellack und die zarten silbernen Creolen an ihren Ohren sehen kann. Ich kämpfe gegen die Tränen an und versuche nachzudenken. Wird sie mich hören, wenn ich schreie?

Unser Wagen fährt einige Meter, bevor er wieder halten muss, und jetzt fällt mein Blick auf einen weißen Kastenwagen ohne Fenster. Meine Augen verfolgen die winzigen Lücken zwischen den Autos, ein sich stetig veränderndes Labyrinth, in dem sich die Fahrzeuge Zentimeter um Zentimeter vorwärts schieben. Ich werde aus dem Auto springen und davonlaufen müssen.

Auf dem Fahrstreifen neben uns beginnt sich der Verkehr zu bewegen, und wieder sehe ich zu der Frau in dem grünen Jetta hinüber. Sie wirft den Kopf zurück, lacht und merkt nicht, dass ich hinter meiner getönten Glasscheibe sitze und sie beobachte.

In etwa dreißig Metern Entfernung taucht ein dunkler Tunnel auf, mit Hinweisschildern für Treasure Island. Der Fahrer sieht in den Rückspiegel, und unsere Blicke treffen sich wieder. »Wenn wir erst einmal durch den Tunnel durch sind, wird sich der Verkehr beruhigen«, meint er.

Ein dunkler Tunnel könnte ein geeigneter Ort sein, um auszusteigen.

Ich lege meinen Arm auf den Fensterrahmen und presse meine schweißnassen Handflächen gegen die Tür. Vorsichtig ziehe ich den Türkopf heraus, beobachte den Fahrer im Rückspiegel und vergewissere mich, dass sein Blick auf die Straße gerichtet ist.

Ich habe nur einen Versuch.

Jazzmusik erfüllt das Innere des Wagens, der Rhythmus ist schnell und unregelmäßig wie mein Pulsschlag. Ich presse meine Handtasche fest an mich und vergewissere mich, dass sie sicher über meiner Schulter hängt. Ich lege eine Hand auf den Verschluss des Sicherheitsgurts und die andere auf den Türgriff, bereit, die Tür aufzustoßen und hinauszuspringen. Wenn ich um Hilfe schreie, wird sicher jemand anhalten.

Ich reguliere meine Atmung und zähle die Meter herunter, bis der Wagen in den dunklen Tunnel eintaucht.

Zwanzig Meter.

Zehn.

Fünf.

Der Fahrer sieht mich wieder im Spiegel an. »Alles okay?«, fragt er. »Sie sehen ein wenig blass aus. Ich habe Wasser dabei, wenn Sie was brauchen. Wenn wir erst einmal von der Brücke runter sind, ist das CNN -Studio nur noch ein paar Häuserblocks entfernt. Es ist jetzt nicht mehr weit.«

Ich spüre, wie die Luft aus mir herausströmt, und lasse mich gegen die Rückenlehne fallen. Die zitternden Hände vergrabe ich in meinem Schoß. *CNN. Nicht Rory.* Ich fühle mich benommen und erleichtert. Ich kneife die Augen zusammen und bemühe mich, nicht

zusammenzubrechen.

Das ist der Preis des Missbrauchs. Er hat meine Gedanken völlig durcheinandergebracht, und ich weiß nicht mehr, was real ist und was nicht. Ganz rational betrachtet, sehe ich natürlich ein, wie unmöglich es für sie gewesen wäre, mich so leicht zu finden. Und dennoch hat mich Rorys jahrelanger Einfluss dazu gebracht, ihm fast übermenschliche Kraft zuzugestehen. Die Kraft, mein Versteck zu kennen, all meine Gedanken und Ängste zu durchschauen und sie für seine Zwecke zu nutzen.

Schließlich beschleunigt der Wagen, und wir fahren in den Tunnel. Die Dunkelheit ist nur kurz, und schon bald sind wir auf der anderen Seite. Wie durch Zauberhand erhebt sich die ganze Stadt vor uns. Die schneeweißen Gebäude schimmern in der frühen Nachmittagssonne.

»Mrs. Cook?«, sagt der Fahrer wieder und hebt eine kleine Wasserflasche hoch.

»Es geht mir gut«, sage ich mehr zu mir selbst als zu ihm.

Eilmeldung: Wir unterbrechen unser reguläres Programm und schalten jetzt live zu Kate Lane in Washington, D.C., mit einer Geschichte, die gerade eben aus Kalifornien eingetroffen ist. Kate?

Ich höre Stimmen in meinem Ohr, obwohl ich allein auf einem Stuhl vor einer grünen Wand sitze. Mehrere Produzenten und Assistenten drängen sich um die Kamera, die auf mich gerichtet ist. Das rote Licht, das anzeigt, dass ich auf Sendung bin, leuchtet noch nicht. Daneben ist auf einem Bildschirm Kate Lane in ihrem Studio in Washington zu sehen. Die Übertragung landet direkt auf meinem Kopfhörer. Ich bin immer noch benommen von dem Adrenalin, doch die eisige Temperatur im Studio macht meinen Kopf etwas klarer. An der gegenüberliegenden Wand des Studios hängt eine große Digitaluhr. Es ist 13.22 Uhr. Ich sehe zu, wie die Sekunden verstreichen, und versuche, meinen Herzschlag anzupassen.

Kurz nachdem ich im CNN -Studio angekommen bin, schwach und zittrig, hat ein Produzent mir ein iPad überreicht, auf dem Kate Lane mich per Video-Chat anrief. Sie hatte mit Danielle sprechen können, und sie hatte zugesagt, die Aufnahme an den Generalstaatsanwalt des Staates New York zu schicken. Kates Informanten in der

Behörde teilten ihr mit, dass es schon sehr bald Neuigkeiten hinsichtlich der nächsten Schritte geben würde. Charlotte Price war ebenfalls ausfindig gemacht worden, und sie war bereit, sich offiziell zu äußern – sobald ihr Anwalt Rechtsmittel einreichen konnte, um die Vertraulichkeitsvereinbarung, die sie vor langer Zeit unterschrieben hatte, für nichtig erklären zu lassen.

»Jetzt ist es also an Ihnen, Ihre Geschichte zu erzählen«, sagte Kate. »Vermitteln Sie uns ein Bild von Ihrer Ehe. Erzählen Sie uns, wie Ihr Mann war und wovor Sie davonlaufen.« Ihr Gesichtsausdruck wurde milde. »Ich muss Sie darauf vorbereiten, was vermutlich passiert, wenn Sie an die Öffentlichkeit gehen. Die Leute werden sich auf Sie stürzen. Auf Ihre Vergangenheit. Sie werden gehässige Dinge über Sie und zu Ihnen sagen, und zwar in aller Öffentlichkeit. Dabei spielt es keine Rolle, auf wessen Seite die Leute stehen – auf Ihrer oder auf der Ihres Mannes. Ihr Leben wird rücksichtslos unter die Lupe genommen. Jede Entscheidung, die sie getroffen haben. Jede Person, mit der sie gesprochen haben. Ihre Familie. Ihre Freunde. Ich bin verpflichtet, Sie darüber aufzuklären, bevor wir weitermachen.«

Kate sprach genau das aus, was ich so viele Jahre befürchtet hatte, und ich zögerte und überlegte, einen Rückzieher zu machen und Danielles sowie Charlies Beweisen das Feld zu überlassen. Niemand musste Details über meinen Missbrauch erfahren, um Rory mit Maggie Morettis Tod in Verbindung zu bringen.

Aber wenn ich es nicht täte, wäre ich dazu verdammt, immer wieder Momente wie den auf der Brücke zu erleben. Ich wäre nie wirklich frei, wenn ich davonlief und mich versteckte. Ich wäre mitschuldig an Rorys Verbrechen, solange ich ihn weiter schützte. Die Welt musste meine Geschichte nicht hören, aber ich musste sie erzählen. »Verstehe«, sagte ich.

»Wir sind in fünf Sekunden auf Sendung«, ruft jemand jetzt.

»Guten Abend.« Ich höre Kates Stimme so deutlich in meinem Kopfhörer, als würde sie direkt neben mir sitzen. »In der letzten Stunde haben Anwälte von Rory Cook, dem Vorsitzenden der Cook Familienstiftung und Sohn der verstorbenen Senatorin Marjorie Cook, Anfragen bezüglich des Todes von Maggie Moretti bearbeitet, die vor siebenundzwanzig Jahren auf einem Anwesen der Familie

Cook ums Leben kam. Aber noch ungewöhnlicher ist die Tatsache, dass die Behörden diese Information von Mr. Cooks Ehefrau erhalten haben, von der man zuvor geglaubt hatte, sie wäre mit Flug 477 abgestürzt. CNN hat herausgefunden, dass sie am Leben ist und sich in Kalifornien aufhält. Wir haben sie jetzt hier, über Satellit, um mit ihr über die Anschuldigungen gegen ihren Mann zu sprechen. Und darüber, warum sie der Meinung ist, sich verstecken zu müssen. Mrs. Cook, schön, Sie zu sehen.«

Das Licht an der Kamera vor mir leuchtet auf, und der Regisseur deutet auf mich. »Danke, Kate. Es ist schön, hier zu sein.« Meine Stimme verliert sich in dem leeren Raum, und ich versuche, mich auf den Fernsehmonitor zu konzentrieren, auf dem hinter mir die Skyline von San Francisco zu sehen ist.

»Mrs. Cook, erzählen Sie uns, was passiert ist, und wie es kam, dass Sie heute hier sind.«

Jetzt, da ich hier bin, wird mir klar, dass alles genau so passieren sollte. Zu lange habe ich geglaubt, dass meine Stimme allein nicht ausreichen würde. Dass niemand die Wahrheit hören und mir helfen wollte. Aber als ich diese Hilfe am dringendsten brauchte, tauchten drei Frauen auf. Zuerst Eva, dann Danielle und schließlich Charlie. Wenn wir unsere eigenen Geschichten nicht erzählen, werden wir nie die Kontrolle über sie erlangen.

Ich straffe die Schultern und blicke direkt in die Kamera. Ich spüre, wie der Schrecken der letzten Stunde, der Stress der letzten Woche und die Angst der vergangenen zehn Jahre von mir abfallen, bis sie nur noch das leise Flüstern eines Schattens sind.

»Wie Sie wissen, stammt mein Mann aus einer sehr einflussreichen Familie mit unbegrenzten Mitteln. Aber was Sie nicht wissen, ist, dass unsere Ehe schwierig war. Für die Kameras war er charmant und dynamisch, aber hinter verschlossenen Türen wurde er ohne Vorwarnung gewalttätig. Für die Außenwelt waren wir ein glückliches und engagiertes Team, aber hinter der Fassade steckte ich in einer Krise. Ich hütete meine Geheimnisse, versuchte, mich mehr anzustrengen und besser zu sein. Ich bemühte mich, nach den unmöglichen Standards zu leben, die mein Mann für mich aufgestellt hatte, und bekam Angst, wenn es mir nicht gelang.

Wie viele Frauen in dieser Situation, steckte ich in einer Spirale

von Missbrauch und Gewalt fest. Ich hatte Angst, ihn zu verärgern, Angst, den Mund aufzumachen, Angst, dass keiner mir glauben würde, wenn ich es tat. Ein solches Leben zermürbt einen Menschen nach und nach, bis er die Wahrheit nicht mehr sieht. Er hatte mich von allen isoliert, die mir hätten helfen können. Ich habe oft versucht, ihn zu verlassen. Die Wahrheit über meine Ehe zu erzählen. Aber mächtige Männer sind mächtige Gegner, und keiner wollte Rory Cook zum Feind haben. Der einzige Ausweg, den ich sah und der keinen öffentlichen Skandal oder einen langwierigen Rechtsstreit nach sich zog, war, einfach zu verschwinden.«

»Aber ausgerechnet ein Flugzeugabsturz?«

»Das war ein tragischer Zufall. Ich sollte eigentlich gar nicht in dem Flieger nach Puerto Rico sitzen. Ich hatte geplant, in Kanada unterzutauchen. Eine kurzfristige Planänderung machte alles zunichte. Aber dann traf ich am Flughafen eine Frau, die bereit war, mit mir die Tickets zu tauschen.« Ich muss an die Leute denken, die immer noch nach Eva suchen, und sage meinen Spruch auf. »Leider ist sie an meiner Stelle gestorben, und ich werde ihr ewig dankbar sein, dass sie es mir ermöglicht hat, zu fliehen.«

»Erzählen Sie uns, wovor Sie geflohen sind.«

Ich stelle mir vor, wie Rory irgendwo zum Fernseher gerufen wird, um sich die Wiederauferstehung seiner toten Frau anzuschauen. Wie die Wut in ihm hochsteigt und wie er hilflos dasteht, während ich seinen kostbaren Ruf ruiniere. »Fast von Beginn an beschimpfte er mich, weil ich zu laut lachte, zu viel oder zu wenig aß, seine Anrufe verpasste, oder mich bei einem Event zu lange oder nicht lange genug mit einer Person unterhielt. Es genügte schon, wenn ich einfach nur glücklich war. Gebrüll und Beleidigungen, gefolgt von tagelangem Schweigen und eisigen Blicken. Aber nach zwei Jahren Ehe ging das Geschrei in Schubsen über, und kurz darauf schlug er mich auch.«

Hinter mir auf dem Bildschirm wird ein Foto eingeblendet, ein Bild von Rory und mir am Strand in den Hamptons. Es war zuerst in *People* erschienen und wurde danach rasch eines der bevorzugten Archivbilder, die Nachrichtensender verwendeten, wenn sie über Rorys Privatleben berichteten. »Dieses Foto wurde im letzten Sommer aufgenommen. Sie können nur die Oberfläche sehen – ein

Paar, das Händchen haltend am Strand spazieren geht. Was Sie nicht sehen können, ist alles, was sich dahinter verbirgt. Wie wütend mein Mann auf mich war, wie fest er meine Hand packte, so fest, dass mein Ring in den Finger daneben schnitt. Meine langen Ärmel verdeckten die blauen Flecken von der Nacht davor, als ich den Namen eines alten Freundes von Rory vergessen hatte. Sie können die Beule an meinem Hinterkopf nicht sehen, die ich mir zugezogen hatte, als er meinen Kopf gegen die Wand schlug, oder meine hämmernden Kopfschmerzen. Sie können nicht sehen, wie verloren ich mich fühlte. Wie allein.«

Ich blicke auf meine Hände hinab. Die Angst und die Verzweiflung, die ich in jenem Moment gespürt habe, steigen wieder in mir hoch. Ich fühle mich schlecht, weil ich das hier nie wollte, von jedem Hieb und jeder Demütigung berichten, um mich zu rechtfertigen.

Ich höre Kates ruhige Stimme. »Warum gehen Sie gerade jetzt damit an die Öffentlichkeit? Sie hatten es geschafft, zu verschwinden. Sie hatten sich in Kalifornien niedergelassen. Sie waren frei.«

»Ich war niemals frei. Vor allem hatte ich keine Identität und keine Möglichkeit, mir eine zu beschaffen. Ich hatte kein Geld. Keinen Job. Ich konnte vorübergehend bei einer Catering-Firma arbeiten, und das Resultat war, dass mein Bild auf *TMZ* gepostet wurde und ich quasi gezwungen war, an die Öffentlichkeit zu gehen.«

Ich blicke unverwandt in die Kamera und stelle mir vor, ich würde direkt zu Eva sprechen. Für eine kurze Zeit lebten wir in der gleichen Haut, lebten dasselbe Leben. Ich weiß Dinge über sie, die kein anderer weiß. Und das verbindet mich mit dieser Frau, ein hauchdünner Faden, der sich durch Zeit und Raum zieht. Wo immer ich auch bin, sie wird ebenfalls dort sein. Und wo immer sie auch ist ... Ich hoffe, sie ist weit weg von hier.

»Aber ich hatte auch das Gefühl, dass ich die Frau würdigen musste, die an meiner Stelle gestorben ist«, sage ich. »Da draußen gibt es Menschen, die sie geliebt haben und die vielleicht wissen wollen, was mit ihr passiert ist. Sie haben es verdient, endlich Gewissheit zu haben.« Ich halte für einen Moment inne und denke an den Zettel, den ich in Evas Haus gefunden habe und der sich immer noch in meiner Tasche befindet. »Ich bin bereit, jenseits der

Angst zu leben«, sage ich zu Kate. »Ich will mein Leben zurück. *Mein* Leben, das mir gehört. Mein Mann hat mir eine Menge gestohlen. Er hat mir mein Vertrauen gestohlen, mein Selbstwertgefühl. Und ich glaube nicht, dass er es verdient hat, noch mehr zu stehlen. Von wem auch immer.« Die Digitaluhr springt von 13.59 auf 14 Uhr.

Die Zeit ist um.

Ich bin frei.

CLAIRE

New York City

Ein Monat nach dem Absturz

Noch nie war das Stadthaus in der Fifth Avenue so leer. Es war sonst immer jemand da, der kochte oder putzte, Termine plante oder vor Rorys Büro Wache hielt. Doch infolge meines Interviews auf CNN und der anschließenden Untersuchung vor dem Geschworenengericht zu Rorys Verwicklung in Maggies Tod sind alle entlassen worden. In den Räumen herrscht absolute Stille, und ich komme mir vor wie ein Geist. Ich gehe denselben Weg, den ich früher immer auf meinen nächtlichen Wanderungen durchs Haus genommen habe. Vielleicht bin ich ja ein Geist, der zurückgekommen ist, um dem Leben nachzujagen, das er zurückgelassen hat, und der jetzt alles verändert vorfindet.

Zunächst nahm die Geschichte nur langsam Konturen an, weil Rorys Anwälte sich dafür einsetzten, die Vertraulichkeitsvereinbarung beizubehalten. Aber als Rory verlor, wurden die Medien mit Informationen überflutet. Fast täglich wurde etwas Neues veröffentlicht – wie etwa der Streit zwischen Rory und Maggie am Abend ihres Todes, der damit endete, dass sie bewusstlos am Fuß der Treppe lag und Rory davoneilte, um sich vor dem zu retten, was er glaubte, getan zu haben. Wie Rory direkt zu Charlies Apartment gefahren war, das nur ein paar Blocks entfernt von seiner Wohnung an der Upper West Side lag. Damals hatte sie versucht, ihm zu helfen. Sie glaubte ihm die Geschichte, dass auf seinem Weg zurück in die Stadt plötzlich ein Reh auf der Straße

aufgetaucht und der Wagen fast im Graben gelandet wäre, und dass dieser Beinahe-Unfall ihn ziemlich mitgenommen hatte. Bis Neuigkeiten über Maggies Tod die Runde machten. Charlie, die damals jung und in Rory verliebt war und einmal gehofft hatte, Rory würde Maggie ihretwegen verlassen, machte sich zunehmend Sorgen. Als sie anfang, Fragen zu stellen, zahlte Rorys Vater ihr Schweigegeld und ließ sie dann eine Vertraulichkeitsvereinbarung unterschreiben, um sicherzugehen, dass sie den Mund hielt.

Jahrelang hatte sie versucht, alles hinter sich zu lassen, bis Gerüchte über Rorys Kandidatur für den Senat auftauchten. Charlie war längst keine ängstliche Zwanzigjährige mehr. Wie viele andere auch war sie es allmählich leid, mit anzusehen, wie einflussreiche Männer nie zur Verantwortung gezogen wurden. Und wie der Slogan *So sind Jungs nun einmal* zu einem undurchdringlichen Panzer avancierte, der diese *Jungs* vor Strafe schützte.

Die Medien hatten ihren großen Tag. Sie kamen noch einmal auf den Sommer zurück, in dem Maggie Moretti starb, druckten alte Artikel mit aktualisierten Informationen neu, interviewten ihre Freunde und widmeten sich diesmal auch Charlie und ihrer Affäre mit Rory, die sich mit dessen Beziehung zu Maggie über mehrere Monate überschchnitt. Alle wollten mehr über diese Dreiecksgeschichte erfahren, in jeden Winkel blicken und etwas Neues entdecken, um die neuesten Leckerbissen via Twitter zu verteilen.

Ich habe versucht, dem Rampenlicht fernzubleiben, aber Kate Lane hatte recht. Schon in der ersten Woche zu Hause habe ich es auf das Cover von *People* geschafft – mein Gesicht im Dreiviertelprofil, meine Haare wieder in der ursprünglichen Farbe –, und die Überschrift lautete: *Von den Toten auferstanden*.

Während die meisten Leute verständnisvoll waren und schon jahrelang Zweifel bezüglich Rorys Verwicklung in Maggies Tod hatten, gab es andere, die mich brutal attackierten. Die meinen Charakter infrage stellten und mich als Goldgräberin und rachsüchtige Ehefrau bezeichneten, die unbedingt alles zerstören wollte, was die Familie Cook sich aufgebaut hatte. Sie gaben mir die Schuld, dass die New Yorker Justizbehörde jetzt gegen die Cook Familienstiftung wegen Missbrauchs von gemeinnützigem Eigentum

und unzulässiger Selbstkontrahierung ermittelte.

Aufgrund des LLC -Dokuments konnten meine Anwälte verhindern, dass ich strafrechtlich verfolgt wurde, und es steht mir frei, den Bundesstaat zu verlassen. New York ist nicht mehr mein Zuhause. Ich kann es kaum erwarten, nach Kalifornien zurückzufliegen und diesem ganzen Zirkus den Rücken zu kehren.

Ich betrete mein Büro, an dessen Wänden sich die Kartons stapeln. Ausgestattet mit einer ganz speziellen Liste und einem begrenzten Zeitfenster, das meine Anwälte ausgehandelt haben, bin ich hier, um mir das zu holen, was mir gehört. Meine Kleider, meinen Schmuck, meine persönlichen Gegenstände. Mein Blick fällt auf das Foto von meiner Mutter und Violet an der Wand. Diesmal nehme ich es von seinem Haken und lege es zu den anderen Sachen, die ich mitnehmen will. Ich betrachte das Lächeln meiner Schwester, das Grübchen auf ihrer linken Wange und ihre Haare, die im Wind wehen und die im Sonnenlicht aussehen wie gesponnenes Gold. Die Erinnerungen fühlen sich gut an, und ich spüre nicht mehr den heftigen Schmerz, vor dem ich so viele Jahre davongelaufen bin.

Ich nehme eine kleine, fünfzehn Zentimeter hohe Statue in die Hand, ein Original von Rodin, das Rory letztes Jahr gekauft hat. Ich überlege, wie viel Geld ich wohl dafür bekomme, wenn ich sie verkaufe. Aber sie steht nicht auf meiner Liste. Abgesehen von meinen eigenen Sachen, sind unsere gemeinsamen Vermögenswerte eingefroren. Darunter gibt es eigentlich auch nur sehr wenige Dinge, die ich für mein neues Leben in Berkeley brauche.

Kelly hat mir dabei geholfen, eine Wohnung zu finden. Ich hatte sie ein paar Tage nach meinem Interview angerufen, nachdem ich mich mit meinen Anwälten getroffen und damit begonnen hatte, alles genau zu erklären, was ich getan hatte.

Mittlerweile war ich auf allen Sendern die Nummer eins in den Nachrichten. »Heilige Scheiße, Eva«, hatte Kelly gesagt und sich dann gerade noch gefangen. »Sorry, ich denke, ich sollte dich jetzt Claire nennen.«

Lächelnd setzte ich mich auf das Bett in dem Hotelzimmer, das meine Anwälte bezahlten, erschöpft von den stundenlangen Aussagen unter Eid. Wir würden nur noch ein paar Tage in Berkeley

sein, dann müsste ich zurück nach New York, um alles zu Ende zu bringen. Ich stellte mir Kelly irgendwo auf dem Campus vor, mit einem Rucksack voller Bücher. Wie sie auf einem der schattigen Wege stehen blieb, um meinen Anruf entgegenzunehmen. »Es tut mir leid, dass ich dich getäuscht habe.«

»Nein, mir tut es leid, dass der Job, den ich dir besorgt habe, den ganzen Schlamassel ausgelöst hat.«

»Es wäre sowieso irgendwann passiert. Das Leben, das ich zu führen versuchte, wäre unerträglich gewesen.« Ich räusperte mich. »Hör mal, du hast mal erwähnt, du könntest mir helfen, eine Wohnung zu finden. Wenn das alles vorbei ist, würde ich wirklich gerne in Berkeley bleiben.«

»Ich werde ein paar Anrufe machen und dir dann Bescheid geben«, meinte Kelly.

Die Wohnung lag in einer schmalen Straße, die sich den Hügel hinter dem Footballstadion hinaufschlängelte. Sie befand sich im obersten Stock eines schmalen Holzhauses, eingebettet zwischen den hochgewachsenen Bäumen des Strawberry Canyon. Die Vermieterin, Mrs. Crespi, war eine Freundin von Kellys Mutter und überglücklich, die Wohnung an mich vermieten zu können. Sie warnte uns, dass es an Spieltagen mühsam sein würde, einen Parkplatz zu finden, und dass der Lärm der Kanone, die nach jedem Touchdown abgefeuert wurde, anfangs ziemlich erschreckend sein könnte. Im Haus gab es jede Menge Stufen, und als wir das oberste Stockwerk erreichten, öffnete Mrs. Crespi die Tür zur Wohnung und trat beiseite, damit ich als Erste eintreten konnte. Das Apartment hatte nicht einmal siebzig Quadratmeter und sah aus wie ein Baumhaus. Kelly schnaufte neben mir und sagte: »Du könntest vielleicht mal darüber nachdenken, ob du dir die Lebensmittel liefern lässt. Ich kann mir nicht vorstellen, irgendwas hier heraufzutragen, was schwerer ist als eine Handtasche.«

»Ich habe drei Mieterinnen, berufstätige Frauen wie Sie«, erklärte Mrs. Crespi. »Ich berechne tausendfünfhundert Dollar im Monat inklusive aller Nebenkosten. Wenn Sie die Wohnung nehmen, benötige ich vor allen Dingen eine Kautions. Und die Möbel können stehen bleiben, weil es schwierig ist, hier Sachen rein- und rauszutragen. Ich kann die Wohnung fachmännisch reinigen lassen,

wenn Sie das möchten.«

Meine Anwälte hatten einen monatlichen Unterhalt ausgehandelt, aber es war nicht viel. Ich würde meinen ganzen Schmuck verkaufen und mir einen Job suchen müssen. Aber ich freute mich über die Chance, endlich mein eigener Herr zu sein und meinen Lebensunterhalt selbst zu bestreiten. »Das sollte klappen«, sagte ich und ging ins Wohnzimmer und in die Küche.

Obwohl mir klar war, dass es ziemlich eng werden würde, ließ die Tatsache, dass fast die gesamte Westseite des Raumes aus Glas bestand, die Wohnung gleich größer erscheinen. Gegenüber dem Fenster befand sich ein graugrünes Sofa, und neben der Eingangstür stand ein kleiner Fernseher auf einem Ständer. Hinter uns lag eine winzige Küche mit einer kleinen Arbeitsfläche sowie einem Herd und einem Kühlschrank im hinteren Teil des Raumes. Über einen kleinen Flur gelangte man ins Bad und in ein winziges Schlafzimmer.

Ich ging zum Fenster. Ein Tuch aus grünen Baumkronen breitete sich über dem Hügel aus, und dazwischen lagen versteckt die Universitätsgebäude, die in der Spätnachmittagssonne leuchteten wie halb vergrabene Schätze. Dahinter schimmerte die San Francisco Bay, die Skyline der Stadt und die Brücke wurden vom Sonnenlicht umspielt. »Ich liebe die Wohnung«, sagte ich zu Kelly und Mrs. Crespi.

Ein Lächeln erhellte Mrs. Crespis faltiges Gesicht. »Ich bin so froh.« Sie schlug den Ordner auf, den sie in der Hand hielt, und reichte mir einen Mietvertrag. »Sie können einziehen, wann immer Sie bereit sind.«

Ich nahm die Papiere und grinste. »Ich bin jetzt bereit«, sagte ich und drehte mich wieder zum Fenster.

»Soll ich die Sachen im Bad einpacken, oder willst du selbst die Schubladen durchsehen?« Petra steht in der Tür meines Büros. Ich wende mich von dem Karton, den ich gerade durchsehe, ab und sehe sie an. Als ich nach New York zurückkehrte, hatte sie mich vom Flughafen abgeholt. Sie hatte gewartet, bis wir sicher im Fond des Wagens saßen, den sie gemietet hatte, bevor sie zusammenbrach.

»Das ist wie ein Traum«, sagte sie unter Tränen. »Als ich sah,

dass das Flugzeug abgestürzt war ...« Sie hielt inne, presste die Finger auf ihre Augen und holte tief Luft. »Und dann bist du plötzlich bei CNN aufgetaucht und hast es diesem Scheißkerl gezeigt.«

Wie sich herausstellte, hatte ich ihre Telefonnummer nicht falsch aufgeschrieben. »Ich hatte das Telefon abgemeldet«, erklärte Petra, als ich sie fragte, warum es nicht funktionierte. »Nachdem ich am Flughafen mit dir gesprochen hatte, hatte ich Angst, Rory könnte mithilfe der Rückwärtssuche herausfinden, wem die Nummer gehörte. Deshalb habe ich eine neue bekommen. Aber dann diese Nachricht ...« Sie zuckte mit den Schultern und konnte nicht mehr weitersprechen. Tränen liefen wieder über ihre Wangen.

Ich schließe den Deckel eines Kartons und ziehe einen anderen zu mir hin. »Pack alles ein«, sage ich zu ihr. »Die Cremes und das Make-up sind teuer. Es wäre dumm, alles wegzuworfen.«

»Ich denke immer noch, du solltest hierbleiben«, meint Petra. »Das ist dein Zuhause, und du hast Anspruch darauf. Vielleicht nicht auf den ganzen Hausrat.« Sie wirft einen Blick auf die Rodin-Statue. »Aber du solltest um das kämpfen, was dir gehört.«

»Ich will es nicht«, sage ich, wende mich wieder dem Karton zu und klebe ihn zu. »Ich brauche den vielen Platz nicht.«

»Es geht nicht um den Platz«, erwidert Petra. »Es geht um das, was dir gehört.«

»Dann verkaufen wir es, und ich bekomme die Hälfte.«

»Ich möchte, dass du in New York bleibst.«

Ich gehe auf sie zu und umarme sie. »Ich weiß«, sage ich und gehe wieder auf Abstand. »Aber du weißt, warum ich das nicht kann. Ich muss irgendwo neu anfangen. Du solltest nach Kalifornien kommen. Das Licht, die Luft – alles ist ganz anders. Du würdest es lieben.«

Petra ist skeptisch. »Ich sollte besser im Bad weitermachen. Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Sie geht, und ich öffne den letzten Karton, sehe den Inhalt rasch durch und werfe das meiste davon weg. Das Geld vom Verkauf meines Schmucks verschafft mir ausreichend Zeit, meine Optionen in Kalifornien auszuloten. Vielleicht werde ich wieder mit Kelly zusammen bei Events arbeiten. Oder ich gehe wieder zur Schule. Ich stelle mir vor, wie ich mit der U-Bahn nach San Francisco fahre,

vielleicht dort in einem Museum arbeite und mit den Freunden, die ich hoffentlich endlich finden werde, zum Abendessen ausgehe.

Nach dem CNN -Interview hatte Agent Castro mich wieder zu Evas Haus gebracht, um mit mir noch einmal Schritt für Schritt alles durchzugehen, was während meiner Zeit dort passiert war. Ich war mir nicht sicher, ob ich ihm noch etwas erzählen konnte, was er nicht schon wusste. Sie hatten Evas DNA zum NTSB geschickt, um zu sehen, ob sie mit irgendeinem der bislang entdeckten menschlichen Überreste übereinstimmte.

»Möglicherweise werden wir es nie erfahren«, sagte er. »Man hat mir erklärt, dass es eine ganze Anzahl von Gründen gibt, warum sie nicht auf Ihrem Platz gesessen haben könnte. Vielleicht hat sie mit jemandem getauscht. Oder sie wurde durch die Wucht des Aufpralls aus dem Wrack geschleudert und von der Strömung mitgerissen. Wenn das der Fall ist, werden wir ihre Leiche vielleicht nie finden.« Er zuckte mit den Schultern und blickte aus dem Fenster, als ob die Antwort auf die Frage, was mit Eva passiert war, irgendwo da draußen zu finden wäre, nur für ihn sichtbar.

»Was ist mit dem Drogendealer?«

»Dex«, sagte Castro. »Auch bekannt als Felix Argyros oder Fish. Wir haben einen Hinweis bekommen, dass er sich in Sacramento aufhält.«

Einer der Ermittler trug Evas Campingkocher in einem durchsichtigen Spurensicherungsbeutel aus Plastik durch das Wohnzimmer.

»Sie muss sehr verzweifelt gewesen sein, um sich gerade so ein Leben auszusuchen«, sagte ich.

»Ich glaube, Eva würde sagen, dass dieses Leben sie ausgesucht hat.« Castro seufzte. »Sie war ein schwieriger Mensch, und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie jemals wirklich verstanden habe. Doch obwohl sie abgehauen ist, hat sie trotzdem versucht, das Richtige zu tun. Das, was sie hiergelassen hat, wird für eine Anklage gegen Fish ausschlaggebend sein.«

»Anscheinend war sie ein komplizierter Mensch«, sagte ich.

»Das war sie. Aber ich mochte sie. Ich wünschte, ich hätte mehr für sie tun können.«

Ich sagte nicht, was ich dachte, nämlich dass Eva niemanden

brauchte. Sie kam sehr gut alleine klar.

Ich trage einen Haufen Klamotten ins Wohnzimmer und lege sie neben die restlichen Sachen, die ich mitnehmen will. Ich sehe auf die Uhr. Uns bleiben noch ungefähr dreißig Minuten. Ich höre, wie Petra die Schubladen im Badezimmer im oberen Stock zumacht und dabei etwas vor sich hin murmelt, und muss lächeln.

Die meiste Arbeit ist getan. Ich gehe den Flur entlang, der zu Rorys Büro führt, und spähe durch die Tür. Der Raum ist komplett leer geräumt. Sein Schreibtisch, der von Bruce, sogar die Bücher in den Regalen sind weg, alles von der Staatsanwaltschaft konfisziert. Ich gehe hinüber zu den leeren Bücherregalen, bediene den Schalter, und das untere Fach geht auf. Wie vermutet, ist es leer.

Ich höre, wie jemand die Eingangstür aufschließt, und richte mich auf. Ich fühle mich schuldig, weil ich eigentlich nicht hier sein sollte. Aber es ist nur Danielle. Sie bleibt in der Tür stehen, als sie mich sieht. »Auf Geistersuche?«, fragt sie.

Ich lächle. »So was Ähnliches.«

Danielle hatte mich erwartet, als ich das Stadthaus zum ersten Mal wieder betreten hatte. Sie hatte mich in die Küche geführt und mir eine Tasse Tee gemacht. Als wir einander an der Kücheninsel in der Mitte des Raumes gegenüber saßen, stellte ich ihr endlich die Frage, die mir schon seit ihrer ersten Nachricht auf den Nägeln brannte. »Woher wussten Sie, wo ich war?«

Sie lächelte mich traurig an. »Eva war mit meiner Mom befreundet.« Sie trank zaghaft einen Schluck Tee und erzählte mir die Geschichte einer merkwürdigen Freundschaft zwischen zwei Frauen – von denen eine meinte, die Liebe anderer nicht verdient zu haben, und die andere sich so sehr bemühte, sie dennoch zu lieben. »Obwohl ich sie nur kurz kennengelernt habe, bemerkte ich etwas Verstohlenes an ihr. Sie hatte eine Art, die sich bedrohlich anfühlte.« Danielle stellte ihre Tasse auf die Kochinsel und zeichnete mit dem Finger die Marmorierung der Arbeitsplatte nach. »Aber meine Mutter war ihr treu ergeben. Sie schwor, dass Eva ein guter Mensch war, der die Gewissheit brauchte, dass jemand ihm glaubte.« Danielle zuckte mit den Schultern.

»Aber das erklärt noch nicht, woher Sie wussten, dass Sie mich

auf ihrem Handy erreichen konnten.«

»Am Abend vor der Reise nach Detroit war sie zu Hause bei meiner Mutter. Sie muss ein Gespräch zwischen mir und meiner Mutter belauscht haben, denn danach habe ich sie dabei ertappt, wie sie Fotos von Ihnen gegoogelt hat. Ich hatte Angst, sie könnte Sie irgendwie ins Visier nehmen.« Danielle schüttelte den Kopf, als ob ihr dieser Gedanke peinlich war.

»Wie geht es Ihrer Mom?«

Danielle blickte ins Wohnzimmer, wo die Sonnenstrahlen durch die großen Fenster fielen und helle Flecken auf den Parkettboden warfen. »Nicht gut«, sagte sie. »Es fiel ihr schwer, zu begreifen, dass Eva wirklich tot war. Dass sie noch am Leben wäre, wenn sie sich an ihre Vereinbarung gehalten und nach Berkeley zurückgekehrt wäre.«

Ich trank einen Schluck heißen Kamillentee. Mir war klar, dass ich weder Danielle noch ihrer Mutter jemals etwas von meinem Verdacht erzählen durfte, was Eva wirklich passiert war. Ich wollte es Eva überlassen, den ersten Schritt zu tun, falls und wann auch immer sie es wollte. »Allein die Tatsache, dass Eva mich gegoogelt hat, konnte doch nicht ausreichen, um zu wissen, wo Sie mich suchen mussten.«

»Es war das Video«, sagte Danielle. »Da waren Sie, in Evas Heimatstadt, sie sahen fast aus wie sie, und ...« Sie hielt kurz inne. »Ich ergriff die Gelegenheit und suchte Evas Nummer auf dem Handy meiner Mom. In der Hoffnung, Sie würden rangehen, wenn ich anrief.« Danielle senkte den Kopf und drehte ihre Tasse in den Händen. Als sie wieder aufsah, hatte sie Tränen in den Augen. »Ich musste etwas tun, nachdem ich all die Jahre geschwiegen hatte. Es tut mir so leid, dass ich nicht mehr getan habe, um Ihnen zu helfen.« Sie schluchzte. »Ich dachte, ich könnte Sie beschützen, indem ich dafür Sorge, dass Sie alles termingerecht erledigen. Wenn ich mich anstrengte, hätte er vielleicht keinen Grund, wütend zu sein.«

Ich griff über die Kochinsel und legte meine Hand auf ihre. »Sie haben mir geholfen, als die Not am größten war. Mehr, als ich jemals erwartet hätte.«

Sie drückte meine Hand als stumme Entschuldigung. Spät, aber nicht zu spät.

Das entfernte Geräusch einer Sirene dringt durch die dicke Glasscheibe von Rorys Büro. Ich sehe mich in dem Raum um und versuche mir den Nachmittag vorzustellen, an dem Danielle die Tonaufnahme gemacht hat, und wo sie ihr Handy fallen gelassen hat, um es sich später wieder zu holen. »Eine letzte Frage«, sage ich. »Woher wussten Sie, dass Sie ausgerechnet dieses Gespräch aufnehmen mussten? Wussten Sie, worüber die beiden reden würden?«

Danielle betritt den Raum und streicht mit den Fingern über die Rückenlehne eines Stuhls. »Ich hatte gerade das Video von Ihnen bei dem Event gesehen, und obwohl Mr. Cook mit mir nie darüber gesprochen hat, weckte seine plötzliche Reise nach Oakland in mir die Überzeugung, dass er es ebenfalls gesehen hatte. Ich hoffte, ein Gespräch über ihre Pläne aufnehmen zu können, Sie zu suchen. Um Ihnen einen Hinweis zu geben, wo und mit welchen Mitteln sie suchen würden. Ich hatte keine Ahnung, dass ich am Ende etwas viel Besseres haben würde.«

»Das war unglaublich mutig und dumm.«

Danielle grinst. »Das hat meine Mom auch gesagt.« Sie schaut auf die Uhr. »Wir sollten besser Schluss machen. Die Zeit ist fast um.«

Ich schließe das Fach mit einem leisen Klicken und folge Danielle ins Wohnzimmer, wo wir die letzten Sachen einpacken.

Gerade als ich den Reißverschluss meiner Reisetasche zuziehe, betritt Petra den Raum. »Bereit?«, fragt sie.

Ich werfe einen letzten Blick in den Raum. Die dichten Teppiche, die teuren Möbel, all das ist für mich jetzt bedeutungslos, und ich lächle die beiden an.

»Bereit.

EPILOG

John F. Kennedy Airport, New York

Dienstag, 22. Februar
Der Tag des Absturzes

Ich kauere neben dem Flugsteig am Boden und sammle die verstreuten Gegenstände aus Claires Handtasche zusammen. Ich sehe nur die Schuhe der Leute um mich herum und packe alles wieder in die Tasche außer meinem Prepaid-Handy, das ich an mein Ohr halte.

Mein Plan ist ganz simpel. Zunächst werde ich etwas zur Seite kippen und so tun, als müsste ich mich an die Wand lehnen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Dann werde ich mich von der Schlange der Reisenden abwenden, deren Blicke gehorsam nach vorne gerichtet sind, und zielstrebig in eine andere Richtung gehen.

Als ich gerade dabei bin, in mein stummes Handy zu sprechen, um ein weiteres Gespräch vorzutäuschen – vielleicht etwas Dringendes, wofür ich etwas Platz brauche, ein wenig Privatsphäre –, fragt jemand: »Alles okay, Ma'am?«

Ein weiterer Mitarbeiter am Flugsteig taucht auf, und mit zitternden Knien erhebe ich mich langsam. »Ich habe meine Handtasche fallen lassen«, erkläre ich und hänge sie mir wieder über die Schulter. Ich spüre die leichte Erschütterung einer verpassten Gelegenheit.

»Da Sie schon für den Flug eingescannt wurden, muss ich Sie bitten, in der Schlange zu bleiben«, sagt der Mitarbeiter.

Ich erobere mir meinen Platz vor den beiden Frauen zurück, die sich über die lange Wartezeit beschwert haben, und durch die

leichte Neigung der Gangway werde ich regelrecht zum Flugzeug hingezogen. Claire befindet sich schon irgendwo in der Luft und fliegt nach Kalifornien, und ich bekomme Schuldgefühle. Nicht wegen der Lügen, die ich ihr aufgetischt habe, sondern weil ich sie vielleicht wenigstens hätte warnen sollen, vorsichtig zu sein.

Während die Schlange sich langsam vorwärts bewegt, frage ich mich, ob Claire und ich Freundinnen hätten werden können, wenn wir uns unter anderen Umständen begegnet wären. Es fühlt sich falsch an, die letzte Person zu sein, die mit ihr gesprochen hat, bevor sie verschwand – die einzige Person auf der Welt, die weiß, was mit ihr passiert ist. Und die dennoch nichts Wesentliches über sie weiß. Wen sie liebt. Was ihr wichtig ist oder woran sie glaubt. Und was dazu geführt hat, dass ihr nur diese eine ungeheure Wahl geblieben ist.

Wir haben eines gemeinsam. Jede von uns ist verzweifelt genug, das Risiko einzugehen, unserem alten Ich den Rücken zu kehren. Es geht nicht nur darum, was uns beiden angetan wurde – von Dex, von Claires Ehemann –, es geht um das System, das uns Frauen erklärt, wir seien unzuverlässig und somit überflüssig. Dass unsere Wahrheit im Vergleich zu der eines Mannes nicht zählt.

Ich versuche, meinen Kopf freizubekommen, um mich auf das zu konzentrieren, was als Nächstes passiert. Liz wird sich Sorgen machen, wenn ich nicht wie versprochen anrufe, aber es muss nun einmal so sein. Wenn Castro vor ihrer Tür steht, muss Liz mit Sicherheit behaupten können, dass ich zurückgeflogen bin, um das Richtige zu tun.

Vielleicht wird Liz in ein paar Monaten ein Päckchen in der Post finden. Weihnachtsbaumschmuck – ohne Karte, ohne Absender – aus den reifen Weinbergen Italiens oder den überfüllten Straßen von Mumbai. Und sie wird wissen, dass es mir leidtut. Dass ich glücklich bin. Dass ich mir selbst endlich verzeihen habe.

Sobald ich an Bord bin, werde ich fragen, ob ich meinen Gangplatz gegen einen Fensterplatz tauschen kann. Ich möchte mir die Welt ansehen – den weiten Ausblick, der sich in einem eleganten Bogen unter mir ausdehnt – und mich selbst darin betrachten. Mein wahres Ich, die Person, die Liz mir gezeigt hat.

Ich hoffe, dass wir direkt in die Sonne fliegen werden, wenn das

Flugzeug abhebt. Das helle Licht wird die letzten Spuren von allem auslöschen, was ich zurücklasse. Sie wird mich emportragen, höher als jemals zuvor, über die Angst und die Lügen hinaus, eine Seite voller Lügen herausreißen und die Fetzen hinter mir wie Konfetti verstreuen.

An ihrer Stelle werde ich mir aus meinen Erinnerungen – einige davon wahr, andere die Fantasien eines kleinen Mädchens, das nie seinen Platz gefunden hat – ein neues Leben erschaffen, voller Glück und strahlender Dankbarkeit.

Vielleicht werde ich eines Tages von meinem Leben in Berkeley träumen. Nicht von dem, das ich gelebt habe, mit seinen dunklen Ecken und trügerischen Schatten. Sondern von dem, das ich vor Jahren heraufbeschworen habe, in einem schmalen Bett über einer verstaubten Kirche in San Francisco. Ich werde wieder die lichtgesprenkelten Pfade des Strawberry Canyon besuchen, hoch über dem alten Stadion, mit seinem Ausblick auf eine Skyline, die sich unmittelbar aus der Bucht zu erheben scheint. In Gedanken werde ich die Wege auf dem Campus entlangschlendern, die sich zwischen den Redwoods hindurchschlängeln, den Geruch von feuchter Rinde und Moos einatmen, dem Rauschen des Wassers lauschen und über die Felsen springen.

Die Schlange vor mir setzt sich wieder in Bewegung, die Zwischenräume werden größer, und ich kann freier atmen. Was immer auch schiefgelaufen war, ist wieder in Ordnung, und ich spüre, wie sich die Menschen entspannen in Erwartung ihres Urlaubs, der sie nach einem vierstündigen Flug Richtung Süden erwartet.

Während ich die Passagierbrücke entlanggehe, habe ich das Gefühl, als würde ich mein altes Selbst Stück für Stück abschütteln und immer leichter werden, je näher ich dem Flugzeug komme. Schon bald wiege ich vielleicht gar nichts mehr. Ich lache ein helles, befreites Lachen, ohne den üblichen faden Beigeschmack. In diesem Moment habe ich alles, was ich mir je gewünscht habe. Und zum ersten und einzigen Mal ist es genug. Ich hänge mir Claires Handtasche fester über die Schulter und berühre die Außenseite des Flugzeugs. Ich trete über die Schwelle und blicke nicht zurück.

DANKSAGUNG

Mein tief empfundener Dank gebührt zuallererst der gesamten Sourcebooks-Familie: der Verlegerin und Buchverfechterin Dominique Raccah; meiner brillanten und unterstützenden Lektorin Shana Drehs; dem Marketing- und Promotion-Team (einschließlich Tiffany Schultz und Heather Moore); der talentierten Herstellungsabteilung (Heather Hall, Holli Roach, Ashley Holstrom, Kelly Lawler und Sarah Cardillo); und dem überragenden Vertriebsteam. Es war eine Freude, so viele von euch kennenzulernen: Cristina Arreola, Liz Kelsch, Kay Birkner, Todd Stocke, Margaret Coffee, Valerie Pierce und Michael Leali. Danke, dass ihr *Der Tausch* in eure fähigen Hände genommen und Begeisterung für das Buch geweckt habt. Es stimmt, dass Bücher ein Leben verändern können, aber ihr könnt das auch.

Ein herzliches Dankeschön an meine liebe Agentin Mollie Glick, die während der Entstehung des Buches zu mir stand und die immer an den Roman und an mich geglaubt hat. Und danke an ihre vielen Mitarbeiter (Sam, Emily, Julie, Lola ...), die mir ebenfalls Feedback und Rückhalt gegeben haben.

Dank an mein Auslandsrechte-Team, das *Der Tausch* voller Begeisterung dem Rest der Welt vorgestellt hat. Und an meine Filmagenten Jiah Shin und Berni Barta, die in Hollywood für dieses Projekt eingetreten sind. Größte Anerkennung gebührt auch meiner Presseagentin Gretchen Koss von Tandem Literary, nicht nur für ihre hervorragende Arbeit im Marketing- und Promotionbereich, sondern auch für ihre fachkundige Unterstützung. Es gibt nichts Schöneres, als von Gretchen eine E-Mail zu erhalten, in der steht: »Keine Sorge. Ich mach das schon.«

Der Tausch wäre ohne die Unterstützung meiner Schreibpartner Aimee und Liz heute nicht das Buch, das es ist. Ihr beide habt mehrere Versionen des Romans gelesen und von Anfang an

begriffen, was ich damit ausdrücken wollte. Ich verehere euch beide. Und ein besonderer Gruß geht an die großartige freie Lektorin Nancy Rawlinson, die das Buch auf den letzten Metern bis zur Fertigstellung mitgetragen hat.

Mein Dank gilt meinen Testleserinnen und Freundinnen: Amy Mason Doan, Helen Hoang, Julie Carrick Dalton, Lara Lillibridge, Robinne Lee, Jennifer Caloyeras. Sie alle meinten: »Du hast da etwas Besonderes. Mach weiter.«

Ich danke meinem lebenslangen Freund Todd Kusserow, der mit mir über Drogenermittlungen und Wegwerfhandys gesprochen und mir erklärt hat, wie eine Person an tadellos gefälschte Ausweispapiere kommen kann. Ich liebe unsere Gespräche, unseren Textaustausch, und ich verehere dich. Danke an John Ziegler, der mir dabei geholfen hat, alle Dinge im Zusammenhang mit Flughäfen und Flugreisen gründlich zu durchdenken. Das ganze Buch basiert auf der Möglichkeit, dass zwei Menschen ihre Tickets am Gate tauschen, und John half mir, diese Idee zu konkretisieren. Ein Gruß geht auch an Gloria Nevarez, Beauftragte der West Coast Conference und langjährige Freundin, die mir in letzter Minute noch einige sehr wichtige Details über den NCAA -Basketball geliefert hat. Dabei wurde mir schmerzlich bewusst, dass unsere gemeinsame Zeit in Berkeley schon so lange her war, dass ich mich selbst nicht mehr an diese Details erinnern konnte.

Danke an die talentierte und engagierte Instagram-Buchkritikerin Katelyn Lane, die mir erlaubt hat, ihren Namen zu verwenden, und die mich bei dem Buch kontinuierlich unterstützt hat. Ich hoffe, ich habe die Figur ebenso klug und liebenswert dargestellt, wie sie es ist. Folgt ihr auf @katelynreadsbooks_. Sie gibt die besten Buchempfehlungen. Mein aufrichtiger Dank gilt auch allen Online-Buchchampions – den Facebook-Gruppen und Bookstagrammers, die sich der Unterstützung von Autoren widmen. Ihr macht den Job, unsere Bücher zu promoten, so viel leichter und amüsanter für uns.

Dank an meine Eltern, deren Unterstützung und Terminplanung mir Zeit und Raum gelassen haben, ein zweites Buch zu schreiben und zu veröffentlichen. Und an meine Kinder Alex und Ben, die mich immer wieder inspirieren und in Erstaunen versetzen. Ich liebe euch.

Und schließlich danke ich der University of California in Berkeley,

die ich tief in meinem Herzen trage, und den Freunden, die ich dort gefunden habe (ich spreche von euch, Joan Herriges und Ben Turman). Es war mir eine Freude, meine Zeit an der Cal noch einmal zu durchleben und das, was mir daran am meisten gefallen hat, zu Papier zu bringen. Go Bears!

Buchentdecker Service

NUTZEN & **GEWINNEN!**

Bestellen Sie unseren Newsletter und erhalten Sie exklusive Informationen über:

- **Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps**
 - **attraktive Gewinnspiele & Aktionen**
 - **tolle Preisaktionen & Schnäppchen**

**UNTER ALLEN NEWSLETTER-NEUANMELDUNGEN
VERLOSEN WIR MONATLICH LESESTOFF!**

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)